

LINGUISTISCHE PROBLEME DER TEXTANALYSE

SPRACHE DER GEGENWART

Schriften des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim

Gemeinsam mit

Hans Eggers, Johannes Erben, Odo Leys und Hans Neumann

herausgegeben von Hugo Moser

Schriftleitung: Ursula Hoberg

BAND XXXV

LINGUISTISCHE PROBLEME
DER TEXTANALYSE

JAHRBUCH 1973

PÄDAGOGISCHER VERLAG SCHWANN
DÜSSELDORF

© 1975 Pädagogischer Verlag Schwann Düsseldorf
Alle Rechte vorbehalten · 1. Auflage 1975
Umschlagentwurf: Paul Effert
Gesamtherstellung: Graphische Werkstätten Kösel, Kempten
ISBN 3-590-15635-x

INHALT

<i>Wladimir Admoni</i> , Die Struktur des Satzes und die Gestaltung des Wortkunstwerks	7
<i>Siegfried J. Schmidt</i> , Zur Linguistik der sprachlichen Kommuni- kation	20
<i>Elise Riesel</i> , Grundsatzfragen der Funktionalstilistik	36
<i>Helmut Schnelle</i> , Zur Explikation des Begriffs „Argumentativer Text“	54
<i>Werner Abraham</i> , Zur Linguistik der Metapher	77
<i>Hans Glinz</i> , Zur Analyse der Textrezeption. An Texten von J. H. Pestalozzi (1797 – 1803 – 1823)	116
<i>Elisabeth Gülich – Wolfgang Raible</i> , Textsorten-Probleme	144
<i>C. Soeteman</i> , Thomas Mann und die deutsche Sprache	198
<i>Jindřich Toman</i> , Zur Nominalisierung im modernen Deutsch	212
<i>Herbert Gasser</i> , Zur Pronominalisierung im heutigen Deutsch	218
Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1973	242

DIE STRUKTUR DES SATZES UND DIE GESTALTUNG DES WORTKUNSTWERKS

Von Wladimir Admoni

1.

Daß es manche Verschiedenheiten gibt zwischen der Sprache des Wortkunstwerks (weiter unten als WKW bezeichnet) und der sozusagen „utilitaristischen“ Sprache aller anderen Bereiche der menschlichen Redetätigkeit (weiter unten als US bezeichnet), wird selbst beim flüchtigen Vergleich ihrer Strukturen augenscheinlich.

Dies gilt sowohl für die semantische Struktur des Wortes als auch für die Verwendung einiger grammatischer Formen.

Allerdings verändern sich im Laufe der sprachlichen Entwicklung die Beziehungen zwischen der sprachlichen Form des WKW und der Form der US in allen ihren Abarten. Einige Verschiedenheiten schwächen sich ab oder verschwinden, andere gewinnen an Bedeutung oder kommen überhaupt erst zum Vorschein. Dabei vollziehen sich diese Prozesse in der Poesie und in den prosaischen WKW recht verschiedenartig, und selbst der Bestand der wortkunstmäßigen sprachlichen Formen in den poetischen und in den prosaischen WKW fällt zuweilen nicht zusammen.

Es verändern sich die Beziehungen zwischen der Wortkunst und anderen Bereichen des Sprachgebrauchs auch in dem Sinne, daß die Wortkunst zuweilen sich einem von diesen Bereichen sprachlich mehr nähert als den anderen oder im Gegenteil sich von ihm besonders stark entfernt. So lassen sich im Deutschen im Verlaufe der letzten drei Jahrhunderte weitgehende Veränderungen in der Beziehung zwischen der Sprache der Wortkunst und der Umgangssprache verfolgen. Ohne auf dieses Problem hier näher eingehen zu können, möchte ich nur bemerken, daß die Sprache des WKW sich in diesem Zeitabschnitt der Umgangssprache bekanntlich in mancher Hinsicht annähert, was aber keineswegs einen geradlinigen Prozeß darstellt. Selbst in der Prosa trägt z. B. die Schaffung und rasche Verbreitung der „erlebten Rede“ zu einer größeren grammatischen Differenzierung zwischen der Sprache des WKW und der Umgangssprache bei. Und das Aufkommen der Experimentalprosa in den fünfziger und besonders in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts bedeutet überhaupt, daß eine (allerdings sehr

eigenartige) Abart der WKW sich von der Umgangssprache ganz entschieden abwendet.

Aber nicht derartige Probleme bilden das Thema meines heutigen Vortrags. Die Frage von den Beziehungen zwischen der Sprache des WKW und der US wird hier nur von einer Seite aus beleuchtet. Es wird hier nämlich das Problem erörtert, wie sich die allgemeinsten strukturellen Züge des WKW zu den allgemeinsten strukturellen Zügen der natürlichen menschlichen Sprache überhaupt verhalten. Dabei wird als Vertreter der natürlichen menschlichen Sprache ihre wichtigste kommunikative und kognitive Einheit herangezogen, nämlich der Satz.

2.

Als Hauptmerkmal, an dem unser Vergleich in erster Linie durchgeführt werden soll, wählen wir eine strukturelle Erscheinung, die für die Wirksamkeit des WKW von großer Bedeutung ist, nämlich die Spannung.

Das WKW ist eine dynamische Einheit, die in der Regel, allerdings auch nicht ohne Ausnahmen (vgl. S. 9), mit Spannung gespeist ist. Die Spannung im WKW nimmt verschiedene Formen an¹:

1. Die sujetmäßige Spannung.

Sie entsteht dadurch, daß ans Ende des WKW etwas verlegt wird, was erst das richtige Verständnis, die adäquate Auffassung des ganzen Werkes ermöglicht. Besonders klar tritt diese Art Spannung zum Vorschein, wenn das WKW eine Fabel, ein Sujet im eigentlichen Sinne des Wortes besitzt und die Lösung aller zu dieser Fabel gehörenden Konflikte eben am Schluß des WKW stattfindet. Aber auch in solchen Werken, die keine eigentliche Fabel haben, z. B. in lyrischen Gedichten, kommt in sehr vielen Fällen erst am Schluß die in emotionaler und semantischer Hinsicht besonders wichtige Stelle des Werks zum Vorschein, die sozusagen die maximale Steigerung oder Vertiefung (oder beides zugleich)

¹ Es werden hier nur die wichtigsten Spannungsformen (sowohl im Satz als auch im WKW) berücksichtigt. Nicht untersucht wird z. B. die Spannungsform, die man als „oxymoronmäßige“ bezeichnen könnte. Sie wird durch Kontaktierung oder Überlagerung semantisch oder grammatisch oder stilistisch einander widersprechender oder sogar ausschließender Komponenten der Redekette hergestellt. Z. B. bei Rilke: „Hast dir eine Brücke geschlagen / bis zu mir über Schuld und Schnee“, wo die semantisch ganz verschiedenartigen Substantive (*Schuld* – *Schnee*) syntaktisch als vollständig parallele behandelt werden. Oder bei Brecht: „Und weil der Mensch ein Mensch ist / Hat er Stiefel im Gesicht nicht gern“, wo die erhabene Diktion des ersten Verses durch die groteske Ausdrucksweise des zweiten Verses abgelöst wird.

seines Bedeutungsgehalts mitbringt. So bringt im Goetheschen „Mali-
lied“ eben die letzte Halbstrophe den Übergang von dem Gefühls-
taumel des Augenblicks zum vertieften Ewigkeitsgefühl. Im Rilke-
schen „Panther“ ist es der letzte Vers (...und hört im Herzen auf zu
sein), der, das Schicksal des vom Panther empfangenen äußeren Bildes
schildernd, das vollständige Absterben des inneren Lebens des gefange-
nen Tieres endgültig besiegelt und vor Augen führt.²

Auch in der lyrischen Prosa (z. B. in Erwin Strittmatters „Schulzenho-
fer Kramkalender“) sind es vor allem die Schlußzeilen, die ein außer-
ordentlich wichtiges Detail enthalten oder eine bedeutsame Wendung
in der Schilderung bringen und auf diese Weise dem ganzen lyrischen
Miniaturbild eine besonders starke Wirksamkeit verleihen.

Selbstverständlich gibt es – und gar nicht selten – auch solche WKW,
die auf die sujetmäßige Spannung verzichten. So werden als sozusagen
„absteigende“ Strukturen manche Gedichte der Impressionisten ge-
formt, die in ihrem Fortschreiten immer schwächer tönen und gewisser-
maßen versanden. Es gibt auch manche Stilrichtungen, die solches Ver-
sanden des WKW eben fordern, da ihrer Auffassung nach die Ver-
setzung besonders wichtiger Stellen an den Schluß des WKW als etwas
Unnatürliches, als ein Verstoß gegen das eigentliche Wesen des mensch-
lichen Lebens zu gelten hat, das für sie als Häufung von Zufälligkeiten
erscheint, die nicht fähig sind, eine gespannte Fabel zu bilden. Dies war
der Standpunkt des von Arno Holz am Ende der achtziger Jahre des
vorigen Jahrhunderts verkündeten „konsequenten Naturalismus“.³
Ähnlich lautet das Programm einiger Stilbewegungen im 20. Jahrhun-
dert, vor allem des französischen „neuen Romans“ der fünfziger und
sechziger Jahre, der sich eben als „Antiroman“ behaupten wollte.

Aber die Werke und ganze Stilrichtungen solcher Art sind doch in der
Regel Erscheinungen vorübergehenden Charakters und können in
ihrem Wesen nur aus ihrer Opposition gegen die sujetmäßige Literatur
verstanden werden, die deswegen eben als Grundlage des gesamten
Systems der schönen Literatur, auch in unserer Zeit, auftritt.

² Über die Neigung, im lyrischen WKW die wichtigste Stelle, die die eigentliche Er-
kenntnis der im Gedicht behandelten Thematik bringt, ans Ende zu rücken, vgl.
T. I. Sil'man, Semantičeskaja struktura liričeskogo stichotvorenija (k probleme
„modeli žanra“) [Die semantische Struktur des lyrischen Gedichts (zum Problem des
„Genre-Modells“)], in: Filologična. Issledovanija po jazyku i literature. Pamjati
akademika V. M. Žirmunskogo. Leningrad 1973.

³ A. Holz. Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze, 1890.

2. Die emotionale Spannung.

Sie entsteht bekanntlich durch starke gefühlsmäßige Färbung des WKW und wird durch entsprechende Wahl und Gestaltung der Situation und Personen in epischen und dramatischen Werken und mit Hilfe von entsprechenden Bildern und lexikalischen und syntaktischen Mitteln sowohl in diesen als auch in lyrischen Werken hergestellt. Es erübrigt sich, diese Art der Spannung im WKW näher zu beschreiben. Es sei nur hinzugefügt, daß in Goethes „Mailied“ die emotionale Spannung eigentlich das ganze Gedicht durchdringt, erst am Schluß sich mit der sujetmäßigen Spannung verbindend, die hier, wie gesagt, als ein Übergang vom momentanen zum ewigen Gefühl erscheint.

3. Die Tiefenspannung.

Sie entsteht dadurch, daß im WKW solche Bedeutungsgehalte vorhanden sind, die nicht unmittelbar dem Leser vorgeführt werden, sondern erst beim Vordringen von der Oberfläche zu den tieferen Regionen des WKW erfaßt werden können.

Dies ist der Fall z. B. in den Werken mit symbolischem Bedeutungsgehalt und beim systematischen Gebrauch der Metaphorik. In den Werken hohen Ranges, wenn die Symbolik und Metaphorik nicht abblaßt und fade sind, bildet sich ein innerer Zwang, den unter der Oberfläche des Werks verborgenen Sinn zu erfassen, was eben eine Spannung besonderer Art bedeutet. Und dies findet keineswegs nur in den WKW ausgesprochen philosophisch-symbolischen Charakters statt, nicht nur in solchen Werken wie Goethes „Faust“ oder Th. Manns „Zauberberg“.

So kommt in der Literatur des 20. Jhs. solche Prosa zu großem Ansehen, die unmittelbar sehr präzise und knapp nur die äußeren Handlungen und den sehr reservierten Dialog der vorgeführten Personen darstellt. Ihr eigentliches seelisches Leben und die wahren Beweggründe ihres Handelns können erst allmählich aus den Beziehungen zwischen ihren Äußerungen und ihrem Verhalten aus dem besonderen Ton ihrer Worte, auf Grund der Hervorhebung einiger Details, auf Grund der Zusammenstellung des im WKW geschilderten konkreten Lebens des einzelnen Menschen mit der an der Peripherie des WKW irgendwie zum Vorschein kommenden epochalen Wirklichkeit des 20. Jhs. usw. bis zu einem gewissen Grade erschlossen werden. Es ist hier vor allem das Schaffen Ernest Hemingways vorbildlich, der eben die Forderung aufgestellt hat, daß der größte Teil eines WKW wie der eines Eisbergs für den Leser unsichtbar bleiben soll. Man nennt diese Art

der Gestaltung eines WKW Subtext oder Unterbedeutung, und sie ist auch bei manchen anderen Schriftstellern des 20. Jhs. eben als eine Form der Tiefenspannung zu erkennen, z. B. bei H. Hamsun, E. M. Remarque, A. Camus.⁴ Vorbereitet war sie in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. vor allem in den Werken von H. Ibsen und A. Tschechow. Ihre Ansätze sind aber noch viel älter und reichen zurück bis zu den berühmten isländischen Familiensagas.

Auch eine solche im 20. Jh. aufblühende Erscheinung wie die erlebte Rede trägt zur Schaffung der Tiefenspannung bei, da durch sie der Text semantisch auch vielschichtig wird, nämlich die Stimme des Erzählers durch die Stimmen der handelnden Personen überlagert wird, was zur Bildung einer Projektion von der Oberfläche des WKW in sein Inneres führt.

Dies sind die wichtigsten Formen der Spannung im WKW.

Und nun der Satz.

Es läßt sich leicht zeigen, daß im Satz als der wichtigsten kommunikativ-kognitiven Einheit sowohl der Sprache als auch der Rede alle drei im WKW wirkenden Spannungsarten vorgebildet sind:

1. Die sujetmäßige Spannung des WKW findet ihre Entsprechung in der syntagmatischen Spannung des Satzes.

Die syntagmatische Spannung wird nämlich in ihrer krassesten Form dadurch erzeugt, daß die semantisch-grammatisch wichtigsten, unentbehrlichen Komponenten des Satzes an sein Ende gestellt werden, d. h. durch die Klammerbildung. Nun wissen wir, allerdings, daß im Deutschen die Klammer keineswegs immer erhalten bleibt und daß es überhaupt klammermäßig neutrale Sätze gibt. Wir wissen auch, daß in vielen Sprachen die Satzklammer als allgemeine Gesetzmäßigkeit der Satzgestaltung überhaupt fehlt oder nur auf einen Teil der Satzkomponenten, nämlich nur auf die schwachtonigen, beschränkt ist, wie es z. B. im Russischen und Französischen der Fall ist. Doch ist in allen Sprachen auch in den Sätzen, die keine grammatisch nach strengen Regeln geformte Klammer aufweisen, die Tendenz vorhanden, das kommunikativ Wichtigste (das psychologische Prädikat, das Neue, das Rhema) ans Ende des Satzes zu versetzen, so daß der Satz doch in Einklang mit dem Prinzip der syntagmatischen Spannung aufgebaut wird (nach dem

⁴ Vgl. T. I. Silman. Die Unterbedeutung (Subtext) als sprachliche Erscheinung, in: Actes du Xe Congrès international des linguistes, III, Bucarest 1970, p. 351-355.

⁵ Vgl. Ju. Tynjanov, Problema stichotvornogo jazyka [Das Problem der Verssprache]. Leningrad, I, 1924, S. 30-31.

Aspekt der Erkenntniseinstellung des Redenden oder der aktuellen Gliederung der Rede.) Und wenn auch in manchen Sätzen das kommunikativ Wichtigste an die erste Stelle rückt und der ganze Satz eben als „abperlend“ gestaltet wird, so läßt sich dadurch die außerordentlich große Rolle der syntagmatischen Spannung für die Gestaltung des Satzes nicht in Frage stellen, weil das Fallenlassen dieser Spannungsform durch die Einwirkung irgendwelcher mächtiger Faktoren erklärt werden kann, vor allem durch die Einwirkung einer anderen Spannungsform, nämlich der emphatischen Spannung, die weiter unten besprochen wird.

Allerdings gibt es eine Theorie, die dem Satz als solchem jegliche Dynamik und Spannung abspricht. Entworfen wurde diese Theorie von keinem geringeren als Jurij Tynjanow, einem der glänzendsten Vertreter des sogenannten russischen Formalismus der zwanziger Jahre. Seiner Theorie nach ist die Dynamik und Spannung nur dem Satz im Vers eigen, da erst der Vers mit der Dichte seiner Redekette, mit seiner engen Verflechtung der Wortbedeutungen, mit seiner Verschlingung der Lautkörper von Wörtern usw. dem Satz die Energie und Dynamik verleiht und ihn auf diese Weise zu einer gespannten Konstruktion umgestaltet. Selbst die Sprache des prosaischen WKW ist somit nach Tynjanow spannungslos. Aber schon diese Folgerung aus der Theorie Tynjanows läßt diese Theorie recht fragwürdig erscheinen, besonders angesichts solcher Werke wie derjenigen von H. Kleist und L. Büchner, Th. Mann und W. Borchert, die außerordentlich stark gespannte Sätze enthalten, wenn auch diese Spannung durch Anwendung sehr verschiedener Mittel der Satzgestaltung erzielt wird. Doch läßt sich auch in ganz allgemeiner Form, für alle Bereiche der Sprache, also auch für die US, im Lichte der oben angeführten Erwägungen die These aufstellen, daß die Spannung, und in erster Linie eben die syntagmatische Spannung, dem Satz als solchem innewohnt und daß der Vers nur imstande ist, die Spannungspotenzen zu aktualisieren und zu erhöhen, die dem Satz überhaupt eigen sind.

2. Emotionale Spannung im WKW findet im Satz eine genaue Entsprechung, nämlich die Spannung, die durch gefühlsmäßige Hervorhebung des ganzen Satzes oder seiner Bestandteile hervorgebracht wird. Man kann sie als emphatische Spannung bezeichnen. Ausgedrückt wird sie mit Hilfe von Intonation, die freilich graphisch oft nur sehr mangelhaft wiedergegeben wird, und Wortstellung, auch durch Gebrauch von Interjektionen und gewissen Wortformen und Wortverbindungen. Ich

glaube, daß bei der Behandlung dieser Frage keine weiteren Ausführungen notwendig sind.

3. Der Tiefenspannung im WKW entspricht im Satz die Spannung, die der Vielschichtigkeit der lexikalen und, was uns besonders interessiert, der grammatischen Bedeutungen in der Redekette, somit auch im Satz, entspringt. Die im Satz vorkommenden grammatischen Bedeutungen überlagern nämlich einander und bilden auf diese Weise eine partiturartige Struktur, die sich auf die in den Wortformen festgelegten Bedeutungsgehalte (die der Wortart, des Kasus, der Temporalform usw.) stützt, aber auch in der Wortstellung und Intonation ihren Ausdruck findet.

Es entsteht somit im Satz eine beträchtliche Anzahl von einander überlagernden grammatischen Bedeutungen, so daß eine Wortform zuweilen eine ganze Kolonne von verschiedenen grammatischen Bedeutungen auf sich trägt, die mit ihnen in sehr verschiedenartigen grammatischen Beziehungen stehen. So hat nach meinen Zählungen im deutschen Satz *Ich hab' es heute dem Vater gesagt* die Wortform *Vater* folgende 9 grammatische Bedeutungen zu tragen: 1. die verallgemeinerte grammatische Bedeutung des Gegenstandes, die den Substantiven eigen ist und sich in diesem Fall in der Bedeutung der Person exemplifiziert, die übrigens vielleicht auch als eine besondere grammatische Bedeutung im System der semantisch-grammatischen Arten des Substantivs ausgesondert werden könnte, 2. die Bedeutung des Gegenstands (der Person), auf welche die Handlung orientiert ist, also die grammatische Bedeutung des Dativs als eines indirekten Objekts, wobei man hier die Kasusbedeutung und die Bedeutung des entsprechenden Satzgliedes auch als zwei verschiedene grammatische Bedeutungen auffassen könnte, 3. die individualisierende grammatische Bedeutung, die ihren formalen Ausdruck bis zu einem gewissen Grade im Artikel findet, aber ganz unzweideutig nur vom Kontext zum Ausdruck gebracht wird, 4. die grammatische Bedeutung der Bestimmtheit, die ihren formalen Ausdruck auch im Artikel findet und sich allenfalls auch nur mit Hilfe des Kontexts wirklich realisieren läßt, 5. die grammatische Bedeutung des männlichen Geschlechts, 6. die grammatische Bedeutung der Einzahl, 7. die allerdings nur indirekt allen Substantiven anhaftende grammatische Bedeutung der 3. Person, 8. die dem ganzen Satz eigene, aber auch die Wortform *Vater* streifende grammatische Bedeutung der mäßig erhöhten Emotionalität, die allerdings vielleicht nicht von allen Sprachforschern als grammatische Bedeutung anerkannt wird, 9. die dem gan-

zen letzten Abschnitt des Satzes, aber besonders eben der Wortform *Vater* eigene grammatische Bedeutung des „Neuen“, des „Rhemas“. Außerdem schwingen beim Aussprechen des Wortes *Vater* solche grammatische Bedeutungen des Satzes mit wie die durch die Form des Verbs und das Fehlen der Negation ausgedrückte modale Bedeutung der Realität der durch den Satz beschriebenen Handlung und die durch die Wortstellung und Intonation zum Ausdruck gebrachten grammatischen Bedeutungen des Einfachsatzes und des Aussagesatzes.⁶

Allerdings werden die allermeisten von diesen grammatischen Bedeutungen, deren Auswahl übrigens diskutabel ist, in dem Augenblick, in dem das Wort *Vater* ertönt, sowohl von dem Redenden als auch von dem Hörenden gar nicht beobachtet, überhaupt nicht empfunden. Aber objektiv sind sie da und aus ihrem Mitschwingen ergibt sich eine allgemeine Anlage zur Projektion, die von der Wortform, wie sie im Satz erscheint, zu den sie überlagernden grammatischen Bedeutungen führt und auf diese Weise eine besondere Art von latenter Spannung erzeugt, die ich einmal als batysmatische (vom griech. *batys* – tief) bezeichnet habe.⁷ Die Projektion in die Tiefe ist somit dem Wesen des Satzes als eines grammatischen Gebildes in einem noch höheren Maße eigen als dem Wesen des WKW. Und es gibt ja außerdem noch eine Projektion, die in die Tiefe der lexikalischen Bedeutung führen kann. Aber jegliche Projektion ist mindestens eine Vorbedingung zum Aufkommen der Spannung.

Alle Arten der Spannung, die das WKW beleben, finden sich also bereits bei dem Satz vor, zum Teil als Spannungen, zum Teil als Vorbedingungen zur Spannung. Das WKW weist diese Spannungsarten in viel reicheren und mannigfaltigeren Formen auf und handhabt sie zielbewußter und differenzierter. Aber die Wurzeln dieses Gebrauchs liegen doch in den Gebrauchsgesetzmäßigkeiten des Satzes. Die Spannungen im WKW sind letzten Endes nur Entfaltungen der Potenzen, die bereits im Satz enthalten sind.

⁶ Vgl. W. G. Admoni, Grundlagen der Grammatiktheorie. Übersetzt und mit einem Vorwort von Theodor Lewandowski, Heidelberg 1971, S. 59–68. Ausführlicher und an Hand einer Tabelle wird die Mehrschichtigkeit grammatischer Bedeutungen gezeigt im Aufsatz: V. G. Admoni, Partiturnoe strojenie rečevoj cepi v sisteme grammatičeskich značenij v predložanii [Der Partitur-Bau der Redekette im System der grammatischen Bedeutungen im Satz], in: Fililogičeskie nauki, 1961, Nr. 3.

⁷ Vgl. V. G. Admoni, Sintagmatičeskoe naprjaženie v stiche i proze [Die syntagmatische Spannung in Vers und Prosa], in: Invariantnye sintaksičeskie značenija i struktura predloženija, Moskva 1969, S. 26.

Nun möchte ich in aller Kürze noch einige Aspekte erwähnen, die der Struktur des WKW und der des Satzes gemeinsam sind.

Es ist vor allem die Fähigkeit des Satzes, sich auf mannigfache Weise und in einem sehr hohen Grade zu erweitern, die ihre Entsprechung im WKW findet. Wie es vor Jahren A. Meillet treffend bemerkt hat, ist die Zahl der Komponenten, die ein Satz enthalten kann, eigentlich unbeschränkt.⁸ An die abhängigen Glieder ersten Grades, die unmittelbar zu den Hauptgliedern des Satzes gehören oder zu ihrer Beziehung, können abhängige Glieder zweiten Grades, d. h. solche, die zu den abhängigen Gliedern ersten Grades gehören, herantreten, an sie die abhängigen Glieder dritten Grades usw. Dasselbe gilt aber auch für das WKW. An die Fabel, die die Rolle der prädikativen Hauptlinie des Satzes in den epischen und dramatischen WKW spielt, und an die sujetmäßige Hauptlinie in der thematischen, emotionellen und bildlich-metaphorischen Entwicklung der lyrischen WKW können in beliebiger Anzahl erweiternde Situationen, Schilderungen, Bilder usw. herantreten. Den knappen, zusammengedrängten WKW stehen die weitschweifigen, detaillierenden gegenüber, dem „Michael Kohlhaas“ von H. Kleist der „Nachsommer“ von A. Stifter.

Auf diese Weise wird es möglich, gewisse Übereinstimmungen auch zwischen den kompositionellen Typen des Satzes (geradlinige und verzweigte Sätze) und den Aufbauarten des WKW zu verzeichnen.⁹

Eine weitere Ähnlichkeit zwischen dem WKW und dem Satz besteht darin, daß sie beide multidimensional sind, und zwar auf eine ziemlich ähnliche Art. Ohne auf dieses Problem hier näher eingehen zu wollen, möchte ich doch eine seiner Seiten erwähnen.

Der Satz kann nämlich vor allem und besonders unmittelbar in folgenden drei Dimensionen erfaßt werden, die allerdings selbst mit verschiedenen Aspekten, d. h. Dimensionen besonderer Art, ausgestattet werden können. Diese Hauptdimensionen sind: 1. die Paradigmatik, d. h. das System seiner Typen (Modelle) nach allen seinen Aspekten, 2. die Syntagmatik, d. h. das System der Satzkomponenten als einer Reihenfolge (Kette), 3. die bereits erwähnte Batysmatik, d. h. das System der einander überlagernden grammatischen und lexikalischen Bedeutungen der Wortformen im Satz, das wir oben, bei der Betrachtung der Spannungsarten im Satz, skizziert haben. Syntagmatik und Batysmatik

⁸ A. Meillet, *Introduction à l'étude comparative des langues indoeuropéennes*. Septième édition refondue, Paris 1934, p. 354.

⁹ Vgl. W. Admoni, *Der deutsche Sprachbau*, 3. Aufl., München 1970, S. 284–288.

sind die Dimensionen, in welchen das eigentliche Funktionieren des Satzes vor sich geht.

Nun aber sind dieselben Dimensionen auch dem WKW eigen. Hinsichtlich der syntagmatischen und der batysmatischen Dimensionen scheinen hier die Beweise überflüssig zu sein, da dieses Problem eigentlich dort erörtert wurde, wo von der sujetmäßigen und der Tiefenspannung die Rede war (s. S. 8 ff.). Aber auch über die paradigmatische Dimension verfügt das WKW. Denn nicht nur die Einteilung der schönen Literatur nach Gattungen bildet ein System, das sich eben als ein paradigmatisches erweist, sondern auch innerhalb einer Gattung lassen sich die strukturellen Unterarten im Aufbau des Sujets in epischen und dramatischen Werken und der emotionell-thematischen Hauptlinie in lyrischen Werken in paradigmatische Systeme einordnen. Als das bekannteste Muster solcher Einordnung ließe sich wohl das von Vladimir Propp bereits in den zwanziger Jahren aufgestellte System der sujetmäßigen Strukturen des Märchens anführen.¹⁰

Die hier angedeuteten Übereinstimmungen in der Gestaltung des Satzes und des WKW sind keineswegs als selbstverständliche Folgen der Tatsache zu verstehen, daß sowohl der Satz als auch das WKW zu semiotischen Systemen gehören. Es sei nachdrücklich darauf hingewiesen, daß den meisten semiotischen Systemen die Mehrzahl der hier behandelten Aspekte des Satzes und des WKW überhaupt fremd, irrelevant ist. Dies hat seinen Grund vor allem darin, daß die hier behandelten Aspekte eben Aspekte sind, d. h. einzelne Seiten aspektreicher, multidimensionaler Zeichensysteme darstellen, wogegen die meisten semiotischen Systeme nichts weiter als Codes im eigentlichen Sinne des Wortes sind, die mit sehr wenigen Aspekten (Dimensionen) auskommen (gewöhnlich mit zwei: Paradigmatik und Syntagmatik, wobei sie in eine beschränkte Anzahl von Aspekten zerfallen).

Die Multidimensionalität, die den Satz und das WKW verbindet, beruht ja darauf, daß diese beiden semiotisch keine künstlichen Codes sind, sondern natürliche, erst allmählich entstandene und mit der Fülle des menschlichen Lebens unlöslich verbundene Erscheinungen, die nicht nur der Verständigung zwischen den Menschen dienen, sondern auch die Form bilden, in der sich das innere Leben des Menschen ausdrückt

¹⁰ Wladimir Propp, *Morphologie des Märchens*. Herausgegeben von Karl Eimermacher. München 1972. Vgl. R. Breyer, Vladimir Jacovlevič Propp (1895–1970) – Leben und Wirken. In: *Linguistica Biblica*, 15/16, April 1972.

und sowohl sich selbst als auch die äußere Welt mehr oder weniger getreu abbildet und erkennt.

Allerdings stellen der Satz, der hier stellvertretend für die Sprache überhaupt steht, und das WKW qualitativ verschiedene Stufen oder Ebenen und verschiedene Formen solcher Verständigung, Abbildung und Erkenntnis dar. Aber sowohl der Satz (die Sprache) als auch das WKW sind nur deswegen imstande, ihre sehr komplizierte Aufgabe zu erfüllen, weil ihre Multidimensionalität die Möglichkeit schafft, sowohl die gesamte Mannigfaltigkeit des inneren und äußeren Lebens mehr oder weniger getreu zu fixieren als auch die Bezugnahme des Redenden (und des Hörenden) auf dieses fixierte Leben auszudrücken – und dies alles in einer „portativen“, biegsamen Form, die selbst sehr komplizierte und weitschweifige Bedeutungsgehalte durch den Satz bzw. durch das WKW zu vermitteln gestatten, ohne sie in einzelne Bestandteile zerbröckeln zu lassen.¹¹

Selbstverständlich ist das WKW geneigt, eben weil es ein WKW ist, in dem Bestand der Aspekte, über die es verfügt, eine Auswahl zu treffen und je nach der historischen Entwicklungsstufe, nach den spezifischen Forderungen der Literaturgattungen usw. irgendwelche von den Aspekten in den Vordergrund rücken zu lassen. So spielt in den WKW, die sich des Verses bedienen, die lautliche Seite der Sprache eine außerordentlich wichtige Rolle, da eben die Mobilmachung dieser Seite hier die Bedeutungsgehalte der Wörter in ihren Wechselbeziehungen besonders stark und oft in ganz ungewöhnlichen Schattierungen und Brechungen auftreten läßt, überhaupt der ganzen in Frage kommenden Redekette eine besondere semantische Dichte und gesteigerte Dynamik verleiht (vgl. S. 8 f.). Aber auch alle anderen Aspekte des WKW müssen doch dabei, wenn auch in einem bescheideneren Maße, zu ihrem Recht kommen, müssen irgendwie an dem WKW teilhaben, damit es eben als Ganzes, als ein wahres Kunstwerk erhalten bleibt.

Dies wird besonders klar, wenn wir die Entwicklung des WKW im 20. Jh. betrachten. Unter dem mächtigen Druck verschiedener Triebkräfte, bestimmt sowohl von außerordentlich tragischen historischen Ereignissen des Jahrhunderts als auch von radikalen Umwälzungen in der Wissenschaft und in der Technik, zeigen sich die Künstler, deren Seelen ungeheueren Spannungen ausgesetzt sind, oft bereit, die Möglichkeiten, die in einzelnen Dimensionen und Aspekten des WKW ent-

¹¹ Vgl. W. G. Admoni, Grundlagen der Grammatiktheorie, S. 42–52.

halten sind, nicht nur bis ans Ende auszunützen und zu aktualisieren, sondern sogar zu verabsolutieren. Und da das Material des WKW die Sprache ist, stehen die betreffenden Schriftsteller eben im Begriff, auch in dem Satz als der syntaktischen Grundeinheit der Sprache, einzelne Dimensionen oder Aspekte zu verabsolutieren.¹²

Besonders kraß tritt diese Tendenz bei den dadaistischen Strömungen in der Literatur des 20. Jhs. zutage, die nur die lautliche Seite des WKW und des Satzes als festen Boden für den modernen Dichter (und überhaupt für den modernen Menschen) anerkennen, da für sie die hergebrachte lexikale und grammatische Semantik der Sprache verlogen und unwahr ist. Aber ihre Versuche, sich von allen bestehenden Bindungen der lautlichen Komplexe mit dem Bedeutungsgehalt völlig zu befreien und eine ganz neue Sprache und Wortkunst zu schaffen, führen in Wirklichkeit nur zu einer vollständigen Auflösung sowohl der Sprache als auch der Wortkunst. Denn sie beide als Systeme sind eben auf vielschichtige und verzweigte, in der Kontinuität des gesellschaftlich-menschlichen Lebens tief verankerte Beziehungen zwischen ihrer lautlichen und ihrer semantischen Seite angewiesen. Auch die Versuche, irgendwelchen anderen Aspekten des WKW oder des Satzes ganz entschieden den Vorrang zu gewähren, führen zur Verkümmern des WKW als Kunstwerk.

Zu Stockungen auf der Ebene des Satzes – in Erfüllung seiner kommunikativen und kognitiven Funktion – führt die Tendenz, irgendeiner kompositionellen Struktur des Satzes absolute (oder fast absolute Herrschaft einzuräumen, wie es im 17. Jh. oft mit dem verzweigten Satz (in der Form des mehrfach verschachtelten Satzgefüges) geschehen ist und in unserer Zeit zuweilen mit dem geradlinigen Satz, der sich fast völlig auf den Gebrauch der umfangreichen Substantivgruppen beschränkt.

Es ist gut, daß am Ende meines Vortrags die Rede auch auf die Unterschiede der Ebenen gekommen ist, denen der Satz und das WKW angehören. Bei ihrem Vergleich wurden ja vor allem die Übereinstimmungen zwischen ihnen hervorgehoben. Aber ich glaube, wenn ich hier von zwei verschiedenen Ebenen spreche, nämlich von der Ebene

¹² Vgl. V. G. Admoni, *Osobennosti sintaksičeskoj struktury v chudožestvennoj proze XX v. na Zapade* [Besonderheiten der syntaktischen Struktur in der künstlerischen Prosa des 20. Jh. im Westen], in: *Filologica. Issledovanija po jazyku i literature. Pamjati akademika V. M. Žirmunskogo*, Leningrad 1973. W. Admoni, *Entwicklungstendenzen des deutschen Satzbaus von heute*. München 1973, S. 17–22.

der Sprache (des Satzes) und der der Kunst (des WKW), so ist ihre prinzipielle, qualitative Verschiedenheit mit genügender Schärfe fixiert, so daß sich eingehendere Hinweise auf ihre Verschiedenheit im Rahmen eines kurzen Vortrags erübrigen.

Von entscheidender Wichtigkeit scheint mir doch, daß der Satz und das WKW, ohne ganz isomorph zu sein, durch feste Bande miteinander verbunden sind, und daß die Gestalt des WKW, wie ich es hier zu zeigen versucht habe, in mancher Hinsicht eben die Weiterführung und Entfaltung der Struktur des Satzes ist.

ZUR LINGUISTIK DER SPRACHLICHEN KOMMUNIKATION

Von Siegfried J. Schmidt

1. Vorbemerkungen

Wertet man die Prospekte wissenschaftlicher Verlage und die Häufigkeit des Gebrauchs bestimmter Ausdrücke in wissenschaftlichen Diskussionen als ein Indiz für Trends in einer Wissenschaft, dann hat die Linguistik in den letzten Jahren endgültig ein neues Forschungsthema adaptiert: die „Pragmatik“.

Die Häufigkeit der Verwendung dieses Ausdruckes und die Fülle von Veröffentlichungen, die diesen Ausdruck im Titel führen, haben inzwischen ein Maß erreicht, das Verächter dieses Themas „inflationär“ zu nennen beginnen. Sieht man aber etwas genauer hin, dann zeigt sich unter dem zuweilen modischen Aufputz zwar eine verwirrende Fülle divergierender Ansätze, eine längst unübersichtliche Terminologie – aber eben auch, und das scheint mir entscheidender zu sein, ein neues Erkenntnisinteresse, das sich in Fragen formuliert, von denen man sich nur wundern kann, warum sie erst heute sich durchzusetzen beginnen.

1.1 Im Rahmen dieses Eröffnungsreferates möchte ich weniger speziellen Detailfragen einer Pragmatiktheorie nachgehen als einer Reihe von prinzipiellen Fragen, die mit der Einführung eines Forschungsbereichs „Linguistik der sprachlichen Kommunikation“¹ zusammenhängen und die vielleicht auch in den nachfolgenden Beiträgen in dieser oder jener Form aufgegriffen werden.

2. „Pragmatik“ als neue Forschungsstrategie

2.1 Betrachtet man die neuere Literatur zum Thema „Pragmatik“,² so muß man zunächst eine negative Feststellung treffen: bis heute gibt es

¹ Ob für eine solche Forschungsaufgabe der Titel „Linguistik“ noch zutrifft, wird unten (2.3) näher behandelt.

² Etwa D. Wunderlich, Hrsg., 1972, *Linguistische Pragmatik*, Frankfurt/M., oder die Vorlagen zum Kolloquium „Zur Grundlegung einer expliziten Pragmatik“ im ZiF der Universität Bielefeld, Januar 1973. (im Druck, Fink Verlag, München)

keine pragmatische Theorie in irgendeinem strengeren wissenschaftstheoretischen Sinne. Was bisher vorliegt sind Programme, Forderungen, Detailanalysen – und Polemiken für und wider „Pragmatik“. So disparat all diese Aktivitäten auch sein mögen, sie machen eines deutlich: die Linguistik befindet sich augenblicklich in einer Übergangssituation, in der offensichtlich wichtige Entscheidungen fallen können (und sollten) für die zukünftige Gestalt und Wirkungsmöglichkeit der Linguistik und der Linguisten, wenn die Linguisten bereit sind, sich der heute anstehenden Grundsatzdiskussion zu stellen und sich nicht in Detailarbeit verlieren.

2.2 Zwar gibt es bislang keine Definition von ‚Pragmatik‘, aber ein Charakteristikum ist allen „pragmatischen“ Arbeiten gemeinsam: der Versuch einer (und diesmal hoffentlich endgültigen) Überwindung des (denotierenden) Zeichenbegriffs und der damit verbundenen Wortorientiertheit in der Linguistik³ und der Versuch der Einbeziehung komplexerer Forschungsgegenstände (wie Texte, Sprechakte) in den Objektbereich einer modernen Linguistik. So gesehen kann „Pragmatik“ heute zwar noch nicht als wohlformulierte Theorie, wohl aber als eine schon ausreichend deutlich formulierte Forschungsstrategie betrachtet und untersucht werden.

Einige der mit dem Entstehen dieser Forschungsstrategie verbundenen Aspekte sollen im folgenden kurz erwähnt werden:

(a) die bedeutungstheoretische Diskussion im Anschluß an Wittgenstein hat wichtige Argumente für eine kontextuell-operationale Bedeutungstheorie beigebracht. Damit wurden die engen Grenzen einer „Systemlinguistik“ überschritten in Richtung auf eine „Verwendungslinguistik“. Anders gewendet: damit wurde der Übergang von der Betrachtung sprachlicher Zeichen in Isolierung zur Analyse von Textbestandteilen kommunikativ funktionierender Texte vollzogen.

(b) Sobald aber der Text als Ausgangspunkt linguistischer Analysen in den Blick kam, mußte auch der Vorkommensbereich von Texten, die Situation ihres sinnvollen Funktionierens, mitberücksichtigt werden, wollte man nicht nunmehr den Text isolationistisch behandeln wie früher die Sprachzeichen.

Erzwang also eine operationalistische (und als solche notwendig kontextualistische) Semantiktheorie eine Textsemantik, so führte eine konsequente Textsemantik notwendig zu einer Text„pragmatik“,

³ So zuletzt G. Wienold 1972, *Semiotik der Literatur*, Frankfurt/M.

die die Bildung und Rezeption von Texten im Rahmen „kommunikativer Handlungsspiele“⁴ untersuchte. Dieser Schritt wurde explizit vollzogen in der Sprechakttheorie Austins und Searles, wo die lautliche Äußerung von Sätzen bzw. Texten zugleich als Vollzug sozial relevanter Sprechakte dargestellt wurde.

(c) Entwicklungen dieser Art, wie sie die Forschungsgeschichte der Sprachtheorie der letzten 30 Jahre kennzeichnen, wären nicht möglich gewesen ohne entsprechende Veränderungen im erkenntnistheoretischen und wissenschaftstheoretischen Forschungsbereich und ohne stimulierende soziale Motivation.

(c₁) In der durch Popper eingeleiteten und von ihm und seinen Schülern (Lakatos, Albert, Feyerabend u. a.) vorgetragenen Attacke auf monotheoretische und certistische Rechtfertigungsmodelle von Erkenntnis und Wissenschaft entwickelte sich ein Wissenschaftsverständnis dynamischer Art mit neuartigen (vor allem von T. S. Kuhn propagierten) Einsichten in die Rolle wissenschaftsgeschichtlicher und gesellschaftlicher Faktoren für die Bildung und Durchsetzung von Theoriesystemen (= „Forschungsprogrammen“ nach Lakatos). In der neu entstehenden Wissenschaftswissenschaft wurde die Verflechtung des Wissenschaftssystems in gesellschaftliche Teilsysteme weiter untersucht und der Mythos der unberührten Selbständigkeit der Wissenschaften schrittweise abgebaut.

(c₂) Diese theoretische Depotenzierung der Wissenschaftsautonomie traf seit 1968 auf eine aktive hochschulpolitische Situation und Diskussion, in der gerade von der Linguistik als der Theorie einer der einflußreichsten gesellschaftlichen Steuerungs- und Beeinflussungsinstrumentarien, der Sprache, gesellschaftspolitisches Bewußtsein gefordert wurde⁵. Hatten Wissenschaftstheorie und Wissenschaftswissenschaft die unbewußte und bewußte gesellschaftliche Steuerung wissenschaftlicher Arbeit und der Entwicklung der Wissenschaft theoretisch aufgewiesen, so bot nun eine bestimmte gesellschaftliche Entwicklungsrichtung die Themen, die einer gesellschaftlich bewußten Linguistik angetragen wurden: so etwa die Analyse sprachlicher gesellschaftlicher Kommunikationsprozesse, deren Bedeutung, deren Steuerung und Kritik (als Datenlieferant für die Kompensation von Fehlentwicklungen); die Rolle der Sprache

⁴ Zur Definition dieses Terminus cf. Verf., 1973, Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation, München (utb 202).

⁵ Cf. etwa U. Maas, 1972, Sprechen und Handeln – zum Stand der gegenwärtigen Sprachtheorie, in: SPiTZA 41, 1–20.

im Sozialisationsprozeß (Themen: Sprachbarrieren, Sprachdidaktik); die Rolle der Sprache in Politik und Werbung etc.

(d) Fragestellungen dieser Art gingen weit über das hinaus, was die Linguistik bis hin zu Chomsky als „genuin linguistisch“ akzeptiert hatte. Daß sich solche Fragen durchzusetzen begannen, lag sicher nicht nur an den politischen Forderungen einer Minderheit, sondern daran, daß die Linguistik selbst im Rahmen ihrer fachinternen Entwicklung an den verschiedensten Stellen an die Grenzen ihres bislang gültigen systemlinguistischen und satzbezogenen Ansatzes gestoßen war.⁶ Wer sich etwa in Fragen der Referenz-Theorie und Semantik, bei der Analyse von Deiktika oder Kohärenzbedingungen für Texte, bei der Beschreibung der Negation oder der Darstellung der Emphase nicht mit unzureichenden syntaktischen Antworten zufriedengeben wollte, mußte Texte-in-Funktion, also Sprechakte in einbettenden Kommunikationssituationen, entsprechend mitberücksichtigen; m. a. W. er mußte von einer „Textlinguistik“ zu einer „Textpragmatik“ übergehen.

2.3 Angesichts dieser verschiedenartigen, heute offensichtlich konvergierenden Entwicklungen steht die Linguistik m. E. gegenwärtig vor folgender Entscheidung: Entweder sie versucht, pragmatische Probleme theoretisch zu isolieren, indem sie ihren bisher vorhandenen Teilforschungsbereichen: Phonologie, Syntax, Semantik *a d d i t i v* eine weitere Komponente „Pragmatik“ hinzufügt⁷; oder sie nimmt pragmatische Probleme so ernst, daß sie eine „Pragmatisierung“ des ganzen Faches Linguistik ins Auge faßt, d. h. Linguistik auslegt als umfassende Theorie der sprachlichen Kommunikation. Akzeptiert man einmal die zumindest phänomenal evidenten Beobachtungen, (1) daß Sprache faktisch nie allein vorkommt, sondern immer nur zusammen mit nicht-sprachlichen Faktoren im Rahmen komplexer Kommunikationsprozesse, und (2) daß Sprache praktisch nicht in isolierten Zeichen vorkommt, sondern in kommunikativ funktionierenden mehrheitlichen Komplexen („Texten“), so folgt daraus für die Forschungsprogrammatik einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation, daß sie nicht nur ein künstlich präpariertes System abstrahierter Elemente untersuchen darf, sondern Sprache im sozio-kommunikativen Kontext und Sprache in kommunikativ funktionierenden Vorkommen (= „Texten“) untersuchen muß.

⁶ Dazu cf. die ausführliche Darlegung in Verf. 1973.

⁷ Diesen Weg gehen viele Generativisten, die Pragmatik als bloße Erweiterung der Transformationsgrammatik betreiben.

Eine Linguistik mit dieser Zielsetzung nenne ich im folgenden, um einen bloßen Streit um Worte zu vermeiden, *Texttheorie*⁸. Die Forschungsaufgabe einer Texttheorie besteht darin, eine explizite Theorie der Produktion und Rezeption sprachlicher Texte im Rahmen unverkürzter sprachlicher Kommunikationsprozesse zu entwickeln. In einer solchen Texttheorie ist ein Teilforschungsbereich „Pragmatik“ überflüssig; denn „pragmatisch“ kann hier nicht der Name für einen Teilforschungsbereich sein, sondern nur den dominanten Forschungsaspekt einer solchen Theorie insgesamt kennzeichnen, nämlich ihre Kommunikationsorientiertheit. Ob eine solche Texttheorie weiterhin linguistisch genannt wird oder nicht, spielt in diesem Zusammenhang nur eine geringe Rolle.

Eine Texttheorie mit dieser Programmatik eliminiert endgültig die oft noch gezogenen Grenzen zwischen Linguistik (mit ihren Erweiterungsbereichen wie Sozio- und Psycholinguistik) und Sprachphilosophie im klassischen Sinne. Sie versteht sich als eine notwendig interdisziplinäre und kooperative Wissenschaft des Gesamtprozesses der sprachlichen Kommunikation. Darin trifft sie sich weitgehend mit einer von der Linguistik her konsequent programmierten Pragmatik, der etwa A. Leist⁹ die Aufgabe zuweist, „explanative Hypothesen darüber zu liefern, wie die einer Sprache mächtigen Sprecher Sprechsituationen in der Einheit von Wahrnehmung, Handeln und sprachlicher Repräsentation, konstituieren.“ (1972, S. 65) Linguistik in ihrer bisherigen Ausrichtung als „Systemlinguistik“ ist in einer solchen Texttheorie nur eine, wenn auch eine außerordentlich wichtige, Teilkomponente; Texttheorie kann bei der gegenwärtigen Forschungslage nur als eine Rahmentheorie konzipiert werden, die Probleme formuliert und Forschungsansätze so koordiniert, daß die Ergebnisse aneinander anschließbar werden.

Einige dieser Ansätze sollen im folgenden skizziert werden.

3. *Das „kommunikative Handlungsspiel“ als texttheoretische Kategorie*

3.1 P. Hartmann hat mehrfach darauf hingewiesen, daß die Linguistik eine ausreichend breite „Phänomenologie des linguistischen Objekts“

⁸ Diesen Terminus ziehe ich dem inzwischen vieldeutig gewordenen Terminus ‚Pragmatik‘ vor, der nach wie vor fast kanonisch in die Morris’sche Reihe Syntax, Semantik, Pragmatik gestellt wird.

⁹ Zur Intentionalität von Sprechhandlungen, in: D. Wunderlich, Hrsg., 1972, 59–98.

benötigt: „Wenn die Sprachwissenschaft in einer objektgerechten Breite und Differenziertheit ausgeübt und entwickelt werden soll, hat sie von der tatsächlichen Objektlage im Bereich der Sprachwirklichkeit auszugehen.“ Für Hartmann ist der „Ausgangspunkt einer Phänomenologie des linguistischen Objekts [...] die Texthaftigkeit des originären sprachlichen Zeichens“.¹⁰ Überschreitet man diese textlinguistische Position in Richtung auf eine Texttheorie, so muß der Ausgangspunkt einer Phänomenologie des linguistischen Objekts kontextuell erweitert werden. Als neuen Ausgangspunkt habe ich schon seit längerem¹¹ das „kommunikative Handlungsspiel“ vorgeschlagen.

3.2 Der Einführung einer solchen Kategorie liegen folgende erkenntnistheoretische und sprachtheoretische Annahmen zugrunde:

(a) ein Topos der sprachphilosophischen Erkenntnistheorie seit Herder und Humboldt ist die Hypothese, daß Sprache nicht primär denotativ sondern sinnkonstitutiv gebraucht wird. A. Leist (1972, 65) hat diese alte Einsicht jüngst so bestätigt, „daß Sprecher sich kognitiv auf eine Umwelt beziehen, die zwar unabhängig vom einzelnen Sprechakt besteht, die aber mit Hilfe von Symbolen kognitiv erst erfahrbar gemacht wurde... Dann ist aber auch Natur uns immer nur in einem soziokulturellen Rahmen gegeben und ihre Erfahrung ist kommunikativ geformt.“

(b) Wer eine Sprache erlernt, erwirbt nicht nur die Regeln zur Bildung korrekter Ketten von Elementen, sondern zugleich die Regeln der sozial rekurrenten und erfolgreichen Verwendung sprachlicher Ausdrücke und Ausdrucksfolgen in Kommunikationssituationen. Dabei gilt nicht nur genetisch, daß ein Kind „die Regeln seiner Sprachkompetenz nicht als isolierte Regeln zur Konstruktion von Ausdrücken, sondern nur zusammen mit den typischen Handlungs- und Rollenbeziehungen seiner primären Umwelt“ lernt¹², sondern es gilt je aktuell, daß jede Äußerung eines akzeptablen Textes in einer Kommunikationssituation sprachliche und nichtsprachliche Faktoren integriert.

L. Wittgenstein hat diese Integrationskomplexe „Sprachspiele“ genannt und definiert: „Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätig-

¹⁰ Text als linguistisches Objekt, in: W. D. Stempel, Hrsg., 1971, Beiträge zur Textlinguistik, München, S. 12.

¹¹ Zuerst veröffentlicht 1971, Das kommunikative Handlungsspiel als Kategorie der Wirklichkeitskonstitution, in: K. G. Schweisthal, Hrsg., Grammatik Kybernetik Kommunikation, Bonn, 215–227.

¹² D. Wunderlich 1970, Die Rolle der Pragmatik in der Linguistik, in: DU, 22, H. 4, 5–41, S. 13.

keit, mit denen sie verwoben ist, das ‚Sprachspiel‘ nennen.“¹³ Um die unlösbare Integration sprachlicher und nichtsprachlicher Faktoren in sprachlichen Kommunikationsprozessen noch deutlicher zu akzentuieren, schlage ich vor, den Begriff ‚kommunikatives Handlungsspiel‘ einzuführen.

3.3 Geht man aus von der mündlichen sprachlichen Kommunikation, so läßt sich ein kommunikatives Handlungsspiel vorläufig so definieren:

(1) Ein kommunikatives Handlungsspiel spielt sich ab zwischen mindestens zwei Kommunikationspartnern in einem abgegrenzten Wahrnehmungsraum (= Prinzip der wechselseitigen optischen und/oder akustischen Wahrnehmbarkeit).

(2) Ein kommunikatives Handlungsspiel basiert auf zumindest partieller Gleichartigkeit der Wahrnehmungen und Codekenntnisse der Kommunikationspartner und ist analysierbar in rollenkomplementäre Kommunikationsakte (dazu s. u. 3.4) (z. B. eine Frage und Antworten in einer Schulstunde), die als Vollzug intentionsgesteuerten, der Rückfrage aussetzbaren sozialen Handelns angesehen werden.

(3) Ein kommunikatives Handlungsspiel ist definierbar über eine thematische Orientierung der es bildenden Kommunikationsakte (z.B. das Thema einer wissenschaftlichen Diskussion); durch diese Orientierung verhält es sich selektiv gegenüber möglichen Vielfalten von Wahrnehmungsprozessen und anderen möglichen Themen. Anwesenheit und thematische Orientierung können zur Kontrolle des kommunikativen Handlungsspiels in Form metakommunikativer Reflexion eingesetzt werden.

(4) Ein kommunikatives Handlungsspiel ist zeitlich begrenzt und läßt Varianz der Kommunikationspartner in bestimmtem Ausmaße zu; dieses Ausmaß ist begrenzt durch die Integrierbarkeit hinzukommender Partner in die thematische Orientierung.

(5) In kommunikativen Handlungsspielen wird über den Bezug sprachlicher Konstituenten zu nichtsprachlichen Konstituenten des kommunikativen Handlungsspiels und zu darin vorausgesetzten Informationssystemen bzw. „Wirklichkeitsmodellen“ entschieden, indem die semantischen Regeln des benutzten Sprachsystems bzw. des jeweiligen Textes auf die Gegebenheiten des kommunikativen Handlungsspiels hin interpretiert werden. Das kommunikative Handlungsspiel konstituiert für

¹³ Philosophische Untersuchungen, § 7.

die Kommunikationspartner einen gemeinsamen Bezugsrahmen, innerhalb dessen über die Referenz und soziokommunikative Relevanz sprachlicher Handlungen (und deren Elemente) entschieden wird.

(6) Selektivität und thematische Orientierung wirken intern als Kriterien der Textbildungsverfahren, die in einem Texterzeugungsmodell als eine geordnete Abfolge von Entscheidungs- bzw. Selektionsprozessen beschrieben werden können. Nach diesen Vorüberlegungen ergibt sich folgende Einbettungshierarchie für sprachliche Phänomene:

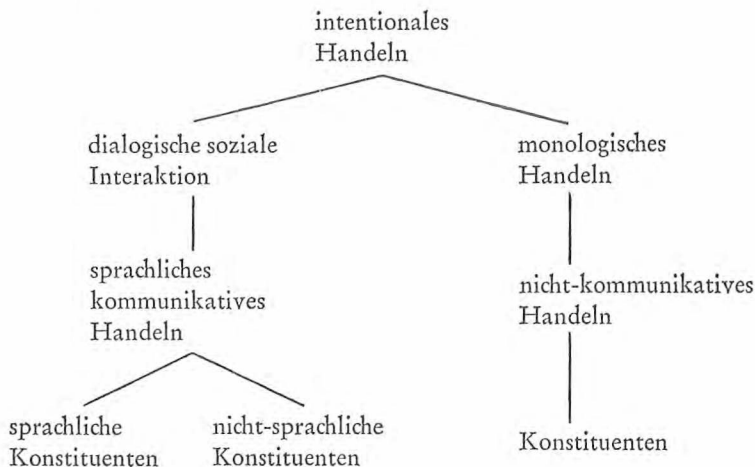


Fig. 1

3.4 Kommunikationsakte. Illokutionspotentiale. Textdefinition

3.4.1 Das kommunikative Handlungsspiel war in 3.3 definiert worden als eine Kommunikations„geschichte“, die sich zwischen Partnern in einer Kommunikationssituation abspielt. Die sprachlich-kommunikativen Handlungen, die den einzelnen Kommunikationspartnern im Rahmen eines kommunikativen Handlungsspiels zugeordnet werden können, sind die Kommunikationsakte¹⁴. Wie Austin, Searle, Alston, Wunderlich u. a. erläutert haben, integriert ein Sprech- oder Kommunikationsakt zumindest drei Aktsorten: einen lokutiven, einen illokutiven und einen perlokutiven Akt. Daß diese drei Aktsorten tatsächlich be-

¹⁴ Ich ziehe den Ausdruck „Kommunikationsakt“ dem geläufigeren Ausdruck „Sprechakt“ vor, um der Komplexion der verschiedenen Aktsorten in einem Sprechakt auch terminologisch besser Rechnung zu tragen.

stehen und daß sie in jedem Kommunikationsakt integriert sind, kann aber nur nachgewiesen werden, wenn man Kommunikationsakte als Konstituenten von kommunikativen Handlungsspielen ansieht, also die Kommunikationsakte in den fundierenden Rahmen des kommunikativen Handlungsspiels einbettet. Das ist vor allem dann wichtig, wenn man Regeln für das Gelingen sowie Regeln für das Aufeinanderfolgen von Kommunikationsakten sucht, die nur durch Bezug der Kommunikationsakte auf das einbettende kommunikative Handlungsspiel gefunden werden können.

3.4.2 Die Literatur über Kommunikationsakte ist so umfangreich und bereits so weit verbreitet, daß ich hier nicht im einzelnen darauf eingehen muß. Nur auf ein Problem möchte ich in diesem Zusammenhang näher eingehen, und zwar auf den Begriff des „Illokutionsaktes“ (und im Zusammenhang damit des „Illokutionspotentials“). Nach Searle etwa ist die Äußerung eines Satzes nicht bloß ein akustisches Ereignis sondern zugleich der Vollzug einer sozial relevanten Handlung wie Versprechen, Warnen, Belehren etc. Jede erfolgreiche Äußerung hat demnach eine illokutive Qualität, die der Partner realisieren muß, um die Äußerung bezüglich ihrer intendierten kommunikativen Relevanz zu verstehen.

Drei Anmerkungen zur Frage des Illokutionsaktes sollen im Rahmen einer Texttheorie hier kurz behandelt werden:

(a) Wie Lexikonuntersuchungen (am Deutschen, Französischen und Englischen) im Anschluß an Searle ergeben haben (durchgeführt in Berlin und Bochum), gibt es in diesen Sprachen eine Fülle von Verben, die „Illokutionspotentiale“ bezeichnen. Versucht man nun, den Status solcher Illokutionspotentiale zu bestimmen, so läßt sich im Rahmen einer Texttheorie, die die Produktion und Rezeption von sprachlichen Äußerungen im komplexen Handlungsrahmen kommunikativer Handlungsspiele betrachtet, folgende Hypothese entwickeln: die Menge der aktuell vorkommenden Kommunikationsprozesse läßt sich – zumindest weitgehend – reduzieren auf Kommunikationstypen (= Typen kommunikativer sozialer Interaktion). Diese Typen sind in einer Gesellschaft durch die Sozialisationsprozesse der Mitglieder weitgehend normiert; sie werden von allen Mitgliedern einer Gesellschaft erlernt, unterliegen Regeln, rekurren und sind damit erwartbar und in gewissem Maße einklagbar (= unterliegen Sanktionen). Typen dieser Art machen soziale Interaktionen überschaubar und beherrschbar, da sich normalerweise jeder darauf verläßt, daß seine Kommunikationspartner die

gesellschaftliche Relevanz solcher Kommunikationstypen ähnlich einschätzen wie er. Kommunikationstypen dieser Art, so lautet meine Hypothese, sind Manifestationen von Handlungstypen, die man einer Handlungsgrammatik oder Handlungssemantik einer Gesellschaft zuordnen könnte. Diese Hypothese stützt sich darauf, daß solche Handlungstypen nicht nur sprachlich manifestiert werden können sondern in ganz verschiedenen Manifestationsmedien. Grüßen, Drohen, Ermahnen, Erbitten etc. kann man nicht nur sprachlich, sondern gestisch, optisch etc.; man kann dabei Medien mischen, von einem Medium in das andere „umsteigen“ etc. Es wäre also die Frage zu klären, ob nicht jede kommunikativ erfolgreiche Textäußerung Vollzug eines gesellschaftlich normierten (oder zumindest nur durch Abweichung von bzw. Rekurs auf erkennbaren) Handlungstyps im sprachlich-kommunikativen Bereich ist. Die in einer Sprache vorhandenen Bezeichnungen für Illokutionspotentiale wären also in dieser Perspektive anzusehen als Bezeichnungen für solche Handlungstypen im sprachlich-kommunikativen und im nichtsprachlichen (kommunikativen/intentionalen) Bereich.¹⁵

(b) Diese – weitgehend spekulative – Hypothese kann bei der Beantwortung eines schwierigen Problems weiterhelfen, nämlich bei der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Satz-/Textbedeutung und Illokutionspotential. Faßt man nämlich den Vollzug des Kommunikationsaktes im Rahmen eines kommunikativen Handlungsspiels auf als Manifestation eines Handlungstyps, dann ist der Kommunikationspartner beim Verstehen eines Kommunikationsaktes nicht ausschließlich verwiesen auf die Bedeutung einer Äußerung, sondern auf den integralen sprachlich-nichtsprachlichen Prozeß in einem kommunikativen Handlungsspiel. Nur in einem solchen komplexen Prozeß kann er aus Merkmalen des gesamten kommunikativen Handlungsspiels eine Äußerung wie z. B. *Es ist kalt hier* als Aufforderung erkennen, das Fenster zu schließen, die Heizung aufzudrehen etc.; oder er kann die Äußerungsfolge: *Was gibt's zum Mittag? – Spinat. – Na denn bis heute abend.* als Dialog zwischen Partnern verstehen, von denen einer als Spinatgegner das Mittagessen lieber auswärts einnimmt.

¹⁵ M. E. paßt zu dieser Hypothese durchaus die Untersuchung von D. Wunderlich (1973: Aspekte einer Theorie des Sprechhandelns, Vortragsmanuskript), der die konventionellen Prozeduren betont, denen Sprechhandlungen folgen und vor allem auf die Handlungsobligationen eingeht, die ein Sprecher übernehmen muß, wenn er ein Illokutionspotential realisieren will. Der Obligationsbegriff wird von Wunderlich gerade mithilfe des Sanktionsbegriffs definiert, also mit einem handlungstheoretischen Begriff.

(c) Nur durch Rekurs auf das Konzept des Illokutionspotentials scheint es mir auch möglich zu sein, eine Definition des Textbegriffs vorzunehmen. Danach ließe sich eine vorläufige Textdefinition so anlegen:

(1) Ein Text ist jeder geäußerte sprachliche Bestandteil eines Kommunikationsaktes in einem kommunikativen Handlungsspiel, der in erkennbarer Weise thematisch orientiert ist und eine kommunikative Funktion erfüllt, d. h. ein erkennbares Illokutionspotential (= Manifestation eines Handlungstyps) realisiert. Nur durch die von einem Sprecher beabsichtigte und von Kommunikationspartnern erkennbare, in einer Kommunikationssituation realisierte illokutive soziokommunikative Funktion wird eine Menge sprachlicher Äußerungen zu einem erfolgreich funktionierenden, durch konstitutive Regeln (im Sinne Searles) geregelten Textprozeß.

(2) Werden in einem Kommunikationsakt mittels verschiedener Äußerungsmengen verschiedene unterscheidbare Illokutionsakte realisiert, und lassen sich diese Illokutionsakte hierarchisch in ein kohärentes System einordnen, dann gilt die gesamte Äußerungsmenge, die die Illokutionshierarchie vollzieht, als Text; die Äußerungsmengen, die unterscheidbare integrierte Illokutionsakte vollziehen, heißen Intexte. Dabei gilt, daß Texte Sprechern zugeordnet werden. Das hat zur Folge, daß auch solche Äußerungsmengen, die von Äußerungen anderer Kommunikationspartner unterbrochen werden, aber vom Sprecher als zu einem Illokutionsakt gehörig angesehen werden, als ein einheitlicher Text gelten.

Im Unterschied zu vielen bislang geläufigen Definitionen vom Text als einer kohärenten Menge von Sätzen besagt „Text“ im hier entwickelten Zusammenhang immer: Äußerungsmenge-in-Funktion.

Die aus einem kommunikativen Handlungsspiel analytisch isolierte linguistisch kohärente Sprachzeichenmenge bzw. Satzmenge soll im Unterschied dazu *Textformular* heißen. Ein Textformular bezeichnet die über einer thematischen Tiefenstruktur geordnete sprachliche Konstituentenmenge, von deren Funktion abstrahiert worden ist.

Der Ausdruck Formular kennzeichnet, daß diese Konstituentenmenge erst dadurch kommunikative Funktion gewinnt, daß Sprecher die semantischen Leerstellen des Textformulars im Rahmen eines kommunikativen Handlungsspiels mit „Sinn“ füllen.

4. *Textproduktion und Textrezeption: ein texttheoretisches Orientierungs-Modell*

4.1 Aufgrund ihres kontext- und kommunikationsorientierten Ansatzes dürfte eine Texttheorie weit mehr als strikt systemlinguistische Theorien für andere textthematisierende Wissenschaften als Gesprächspartner von Interesse sein. Voraussetzung für eine erfolgreiche Kooperation etwa mit der Literaturwissenschaft wird aber sein, daß eine Texttheorie Theorien und Modelle für die Textproduktion und Textrezeption zur Verfügung stellt, die den bisherigen Kenntnisstand der Literaturwissenschaft erweitern und für deren spezifisches Umgehen mit besonderen Texten verwendbar sind.

Bei der Entwicklung eines Orientierungs-Modells zur Textproduktion kann eine Texttheorie nur auf wenige kommunikationstheoretische Vorarbeiten zurückgreifen. Weithin ungeklärt sind überdies bis heute die bei der Textproduktion tatsächlich ablaufenden psychischen Prozesse. – Die im folgenden skizzierten Vorschläge für ein solches Modell sind also notwendig umrißhaft und weitgehend spekulativ. Es wird versucht, Vorarbeiten verschiedenster Provenienz aufzugreifen und in einen überschaubaren Zusammenhang zu bringen. Ziel einer solchen – im strengen Sinne – vorthoretischen Modellbildung ist es, die Komplexität des Textbildungsprozesses anzudeuten, die eine strenge Textproduktionstheorie berücksichtigen muß.

4.2 Die Bildung dieses Modells basiert auf einer Reihe von Voraussetzungen, die kurz so zusammengefaßt werden können:

- (a) Textproduktion wird aufgefaßt als Manifestation eines Illokutionspotentials, also als kommunikative Operation (im Rahmen kommunikativer Handlungsspiele) im Medium einer natürlichen Sprache.
- (b) Textproduktion vollzieht sich als geordneter Entscheidungsprozeß. Aus den in einer Sprechergemeinschaft zu Verfügung stehender Repertoires von Textkonstituenten und Regeln zur Verknüpfung solcher Konstituenten wählt ein Sprecher die für seine Mitteilungs- und Wirkungsabsicht passenden Einheiten aus. Textproduktion kann nach dieser Hypothese rekonstruiert werden als geordnete Abfolge von Entscheidungen für Textbildungsmöglichkeiten. Jede (zumindest jede relevante) Textstelle bekommt ihre Bedeutung also sowohl durch den Kontext als auch durch die mit ihrer Besetzung ausgeschlossenen paradigmatisch möglichen Alternativen.

Die Entscheidungen eines Sprechers für bestimmte Textbildungsmög-

lichkeiten sind motiviert durch verschiedene Sorten von Voraussetzungen sowie bestimmte Faktoren kommunikativer Handlungsspiele. So steht jeder Sprecher in einer „komplexen Voraussetzungssituation“, die seine biographisch-psychische Situation, seine sozio-ökonomische Position, seine Bildung, Textkenntnisse, Intentionen etc. umfaßt. Eine Teilmenge dieser Voraussetzungenmenge wird bei jedem Kommunikationsakt aktiviert und bestimmt die Entscheidung für bestimmte Textbildungsmittel. Diese Entscheidung wird weiterhin bestimmt von der Einschätzung der sozialen und intellektuellen Position bzw. Kapazität des Kommunikationspartners, von dem Bild, was sich ein Sprecher von der Kommunikationssituation macht, sowie natürlich von der Mitteilungs- und Wirkungsabsicht des Sprechers und der thematischen Orientierung eines kommunikativen Handlungsspiels. Diese entscheidungsmotivierenden Faktoren wirken dynamisch zusammen; der Prozeß der Textproduktion muß daher prinzipiell als ein rückkopplungsfähiger dynamischer Prozeß angesehen werden.

(c) Unter texttheoretischem Aspekt werden die Textkonstituenten bezüglich ihrer semantischen Leistung nicht angesehen als denotierende Zeichen, sondern als Anweisungen („Instruktionen“) an Kommunikationspartner, bestimmte sprachliche, cognitive, emotive und/oder nichtsprachlich-praktische Operationen durchzuführen. Die Art der vom Sprecher beabsichtigten Operation wird bestimmt durch den Kontext und die Anweisungspotenz, die ein Textkonstituens im Verlauf des Spracherlernungsprozesses durch normbildende Rekurrenz in einer Sprechergruppe für einen Sprecher gewonnen hat. Ein kommunikativ erfolgreich funktionierender Text ist also texttheoretisch gesehen ein von einem Sprecher auf ein kommunikatives Handlungsspiel hin selektierter, kohärent zusammengefügter Komplex von sprachlichen Anweisungen. Der Text wird „verstanden“, wenn die Kommunikationspartner die durch die Textkonstituenten (spezifiziert durch Kontext und Situation) übertragenen Anweisungen realisieren.

(d) Die Mitteilungs- und Wirkungsabsicht eines Sprechers wird im Modell postuliert als thematische Texttiefenstruktur, die als Korrelat der Sprecherintention theoretisch denominiert werden kann.

Für die Hypothese einer solchen Texttiefenstruktur haben verschiedene Autoren (z. B. van Dijk, Dressler, Wunderlich, Miller, Galanter und Pibram) eine Reihe empirischer Argumente beigebracht; so z. B. die Fähigkeit eines Hörers, lange kohärente Texte zu verstehen und deren Thema mit ganz anderen Ausdrücken wiedergeben zu können;

so etwa das Verhältnis zwischen Überschrift und Text; die Möglichkeit, von langen Texten Inhaltsangaben zu machen etc.

4.3 Das nachfolgende Orientierungs-Modell der Textproduktion kann beim gegenwärtigen Forschungsstand lediglich den Wert und Charakter einer spekulativen Hypothese haben. Es wird nicht verstanden als Hypothese über die Art und Abfolge der psychischen Prozesse bei der Produktion und Rezeption sprachlicher Texte. Versucht wird lediglich, die systematischen Zusammenhänge zwischen den Entscheidungsebenen und Entscheidungsschritten zu verdeutlichen. Die Texterzeugung vollzieht sich, wie oben gesagt, als ein produktiver Entscheidungsprozeß des Sprechers im Rahmen eines kommunikativen Handlungsspiels. Diese Aktivität kann bestimmt werden als Produktion der sprachlichen Konstituente eines Kommunikationsaktes. Bei Beginn der Textproduktion ist der Sprecher als soziales Individuum bestimmt durch seine komplexe Voraussetzungssituation (KVS), sowie die Faktoren der „kommunikativen Kompetenz“ (KK, wozu neben der Kenntnis von Lexikon und Grammatik auch die Kenntnis der Regeln für das Gelingen von Kommunikationsakten gehören), die er selbst erfüllen muß und die er bei anderen als erfüllt bzw. gegeben voraussetzt. Er befindet sich mit seinen Kommunikationspartnern in einer bestimmten Kommunikationssituation, von der er sich ein bestimmtes Bild macht (KSitBild) und geht aus von Hypothesen über die intellektuelle und soziale Kapazität seiner Partner (KPHyp). Im Zusammenwirken dieser komplexen Informationen und Motivationen entwirft der Sprecher das Programm eines Kommunikationsaktes (KAprogr), den er vollziehen will. Dieses Kommunikationsaktprogramm kann analytisch aufgespalten werden in einen Mitteilungsteil (Mitteilungsabsicht, MA) und einen Illokutionsteil (Wirkungsabsicht, WA). Die Wirkungsabsicht ist bedingt durch die illokutiven Interaktionsformen (Illpot), die in einer Gesellschaft bzw. in einer Gruppe zur Verfügung stehen (s. o. 3.4). Diese Wirkungsabsicht begleitet konstitutiv bzw. korrektiv die Explikation der Mitteilungsabsicht in einem Kommunikationsakt.

Die Mitteilungsabsicht wird konkretisiert zu einer thematischen Texttiefenstruktur (TTS), die metasprachlich denominierbar ist als eine logisch verknüpfte Folge thematischer Merkmale. Bei der Konzeption einer Texttiefenstruktur muß der Sprecher die in einer Kommunikationsgesellschaft verfügbaren und in der jeweiligen Situation adäquaten Diskurstypen (DT, wie wissenschaftliche, literarische, politische etc. Rede) berücksichtigen sowie die Redetypen (RT, wie Monolog, Dialog),

und Texttypen (TT, wie narrative, expositorische etc. Texte), da diese Entscheidung die Texterzeugung direkt beeinflusst. Die Tiefenstruktur dient nun als Steuerungs- und Kombinationsprogramm für die weitere Texterzeugung. Der Schritt von der Tiefenstruktur zu der Oberflächenstruktur ist die eigentliche Domäne der linguistischen Forschung bis heute gewesen; auf diese Forschung kann und soll natürlich im Rahmen einer Texttheorie nicht verzichtet werden; nur müssen in diese Forschung Gesichtspunkte von der Art miteingehen, wie sie im Rahmen dieser Überlegungen geschildert worden sind.

Schematisch gesagt wird die Texttiefenstruktur expandiert in einer Folge miteinander verbundener Satzbegriffe (SBF). Die Menge der Satzbegriffe, in die ein Sprecher eine Texttiefenstruktur expandiert, ist nicht prognostizierbar.

Satzbegriffe können theoretisch dargestellt werden als Prädikatfunktionen, deren Argumentstellen durch Lexicoide (= geordnete Bündel von semantischen Merkmalen) besetzt sind. Satzbegriffe werden durch die Bestimmung von topic und comment, durch die Festlegung modaler Relationen (Assertion, Quantifikation, Negation etc.) und Temporalauszeichnungen auf eine Kommunikationssituation und Partner hin orientiert (SB_{komm.}). Die Ersetzung der Lexicoide durch Lexeme aus einem Paradigma und die Verwendung syntaktischer Regeln führen dann zum Textformular (TF), das durch stilistische Arrangements (stilist. Rep.) situations- und absichtsadäquat geformt wird. Dieses Textformular wird unter zuhilfenahme suprasegmentaler Faktoren (Akzent, Intonation, Gestik etc.) und konkomitierender Handlungen (Kon Hand) als Textäußerung realisiert.

Im Modell sind die erzeugungssteuernden Informationsblöcke als fett umrandete Kästchen eingetragen, die den Status von Informationsrepertoires haben. Die einfachen Kästchen stellen Erzeugungsschritte dar. Einfache Pfeile kennzeichnen den Übergang von einer Erzeugungsstufe zur anderen; fette Pfeile zeigen an, daß bestimmte Informationen aus den Repertoires die Erzeugung beeinflussen. Doppelpfeile signalisieren eine gegenseitige Beeinflussung.

4.4 Damit sollen diese einführenden Hinweise auf Probleme, Resultate und Pläne einer Texttheorie abgebrochen werden. Aufgabe dieser Hinweise sollte es sein, die Richtung der Neuorientierung zumindest eines Teils der gegenwärtig arbeitenden Linguisten anzudeuten. Im Augenblick läßt sich kaum voraussagen, ob eine Texttheorie als Forschungsprogramm sich fachpolitisch durchsetzen und wissenschaftlich

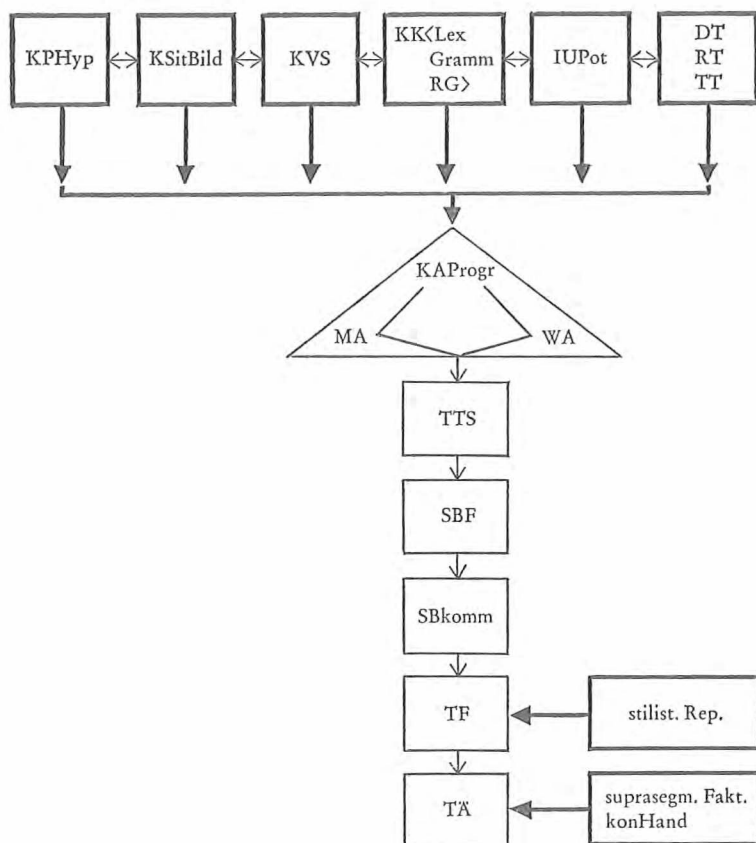


Fig. 2

realisieren läßt. Daß die Linguistik insgesamt die längst notwendige Hinwendung zur komplexen sprachlichen Kommunikation nicht einfach zurückdrehen kann, scheint mir eindeutig; wie sie diesen Forschungsauftrag erfüllen kann, wird sicher wesentlich davon abhängen, ob es zu einer produktiven Zusammenarbeit mit Soziologie, Psychologie, Logik und den verschiedenen Kommunikationswissenschaften kommen wird.¹⁶

¹⁶ Für Einzelheiten und bibliographische Nachweise cf. Verf. 1973.

GRUNDSATZFRAGEN DER FUNKTIONALSTILISTIK

Von Elise Riesel

In der gebotenen Kürze kann nur versucht werden, die Hauptprobleme der Funktionalstilistik darzulegen:

I. Was ist und womit befaßt sich die Funktionalstilistik?

Es sei vorausgeschickt, daß die funktionale Stilistik als verhältnismäßig junge Wissenschaft äußerst diskussionsträchtig und eben deswegen auch zukunftssträchtig ist. Stephen Ullmann bezeichnet die Stilistik zu Recht als einen der „aktivsten und kräftigsten Wissenszweige“¹.

Von den zahlreichen Definitionen der Stilistik sollen hier nur drei genannt werden, die das Wesen, den eigenen Forschungsgegenstand und die methodologische Betrachtungsweise des Faches charakterisieren.

1. Definition unter dem soziolinguistischen Aspekt, also nach den Beziehungen zwischen Stil und Gesellschaft:

Stilistik ist die Lehre von der funktionsgerechten Verwendungsweise und Ausdrucksweise des sprachlichen Potentials in allen Kommunikationsbereichen, in allen Kommunikationsakten, in allen Sprech- und Schreibsituationen.

Die Verwendungsweise und Ausdrucksgestaltung ist dann funktionsgerecht, wenn sie den jeweiligen Mitteilungsententionen des Senders inhaltlich und formal entspricht. Das Bestimmungswort des Kompositums *Funktionalstilistik* betont den weiten Umfang dieses Wissenszweiges; es unterstreicht, daß sämtliche Sphären des Gesellschaftsverkehrs erfaßt werden, in denen die Sprache funktioniert. Dies im Gegensatz zur traditionellen Auffassung der Stilistik seit ihrer Entstehung, die bloß die Sprache als Kunst, und bestenfalls noch die Rhetorik, zum Gegenstand der Forschung macht. Tatsächlich ist jegliche Stilistik untrennbar mit soziologischen Belangen verbunden.

Zentrum der Funktionalstilistik ist nicht der Individualstil, sondern der Funktionalstil mit seinen Substilen, den Gattungs- oder Genrestilen. Unter Funktionalstil verstehe ich das qualitativ und quantitativ geregelte Verwendungssystem der Sprache in einem konkreten Bereich des Gesellschaftsverkehrs zu bestimmten Mitteilungszwecken, auf schrift-

¹ W. v. Wartburg – S. Ullmann, Einführung in die Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft, Tübingen ²1962, S. 217.

lichem und mündlichem Wege, wobei diese funktionale Verwendungsweise nach bestimmten Normen kodifiziert ist, die man gewöhnlich als „gesellschaftlich sanktionierte Anwendungsnormen“ bezeichnet².

Ich lehne die Ansicht ab, die die Funktionalstile als Untersysteme oder als Erscheinungsformen der Sprache auffassen. Denn Sprache und Stil dürfen (meiner Meinung nach) nicht synonymisiert werden. Natürlich ist Stil eine sprachliche Kategorie – aber es handelt sich hier um Verwendung der Sprache. Funktionalstile sind als „Realisationsmöglichkeiten des Sprachsystems“ zu verstehen³.

Die Geschichte der Funktionalstilistik klammern wir aus, ich erinnere nur an die Entstehungszeit in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts und an die Namen Mathesius, Travníček, Havránek im Prager Zirkel und an Vinokur und Vinogradov in der sowjetischen Schule.

Überflüssig zu betonen, daß die funktionale Betrachtungsweise als methodologisches Prinzip in Widerspruch steht zu den Konzeptionen von W. Schneider und H. Seidler, die im wesentlichen von der Form zur Funktion gehen. Die Funktionalstilistik schlägt den entgegengesetzten Weg ein: von den Ausdrucksbedürfnissen im Leben der Gesellschaft zur sprachlichen Realisierung, die die erstrebten Mitteilungsintentionen erfüllen.

Herbert Seidler schreibt zwar in einem seiner letzten Aufsätze, er mache jetzt nicht mehr einen so scharfen Schnitt zwischen Sachdarstellung und Sprache als Kunst⁴. Dennoch stellt er immer noch zwei Pole von Sprachstrukturen auf: das Sprachkunstwerk und das Sprachwerk, das ausschließlich der Verständigung dient, daher zweckgebundene Mitteilung ist. Selbst wenn man diese Opposition akzeptiert, wäre dennoch zu bedenken: Auch das Sprachkunstwerk dient einer zweckgebundenen Mitteilung, insofern die künstlerische Schöpferintention des Dichters mit einer hohen humanistischen und erzieherischen Aufgabe verbunden ist. Andererseits kann auch die Zweckhaftigkeit nichtkünstlerischer Texte ästhetische Momente enthalten. Mit Recht unterstreicht G. Storz, es gebe keine zwei Sprachen, „die des Sprachkunstwerks und die des profanen Sprachgebrauchs“⁵. Oder denken wir an eine These

² Einführung in die Methodik der Stiluntersuchung (Autorenkollektiv unter Leitung von G. Michel), Berlin-DDR 1968, S. 34.

³ E. Barth, Die funktionale Differenzierung der Sprache, in: Die neueren Sprachen 4/1970, S. 189.

⁴ H. Seidler, Der Begriff des Sprachstils in der Literaturwissenschaft, in: Sprachkunst 1/1970, S. 16.

⁵ G. Storz, Sprache und Dichtung, München 1957, S. 250.

von Emmy Kerkhoff: Alle sprachlichen Aussagen zeigen Stil, der achtlos geschriebene Zettel wie das dichterische Kunstwerk⁶.

Zum Abschluß der ersten, grundlegenden Definition der Stilistik unter dem soziolinguistischen Aspekt sei noch betont, daß wir aus der Sicht der funktionalen Betrachtungsweise die relevantesten gesellschaftlichen Determinanten als stilbildende außerlinguistische Faktoren berücksichtigen müssen, wie z. B. nebst der kommunikativen Absicht die soziale, berufliche, altersmäßige Zugehörigkeit der Gesprächspartner, ihre landschaftlichen und nationalen Besonderheiten, und vieles andere.⁷

Die Funktionalstilistik hat sich demnach mit der Erforschung von Soziolekten und Idiolekten innerhalb bestimmter funktionaler Stiltypen zu befassen.

2. Definition unter dem pragmatischen Aspekt

Natürliche Folge der einseitig ästhetisch orientierten Stilistik ist das vorrangige Interesse am Sender, also dem Dichter als Autor. Der Empfänger wird dabei weniger beachtet oder ganz übersehen. Die pragmatische Einstellung hängt naturgemäß mit der soziolinguistischen zusammen; der Kontakt zwischen den Gesprächspartnern spielt eine wichtige Rolle im Verständigungsprozeß. Daher muß die Funktionalstilistik, und insbesondere die Stilistik der schönen Literatur, auf eine wirkungsvolle Verwendungsweise des sprachlichen Potentials bedacht sein (Berührungspunkt mit der Rhetorik im klassischen Sinn: docere et movere). Aus pragmatischer Sicht ließe sich etwa folgende Formulierung geben:

Stilistik ist die Lehre von der kommunikativen bzw. stilistischen Absicht des Senders sowie von deren kommunikativer wie stilistischer Wirkung auf den Empfänger.

Wolfgang Hartung bezeichnet die Funktionalstilistik als Wissenschaft von der „Kommunikationsstrategie des Senders und dem Reaktionsprogramm des Empfängers“⁸. Bemerkenswert, daß manche Stilforscher die Ansicht vertreten, man müsse die Stilistik des Senders und die Stilistik des Empfängers voneinander getrennt erforschen – eine For-

⁶ E. L. Kerkhoff, *Kleine deutsche Stilistik*, Bern 1962, S. 16.

⁷ E. V. Rozen, *Sovremennye vokabuljarnye neologizmy. Opyt sociolingvističeskogo issledovanija na materiale nemeckogo jazyka (GDR i FRG)* [Neologismen im Wortschatz von heute. Versuch einer soziolinguistischen Untersuchung anhand der deutschen Sprache (DDR und BRD)]. Dokt. diss., Moskva 1971.

⁸ W. Hartung, *Der Muttersprachunterricht und die gesellschaftliche Funktion der Sprache*, in: *Deutschunterricht* 3/1970, 4/1970.

derung, deren rationaler Kern etwas überspitzt ist, da Sender und Empfänger im Kommunikationsprozeß eine untrennbare Einheit bilden. Hier geht es offensichtlich um das Gegensatzpaar Ausdruckswert/Eindruckswert. Der Verständigungsakt setzt außersprachliche Impulse voraus, führt über die sprachstilistische Aktualisierung zu gedanklicher, gefühlsmäßiger und voluntativer Wirkung. Was der Sender an inhaltlichen und formalen Gegebenheiten hineingelegt hat, soll der Empfänger wieder herausnehmen.

Die noch ungelöste Diskussionsfrage Ausdruckswert/Eindruckswert kann hier nicht erörtert werden. Nur so viel: Mit Wilhelm Schneider kann ich mich natürlich nicht einverstanden erklären, wenn er den Ausdruckswert als „ästhetische Wirkung“ der sprachlichen Erscheinung auf den Empfänger bezeichnet.⁹ Der Grund der Ablehnung erhellt aus dem Vorhergesagten: einmal ist der Ausdruckswert nicht nur auf ästhetische Wirkung beschränkt (das wäre viel zu eng!); zum andern können Ausdrucks- und Eindruckswert zusammenfallen (dies z. B. äußerst wünschenswert und notwendig in allen Gattungsstilen der Sachprosa), aber gewiß ist eine solche ideale Übereinstimmung zwischen Sender und Empfänger lange nicht immer vorhanden.

Die optimale Annäherung zwischen Ausdrucks- und Eindruckswert erfordert gleiche Interessengebiete der Gesprächspartner, gleiche Vorbildung und vor allem die angemessene Darbietungsform des Adressanten sowie eine entsprechende Aufnahmefähigkeit des Adressaten. Mir scheint, daß gerade auf dem Gebiet der schönen Literatur ein breiterer, freier Spielraum zwischen Ausdruckswert/Eindruckswert zugestanden werden muß als in anderen Sphären des Gesellschaftsverkehrs.

Ungelöst ist auch die Diskussionsfrage, welche der beiden Größen exakt feststellbar ist, oder zumindest mit höherer Exaktheit. Man könnte hier geradezu von zwei Lagern sprechen. Die einen sagen: „Wie können die Aussageabsichten eines Senders und insbesondere eines Schriftstellers vergangener Zeiten aus dem gesamten Ausdruckswert des Textes objektiv nachgewiesen werden?“ Die anderen trumpfen auf: „Der Eindruckswert läßt sich – oder ließe sich – durch großzügige Tests mit geeigneten Informanten verifizieren.“

Was mich betrifft, möchte ich den kommunikativen bzw. stilistischen Ausdruckswert als gesteuerte Absicht des Senders, als erstrebten

⁹ W. Schneider, *Ausdruckswerte der deutschen Sprache*, Leipzig-Berlin 1931, S. 20.

kommunikativen bzw. stilistischen Eindruckswert auf den Empfänger erklären¹⁰, wobei allerdings die heikle Frage nach der Faktizität der beiden stilistischen Erscheinungen offen bleibt.

Pragmatische Wirkung strebt nicht nur der Schriftsteller an, sondern jeder Sender, sei er Journalist, Wissenschaftler, Werbetexter oder ein gewöhnlicher Alltagssprecher, etwa die Verkäuferin, die eine minderwertige Ware als erstklassig anpreist, oder die Mutter, die ihrem verstockten Kind droht: „Wenn du das noch einmal machst, dann...“ Weder Mutter noch Kind ahnen, daß in der paralinguistischen Geste (gehobener Zeigefinger) ein besonderes Stilmittel steckt, die Aposiopese. Aber die Wirkung wird erreicht.

3. Definition aus der Sicht des Spracherziehers und des Lehrerbildners
Stilistik ist die Lehre vom sprachlichen Takt, vom angemessenen sprachstilistischen Benehmen der Kommunikationspartner in bestimmten funktionalen Bereichen und Gesprächssituationen.

Dieses Ziel zu erreichen ist gewiß besonders schwer, wenn Deutsch als Fremdsprache gelehrt wird. Dennoch weiß ich aus langjähriger eigener Erfahrung, daß man auch bei Nicht-Deutschsprachigen ein gutes Sprach- und Stilgefühl herausbilden kann, denn – nach Otto Behaghel – ist Sprachgefühl nichts anderes als bewußt gewordenes Sprachwissen.¹¹

Der Sprachpflege als angewandte (theoretische wie praktische) Stilistik obliegt es, eine funktionalstilistisch differenzierte, pragmatisch angemessene Ausdrucksweise zu lehren. Richtigkeit/Unrichtigkeit, Geeignetsein/Nichtgeeignetsein der inhaltlichen und gedanklichen Darbietungsform können nicht schlechthin für den Gesellschaftsverkehr postuliert werden. Es gibt keine absolut treffende Wortwahl, keine für alle Fälle des Lebens „wohlgeeigneten“ grammatischen Formen und Satzmodelle.

Es ist aber auch Aufgabe der Wörterbücher, Lexeme und phraseologische Fügungen unterschiedlicher Art funktionalstilistisch und sprachpragmatisch zu charakterisieren. Zum Beweis dieser Forderung sei ein praktisches Beispiel angeführt:

Das Substantiv *As* in der Bedeutung ‚Spitzenkönnner‘ wird im WdG (Klappenbach – Steinitz), bei Wahrig und im Duden (Bedeutungs-WB) ohne jeglichen stilistischen Vermerk (demnach normalsprachlich) gebracht, allerdings mit der Einschränkung: besonders im Sport. Dazu

¹⁰ E. Riesel, Stilistische Bedeutung und stilistischer Ausdruckswert des Wortes als paradigmatische und syntagmatische Kategorie, in: Deutsch als Fremdsprache 6/1967, S. 331.

¹¹ O. Behaghel, Die deutsche Sprache, Halle/Saale 1954, S. 67.

gibt Wahrig die Belege: *ein As im Boxen; ein As auf der Geige* (?). Hingegen lesen wir in Agricolas „Wörter und Wendungen“ die Bewertung *umg.* (Beispiele aus dem Sport), das gleiche im Duden, Stil-WB/Mannheim.

Unwillkürlich entsteht die Frage: Welche stilistische Angabe ist die richtige? Wenn das Wort normalsprachlich ist, dann gibt es nicht bloß Asse der Landstraße, Flieger- und Skiasse, sondern auch diplomatische Asse. Wie wäre die pragmatische Wirkung, wenn man einen hervorragenden Gelehrten als wissenschaftliches As bezeichnen wollte? Solange ein Wort oder eine Wendung nicht in allen kommunikativen Bereichen gebraucht werden kann, ist es eben noch nicht neutral-normalsprachlich.

Die erste Grundsatzfrage „Was ist und womit befaßt sich die Funktionalstilistik?“ möchte ich mit dem witzigen Aphorismus von Eduard Koelwel abschließen: „Was nützt die Stilkunde, wenn ihr die Kunden fehlen?“ Wir sowjetischen Germanisten – nicht nur in Moskau und Leningrad, sondern im weitverzweigten Netz der Universitäten und Fremdsprachenhochschulen unseres weiten Landes – sind bemüht, diesem aktuellen Wissenszweig Kunden zu verschaffen. Davon zeugt die stets anwachsende Zahl von Diplomarbeiten und Dissertationen aus dem Gebiet der deutschen Stilistik.

II. Stellung der Stilistik im System der Wissenschaften

1. Wie aus den vorangehenden Ausführungen erhellt, ist die Stilistik (Funktionalstilistik) in das weite Gebiet der Gesellschaftswissenschaften eingebettet. Diesen Platz müssen wir aber genauer bestimmen.

Zweifelloos lassen sich gerade in jüngster Zeit zwei widersprüchliche Tendenzen in den Beziehungen einzelner Fachdisziplinen zueinander beobachten:

Einerseits kristallisieren sich neue Spezialwissenschaften mit neuem Forschungsgegenstand und neuen Arbeitsweisen heraus. Andererseits fällt uns ein Hang zur Integrierung nicht nur verwandter Wissenschaften ins Auge, sondern sogar die Annäherung zwischen Disziplinen verschiedenen Charakters – also sozusagen offene Grenzen zwischen Wissenschaften, die früher scharf voneinander abgesondert waren.

Im Bereich der Germanistik ist die Stilkunde, wie W. Spiewok überzeugend nachweist, durch zweifache Genesis gekennzeichnet.¹² Einmal

¹² W. Spiewok, Stilistik in der Grenzzone von Sprach- und Literaturwissenschaft, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der pädagogischen Hochschule Dr. Th. Neubauer, Er-

verdankt sie ihre Entstehung der praktischen und theoretischen Anleitung zu „gutem“ Deutsch (nach moderner Terminologie: Sprachpflege), zum andern entspringt sie der Lehre einer auf Effekt bedachten mündlichen Rhetorik sowie der Unterweisung in künstlerischer Prosa und Poesie auf schriftlichem Wege. Diese doppelte Einstellung kommt noch heute in der Frage zum Vorschein: Stilistik – ein Zweig der Sprach- oder der Literaturwissenschaft bzw. der Sprach- und Literaturwissenschaft?

In der zeitgenössischen Fachprosa findet sich immer wieder die Ansicht, es gebe zwei Arten der Stilistik: die Linguostilistik, die der Sprachwissenschaft einverleibt ist, und die literarische Stilistik, die in den Bereich der Literaturwissenschaften gehören soll. Eine derartige Zweiteilung erweckt aber fachliche und methodische Bedenken. Mag auch die Stilistik historisch in einem Grenzgebiet entstanden sein, inzwischen hat sie ihre Existenzberechtigung als eigenständige Wissenschaft erhalten – etwa wie die Biochemie, Biophysik oder die Kybernetik.

Die Stilistik hat sich offensichtlich in der jüngsten Zeit zu einer Spezialdisziplin herausgebildet, gleichberechtigt mit den traditionell anerkannten Vertretern der Philologie – der Linguistik und der Literaturwissenschaft. Diese Behauptung wird durch das Vorhandensein eines spezifischen Forschungsgegenstands sowie spezifischer Aufgaben und Arbeitsweisen gerechtfertigt.

Als spezifischen Forschungsgegenstand der Stilistik im eigenständigen Bereich kann man, wie schon gesagt, den funktionsgerechten, qualitativ und quantitativ geregelten Gebrauch des sprachlichen Potentials in sämtlichen Verständigungssphären und Situationen des Gesellschaftsverkehrs bezeichnen.

Als gegenstandseigene Aufgabe und gleichfalls als gegenstandsbedingtes methodologisches Arbeitsprinzip betrachten wir das Erfassen der Wechselbeziehung zwischen Aussageintention, Aussageinhalt, Aussageform und Aussagewirkung beliebiger Informationen, wobei wir bei künstlerischen Texten nicht die Ästhetisierung der Aussageform, die Ästhetisierung sprachstilistischer Gegebenheiten übersehen dürfen.

Schon G. O. Vinokur hat in seiner Abhandlung über die Aufgaben der Sprachgeschichte (1941) darauf hingewiesen, daß als eigentlicher Gegenstand der Stilistik die Vereinigung einzelner Gebiete der Sprach-

furt/Mühlhausen, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe (im weiteren abgekürzt: WZ päd. Hochschule Erfurt), 2/1970, S. 5 f.

struktur in ein einziges qualitativ neues Ganzes angesehen werden müsse. Der Übergang zur Stilistik dürfe nicht allein von der Phonetik oder allein von der Grammatik und Semasiologie ausgehen, sondern gemeinsam von allen drei linguistischen Bereichen, die in ihrem Zusammenwirken „das stilistische Leben der Sprache“ darstellen.¹³ Damit betont der sowjetische Gelehrte nachdrücklich den Komplexcharakter der Stilistik.

Erstaunlich ist die weitgehende Übereinstimmung zwischen G. O. Vinokur und Stephen Ullmann in der Auffassung der Stilistik. Auch der amerikanische Philologe meint, daß „die Stilistik nicht eigentlich ein Zweig der Sprachwissenschaft, sondern eine Parallelwissenschaft ist, die dieselben Probleme, aber von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachtet“¹⁴.

Gerade die Frage nach der Ortung dieser Disziplin im System der Wissenschaften wurde auf dem Symposium „Der literarische Stil“ in Oxford (1970) gestellt. Dabei faßte der Herausgeber der Akten dieser Konferenz die Ergebnisse der Diskussion folgenderweise zusammen: „Ist die Stilistik bloß ein Zweig der Sprachwissenschaft? Die allgemeine Meinung des Symposions ist ‚nein‘“.¹⁵ Zur Begründung wies er auf die oben angeführten Ansichten Ullmanns über die besondere Untersuchungsweise der sprachlichen Phänomene durch die Stillehre hin.

Mit Recht bezeichnet der sowjetische Gelehrte B. M. Hornung die Stillehre als philologische Wissenschaft („philologisch par excellence“); man dürfe sie weder von der Linguistik noch von der Literaturwissenschaft gänzlich „okkupieren“ lassen.¹⁶

So erlaube ich mir, die Stellung der Stilistik (Funktionalstilistik) im System der Wissenschaften folgenderweise zu bestimmen:

Die drei philologischen Disziplinen bilden zusammen eine einheitliche Wissenschaft – die Wissenschaft von der Sprache – und müssen gemeinsam in organischem, harmonischem Zusammenwirken den Urquell, von dem sie alle gespeist werden, erforschen. Dies geschieht aber aus verschiedener Sicht, mit verschiedenen Zieleinstellungen: Die Lingui-

¹³ G. O. Vinokur, O zadačah istorii jazyka (Izbrannye raboty po russkomu jazyku) [Aufgaben der Sprachgeschichte (Ausgewählte Schriften zur russischen Sprache)], Moskva 1959, S. 223 f.

¹⁴ Ullmann [s. Anm. 1], S. 210.

¹⁵ Literary Style. A Symposium ed. by S. Chatman, London 1971.

¹⁶ B. G. Gornung, Neskol'ko soobraženij o ponjatii stila i zadačah stilistiki [Einige Betrachtungen über den Begriff Stil und die Aufgaben der Stilistik], in: Problemy sovremennoj filologii [Probleme zeitgenössischer Philologie], Moskva 1965, S. 89.

stik untersucht den gesamten Sprachbau als System; die Literaturwissenschaft interessiert sich vor allem für die Sprache als Kunst, da sie das „Erstmateriale“ (Gorki) der schönen Literatur ist. Der Stilistik obliegt es – dies sei noch einmal präzisiert –, die Verwendungsweisen der Sprache unter dem paradigmatischen Aspekt in sämtlichen Ausdruckssystemen sowie unter dem syntagmatischen Aspekt in allen möglichen schriftlichen und mündlichen Texten zu ergründen (mit Einschluß der literarisch-künstlerischen Sphäre).

Die genannten drei Disziplinen bilden das System der philologischen Wissenschaften – Philologie im besten Sinne des Wortes. Es wäre an der Zeit, den Terminus „Philologie“, der durch formalistische Arbeitsweisen einzelner Literatur- und Sprachforscher sowie durch falsche methodische Handhabung in Mißkredit geraten ist, wieder zu „rehabilitieren“. Und vor allem: Friedliche Koexistenz der drei Schwesternwissenschaften! Jeder Philologe soll das Territorium des Fachgenossen – ohne besondere Erlaubnis – betreten dürfen, wenn dies für seine Aufgabe förderlich und nötig ist.

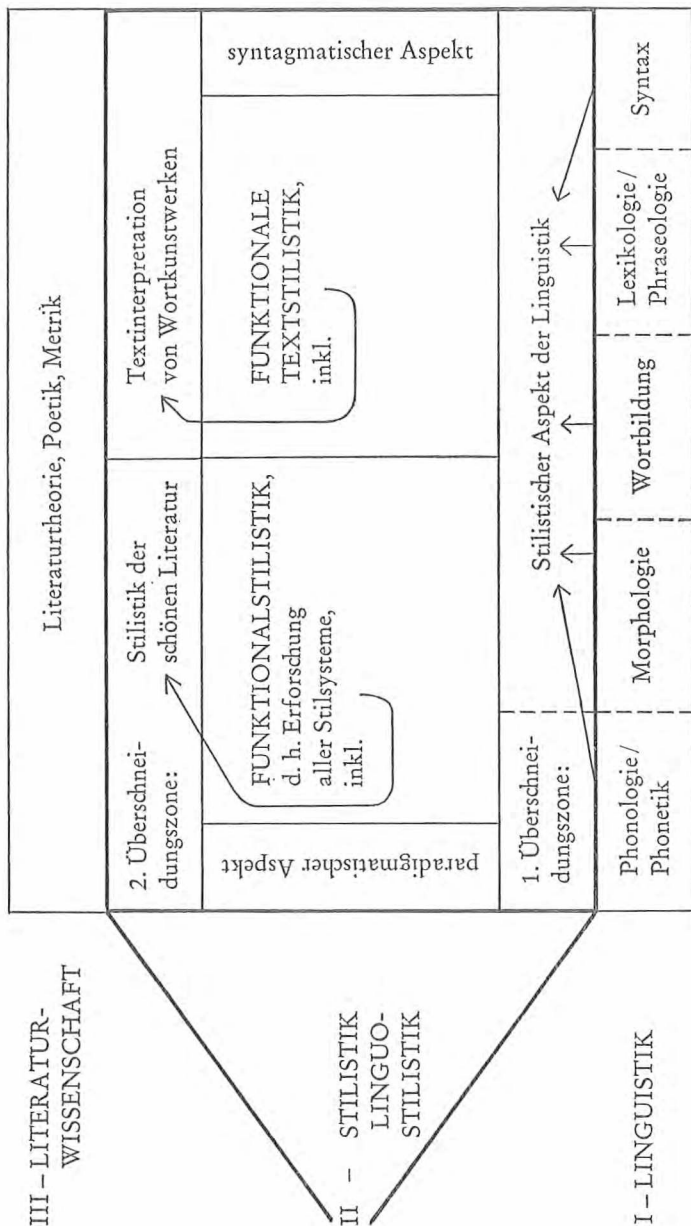
2. Tatsächlich nimmt heute die Stilistik das breite und gewichtige Mittelfeld im System der philologischen Disziplinen ein. Wir versuchen, mit der folgenden Skizze die Gliederung der Philologie in drei eng miteinander verbundene Nachbarfächer widerzuspiegeln. Die anschließende verbale Erklärung soll helfen, die Mangelhaftigkeit der Zeichnung zu überwinden.

Zu I – Linguistik – gehören sämtliche oben angeführten Teildisziplinen, die die Anatomie des Sprachbaus auf allen Ebenen in ihren Einzelheiten wie deren Funktionieren in ihren Zusammenhängen untersuchen. Die abschließende Etappe der genannten Einzelfächer ist schon als Grenz- und Überschneidungszone zwischen Linguistik und Stilistik aufzufassen.

Zu II – Stilistik (Linguostilistik) – gehören die in der Tabelle fett umrandeten Einzelgebiete. Den Terminus „Linguostilistik“ nehmen wir als präzisierendes Synonym zu „Stilistik“ an, weil er auf die Verwendungsweise der Sprache im Gesellschaftsverkehr der Menschen als Zentralproblem jeder stilistischen Forschung hinweist. Wir unterstreichen aber nochmals, daß wir mit dieser Bezeichnung die Stilistik keinesfalls in die Linguistik eingliedern, sondern sie eben als selbständiges Mittelglied im System der philologischen Wissenschaften auffassen.

An die Grundsatzfragen der Stilistik kann aus mikro- und makrostili-

WISSENSCHAFT von der SPRACHE (PHILOLOGIE)



stischer Sicht herangegangen werden. Die Mikrostilistik befaßt sich vornehmlich mit der stilistischen Charakteristik sprachlicher Grundeinheiten und besonderer Ausdrucksmittel (Stilistika) sowie mit ihren Verwendungsmöglichkeiten im Kleinkontext oder erweiterten Kontext¹⁷. Zur funktionalen Mikrostilistik rechnen wir daher den stilistischen Aspekt der Linguistik: es sind dies die jungen linguostilistischen Disziplinen – stilistische Lexikologie und Phraseologie, stilistische Morphologie und Syntax, stilistische Wortbildung, Phonostilistik. Auf die Mikrostilistik wird aus didaktischer Sicht das Hauptaugenmerk gerichtet, weil sie das Fundament der Makrostilistik darstellt.

Die funktionale Makrostilistik betrachtet die konkreten Ausdruckselemente im Bereich sprachlicher Großeinheiten; damit führt sie zur Erforschung des Stils als Komplexerscheinung und Organisationsprinzip von Ganzheitsstrukturen. Zur Makrostilistik zählen wir:

- 1) die Beschreibung der einzelnen Stil- und Substilsysteme durch Registrierung der qualitativen und quantitativen Anwendungsnormen in den kommunikativen Bereichen des Gesellschaftsverkehrs = Funktionalstilistik unter dem paradigmatischen Aspekt;
- 2) die funktionale Textstilistik, d. h. die Interpretation inhaltlich abgeschlossener Texte aus sämtlichen Sphären der Kommunikation unter dem syntagmatischen Aspekt, und damit auch
- 3) die Stilistik der schönen Literatur (paradigmatisch und syntagmatisch). Dieser Wissenszweig liegt in der Überschneidungszone zwischen Stilistik und Literaturwissenschaft, da er sich mit der Sprache als Kunst befaßt – mit der Sprache des literarischen Genres, mit Sprache und Stil von Dichterpersönlichkeiten. Er bildet den letzten Teil der gesamten Stilistik.

Daß wir gerade den Stil der schönen Literatur abgesondert von den übrigen funktionalen Verwendungsweisen der Sprache betrachten, erklärt sich aus seiner besonderen Stellung im System der Funktionalstile, eben aus den hohen gesellschaftlichen und künstlerischen Aufgaben, die seiner Sprachstilstruktur zukommen.

Gewöhnlich wird dieses Teilgebiet der Stilistik als literarische (literaturwissenschaftliche) Stilistik bezeichnet – nicht ganz zu Recht, da sie nicht den gesamten Kompetenzbereich der Literaturwissenschaft einschließt, sondern in erster Linie der sprachkünstlerischen Spezifik des Dichterstils gewidmet ist, sei es im einzelnen Sprachkunstwerk, im ein-

¹⁷ Unter dem erweiterten Kontext sind übersatzmäßige Formen, Absätze und ganze semantisch und formal zusammenhängende Abschnitte eines Textes zu verstehen.

zelen literarischen Genrestil oder im gesamten Funktionalstil der schönen Literatur. So befaßt sich die sog. literarische Stilistik mit sprachkünstlerischen Effekten, wie etwa Gestaltung der Sprachporträts als Bestandteile der literarischen Porträts, oder mit den unterschiedlichen Darstellungsmöglichkeiten fremder Rede (direkte und indirekte Rede, erlebte Rede, innerer Monolog u. ä.) beim Schaffen der Erzählperspektive. Überflüssig zu betonen, daß das vorrangige Interesse für sprachkünstlerische Untersuchungen keinesfalls die Wechselbeziehungen zwischen linguistischen und literarischen Fakten untergraben darf.

Zu III – Literaturwissenschaft – gehören die Literaturtheorie, Poetik, Metrik und Elemente der Ästhetik.

Zusammenfassend wäre über die Funktionalstilistik als Makrostilistik unter dem paradigmatischen und syntagmatischen Aspekt zu sagen:

Sie vereinigt linguistische und außerlinguistische Faktoren, die zusammen bestimmte Ausdrucksweisen bedingen und bestimmte Reaktionen beim Empfänger hervorrufen.

Die Makrostilistik fordert zwangsläufig Verbindung mit sämtlichen philologischen Disziplinen und verwandten gesellschaftswissenschaftlichen Zweigen (Sozialpsychologie, Psycholinguistik, Sprachpragmatik u. a.) und darüber hinaus mit einigen Fächern der exakten Wissenschaften, vor allem mit Statistik – nicht so sehr mit mathematischer, als eher mit der sog. symptomatischen Statistik (Terminus von V. Admoni¹⁸).

Man kann nur Stephen Ullmann beistimmen, wenn er sagt: „Vor allem ist zu hoffen, daß es der Stilistik eines Tages gelingen wird, den Graben zu überwinden, der gegenwärtig innerhalb der Humanwissenschaften die Linguistik von der Literaturwissenschaft trennt.“¹⁹

Dieser Ausspruch scheint richtiger zu sein als der Optimismus Roman Jakobsons, der auf der Stilkonferenz in New York (1960) meinte, ein Linguist, der die poetische Funktion der Sprache nicht wahrhaben will, sei heute schon ebenso ein Anachronismus wie ein Literaturforscher, der sich linguistischen Problemen gegenüber gleichgültig verhält.²⁰

Leider ist es in der Realität von Theorie und Praxis noch nicht so weit.

¹⁸ V. G. Admoni, Razvitie struktury predloženiya v periode formirovaniya nemeckogo nacional'nogo jazyka [Die Entwicklung der Satzstruktur zur Zeit der Herausbildung der deutschen Nationalsprache], Leningrad 1966, S. 24 f.

¹⁹ Ullmann [s. Anm. 1], S. 217.

²⁰ R. Jakobson, Linguistics and Poetics, in: Style in Language, Cambridge/Mass. 1964, S. 377.

Die Stilwissenschaftler und die Sprachpfleger werden noch viel zu tun haben, bis dieses Ideal erreicht wird.

III. Sprachstil / Redestil – Problem der Stilklassifikation

1. Lebhaftes Diskussion löst immer noch und immer wieder die Frage aus: Sprachstil oder Redestil? Dabei handelt es sich nicht etwa um eine terminologische Uneinigkeit, sondern um eine relevante Definitionsverschiedenheit in der Begriffsbestimmung.

Von zahlreichen Stilforschern wird der Begriff Stil nur der Rede zugeschrieben. So spricht z. B. M. N. Kožina (Perm) in allen ihren Arbeiten konsequent vom Funktionieren der Sprache in unterschiedlichen Redestilen. Daher schlägt sie auch als Synonym zu Funktionalstilistik den Terminus „Lehre von der Rede“ vor. Zwar beruhe die Rede auf den Gesetzen der Sprache, aber ihren funktionalen Charakter gewinne sie durch die Abhängigkeit von außerlinguistischen Faktoren.²¹

So meint G. Michel (DDR), Stil solle „nur auf die Textebene, nicht auf die Langue-Ebene angewandt“ werden²²; „Stil ist eine texttheoretische Kategorie“.

Wie mir scheint, sollen Sprach- und Redestil als zwei Seiten des Funktionalstils aufgefaßt werden. Es handelt sich dabei nicht um das Primat von Sprach- oder Redestil, sondern um eine dialektische Einheit, die in der Kommunikationswirklichkeit überhaupt nicht getrennt werden kann. Das Sprachstilsystem ist ein logisch-theoretisches Modell, eine wissenschaftliche Abstraktion, die nur eine Seite des realen Forschungsobjekts widerspiegelt – die paradigmatische Betrachtung des Stils in Form eines Systems, dessen Einzelglieder nach ihren Verwendungsmöglichkeiten beschrieben werden. Diese Trennung wird vorgenommen, um einzelne Gegebenheiten isoliert zu untersuchen und damit ihre Zusammenhänge besser zu erfassen²³.

Unter „Sprachstil“ ist also die Gesamtheit der lexisch-phraseologischen, grammatischen, phonetischen und „rein stilistischen Ausdrucksmittel“ (Stilistika) zu verstehen, die aus dem Arsenal der Sprache für einen bestimmten funktionalen Bereich zu bestimmten Mitteilungszwecken

²¹ M. N. Kožina, *K osnovanijam funkcional'noj stilistiki* [Grundlagen der Funktionalstilistik], Perm' 1968, S. 8.

²² G. Michel, Zum Stilbegriff in der neueren Linguistik, in: *WZ päd. Hochschule Erfurt* 2/1970, S. 21.

²³ G. V. Kolšanskij, *O pravomernosti različenija jazyka i reči* [Zur Begründung der Unterscheidung von Sprache und Rede], in: *Inostrannye jazyki v vyššej škole* [Fremdsprachen an der Hochschule], Moskva 1964, S. 26 f.

ausgewählt, in ein System geordnet und kodifiziert werden. Das Sprachstilinventar darf aber nicht auf bloße Aufzählung einzelner sprachlicher Gegebenheiten beschränkt sein, es muß auch deren qualitative und quantitative Charakteristik geben – so z. B., daß im Stil der Wissenschaft nur in seltenen Fällen individuelle Metaphern statistisch nachgewiesen werden, während gemeinsprachliche (verblässende oder schon verblaßte) Bilder in größerer Anzahl vorhanden sind. Die qualitative und quantitative Verwendungsweise der Metapher schwankt sogar innerhalb der einzelnen Gattungsstile, je nachdem, ob es sich um rein akademische oder populärwissenschaftliche Arbeiten handelt, um mathematisch-technische oder gesellschaftswissenschaftliche Problematik, um objektive Sachdarstellung oder Polemik. All diese Faktoren müssen im Verzeichnis der Sprachstile berücksichtigt werden.

Beim funktionalen Redestil geht es um die dynamisch-syntagmatische Ausformung der statisch-paradigmatischen Sprachstilgesetzmäßigkeiten in konkreten schriftlichen wie mündlichen Texten, und, darüber hinaus, um Organisationsprinzipien monologischer und dialogischer Ganzheits- und Teilstrukturen, künstlerischer und nichtkünstlerischer Kompositionsformen.

Durchaus überzeugend wirkt die Ansicht Jürgen Scharnhorsts (DDR), „daß der Stilbegriff sich nicht nur auf konkrete Kommunikationsereignisse, das heißt allein auf Verwendung der Sprache bezieht, sondern auch auf die Sprache als System.“²⁴ Abschließend weisen wir darauf hin, daß auch V. V. Vinogradov die Begriffe „Sprachstil“ und „Redestil“ voneinander abhebt.²⁵ Im wesentlichen schließen wir uns seinen Definitionen an.

2. Wenn wir an den vielumstrittenen Fragenkomplex Stilklassifikation herangehen, müssen wir uns der Unmöglichkeit bewußt sein, eine völlig befriedigende Lösung zu geben. Dies spricht aber durchaus nicht gegen die reale Existenz der Funktionalstile und funktionalen Gattungsstile (Genrestile), sondern zeugt nur davon, daß die Stilwissenschaft noch immer nicht die nötigen Vorarbeiten – theoretische Forschung und praktische Einzeluntersuchungen über die Verwendungsweise der Sprache an Texten unterschiedlicher (größerer und kleinerer) Kommunikations-

²⁴ J. Scharnhorst, Zum Problem der stilistischen Kategorien, in: WZ päd. Hochschule Erfurt 2/1970, S. 35 f.

²⁵ V. V. Vinogradov, Stilistika – teorija poetičeskoj reči – poetika [Stilistik – Theorie der poetischen Rede – Poetik], Moskva 1963, S. 201 f.

²⁶ Die Ausführungen von W. Winter, der die Stilarten als Sonderformen von Sozial-

bereiche – durchgeführt hat.²⁶ Zweifellos müßte unsere Ausgangsposition – die Annahme, daß ein bestimmter Mitteilungszweck eine bestimmte linguistische Spezifik nach sich ziehe – nebst qualitativer Untersuchung auch durch zahlreiche statistische Analysen an unterschiedlichen Stilstrukturen illustriert werden. Leider muß ich mich mit dieser Selbstkritik begnügen, ohne das nötige Beweismaterial zu liefern.

In der Fachzeitschrift „Fragen der Sprachwissenschaft“ löste das Problem der Funktionalstilistik eine öffentliche Diskussion aus (1/1954 bis 1/1955). Der Ausgangspunkt, die Polemik gegen die Annahme real existierender funktionaler Stilsysteme in der Gegenwartssprache, wurde von sämtlichen Fachgelehrten mehr oder minder kategorisch abgelehnt. Denn tatsächlich läßt sich das objektive Vorhandensein der Stile nicht leugnen, es ist durch die Verkehrsfunktion (kommunikative Funktion) der Sprache, durch deren Verwendung auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Tätigkeit, naturgemäß bedingt.

Wichtigstes Ergebnis der Stildiskussion 1954/55 ist wohl die allgemeine Bejahung der Funktionalstile sowie die Anerkennung der gesellschaftlichen Aufgaben, die die betreffende Verwendungsweise der Sprache in diesem oder jenem Verständigungsbereich zu erfüllen hat, als Klassifikationsprinzip. Ohne weiteres wurde die Relevanz zweier Faktoren für den sprachlichen Gesellschaftsverkehr akzeptiert: die Berücksichtigung des Verständigungsweges und der Verständigungsart.

Offen blieb aber auch nach Beendigung der Stildiskussion (und bleibt es bis heute!), welche funktionalen Stile/Substile und wieviele objektiv nachgewiesen werden können.

3. Von den 50er Jahren angefangen bis in die jüngste Gegenwart werden von den sowjetischen Verfassern der russischen, deutschen, englischen und französischen Stilistik mehr oder weniger einheitlich – teils mit unterschiedlicher Benennung, teils mit verschiedener Untergliederung in Gattungsstile und Erscheinungsformen – die folgenden Funktionalstile angeführt:

- 1) Stil der öffentlichen Rede
- 2) Stil der Wissenschaft
- 3) Stil der Presse und Publizistik

dialekten auffaßt, klammern wir aus, da ihre Darlegung uns zu weit führen würde.
– Vgl. W. Winter, Stil als linguistisches Problem, in: Satz und Wort im heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart, Bd. 1, Düsseldorf 1967.

4) Stil der Alltagsrede

5) Stil der schönen Literatur.

Genauer gesagt – wenn man von Übereinstimmung hinsichtlich Existenz und Untergliederung der Funktionalstile sprechen darf, so könnte dies eigentlich nur für die beiden erstgenannten gelten. So anerkennt z. B. L. Doležel (Prag) von den hier genannten fünf Funktionalstilen nur vier, die er als Direktivstil, Erkenntnisstil, Konversationsstil und künstlerischer Stil bezeichnet. In dem universalen Kommunikationsnetz, das der tschechische Stilforscher beschreibt, fehlt – wohl in Anlehnung an Havránek – der Stil der Publizistik und Presse.²⁷ W. Fleischer (DDR) meint, der Stil der Presse und Publizistik sei strittig wegen seiner „Uneinheitlichkeit und großen Variationsbreite“²⁸.

Dieser Einwand scheint uns nicht überzeugend. Er ließe sich mehr oder weniger gegen fast alle funktionalen Stile erheben und würde damit wieder zum Ausgangspunkt der Stildiskussion von 1954/1955 zurückführen.

Von den sowjetischen Stilforschern wird – wenigstens vorläufig – der Stil der Publizistik und Presse nicht angetastet. Allerdings trennt I. R. Galperin (Moskau) diesen funktionalen Stil in zwei Einzelstile: „the publicistic style“ und „the newspaper style“²⁹. Und dies scheint in Anbetracht der großen thematischen Streuung und der damit zusammenhängenden sprachstilistischen Ausformungsvarianten zweifellos berechtigt.

Gegenstand lebhafter Diskussion war lange Zeit die Anerkennung oder Nichtanerkennung des Stils der Alltagsrede. Erst im letzten Jahrzehnt hat sich die Lage geändert: immer mehr Fachgelehrte stimmen für die Existenz eines Stilsystems, das sich auf der Umgangssprache verschiedener Abstufungen aufbaut – für die Existenz eines Funktionalstils der Alltagsrede.

Zu keiner endgültigen Einigung ist es noch bei der Beantwortung der schwierigen Frage gekommen: Gibt es einen Funktionalstil der schönen Literatur oder nur literarische Genrestile und künstlerische Individualstile? Dennoch darf man wohl feststellen, daß sich die überwiegende Zahl der sowjetischen Fachgelehrten heute für die Existenz eines

²⁷ L. Doležel, Zur statistischen Theorie der Dichtersprache, in: Mathematik und Dichtung, München 1965/1967, S. 284 f.

²⁸ W. Fleischer, Grundfragen der Stilklassifikation unter funktionalem Aspekt, in: WZ päd. Hochschule Erfurt 2/1970, S. 24.

²⁹ I. R. Galperin, Stylistics, Moscow 1971, S. 18.

Funktionalstils der schönen Literatur ausspricht, wenngleich sie diesem Ausdruckssystem eine besondere Stellung im großen Bereich der übrigen sprachlichen Verwendungsweisen anweisen.

Auf welche Kriterien stützen wir uns, wenn wir feststellen, man müsse ein Stilsystem der schöngeistigen Literatur anerkennen? Auf die Grundmerkmale für den Nachweis jeglichen funktionalen Stils – auf seine gesellschaftliche Aufgabe (funktionale Spezifik) wie auf die sprachstilistische Ausformung (linguostilistische Spezifik).

Die soziale Leistung der Wortkunstwerke in der progressiven Literatur besteht – im Unterschied zu allen anderen Funktional- und Substilen – darin, daß in dichterischer Fiktion mit Hilfe künstlerischer Bildkraft die Wirklichkeit gespiegelt und zu den wichtigsten Fragen des Lebens klar und entschieden Stellung genommen wird. Als aufrüttelnde Kraft im Kampf der Menschheit um ihre humanistischen Ideale spielt die schöngeistige Literatur eine relevante Rolle.

Der Stil der Dichtung stellt tatsächlich eine ganz besondere funktionale Verwendungsweise der Sprache dar, gekennzeichnet durch die Verbindung von kommunikativen und ästhetischen Faktoren in so hohem Grade, wie sie keinem anderen Stil eigen ist. Als Baumaterial, mit dessen Hilfe die verschiedensten Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, all seine Konflikte und Widersprüche dem Leser zu Bewußtsein gebracht werden, dient der gesamte Reichtum der Nationalsprache. Kein anderer funktionaler Stiltyp gestattet eine solche Fülle und Weite von Ausdrucksmöglichkeiten. Die linguistische Spezifik des Stils der schönen Literatur besteht eben darin, daß sämtliche Quellen – literarische und nichtliterarische – verwendet, sämtliche Elemente verschiedenster funktionalen Stile herangezogen werden können, um durch eine hohe Stufe künstlerischer Eindringlichkeit die angestrebte gesellschaftliche Funktion zu erfüllen.

Inwieweit diese sprachliche Spezifik der schönen Literatur ausgenutzt wird oder nicht, hängt von der individuellen Methode des Dichters ab, von seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten literarischen Richtung und einer bestimmten Epoche.

Die linguistische Spezifik der schönen Literatur – die fast unbegrenzte Auswahl sprachlicher Mittel im Dienste ideologischer und künstlerischer Wirklichkeitserkenntnis – bleibt bestehen, ob sie nun im konkreten Einzelfall richtig, unrichtig oder gar nicht ausgenutzt wird.

Das Vorhandensein zahlreicher literarischer Richtungen, literarischer

Genres und unterschiedlicher Dichterpersönlichkeiten ist durchaus kein Argument gegen die Annahme eines Stilsystems der schöngeistigen Literatur mit einheitlichen gesellschaftlichen Aufgaben. Im Gegenteil, gerade aus der Mannigfaltigkeit literarischer Erscheinungsformen geht anschaulich hervor, wie verschieden die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten dieses höchstentwickelten Stils der Nationalsprache in die besonderen Gesetzmäßigkeiten kleinerer, ihm untergeordneter Ganzheiten umgesetzt werden (Genrestile; Stile literarischer Richtungen; Individualstile). Wir stimmen aber nicht mit der weitverbreiteten Ansicht überein, daß ein relevantes Kennzeichen der schönen Literatur in dem Streben nach Deformation der konventionellen Sprach- und Stilnormen bestehe, im Meiden des poetischen Standards vorangehender literarischer Richtungen.

Mit der Dreizahl der – leider nur flüchtig besprochenen – Grundsatzfragen sind die Diskussionsprobleme der Funktionalstilistik noch lange nicht erschöpft. Es wäre verlockend, diesen Beitrag mit einem *Fortsetzung folgt* abzuschließen.

ZUR EXPLIKATION DES BEGRIFFS „ARGUMENTATIVER TEXT“

Von Helmut Schnelle

0. Unter dem Stichwort „Textlinguistik“ ist in den letzten Jahren versucht worden, den Ansatz der linguistischen Analyse noch einmal zu erweitern. Brachte die generative Syntax den komplexen Satz und seine Struktur in den Blick und erweiterte damit die traditionelle Wort-, Syntagma- und Satzbauplan-Analyse, so hoffen die Textlinguisten durch eine nochmalige Ausweitung der in Betracht zu ziehenden und strukturell zu analysierenden Objekte einen neuen fruchtbaren Ansatz der Sprachtheorie zu erreichen. Ich meine, daß man diesen Hoffnungen mit Skepsis begegnen muß: Einerseits scheint die Kombinatorik komplexer Sätze durchaus genügend Beschreibungsmittel zu bieten, um jedem beliebigen Textproblem ein entsprechendes Problem komplexer Satzstruktur zuzuordnen (Vgl. die Kritik von Dascal und Margalit [73], [74]), andererseits ist das Explikandum Text zu vieldeutig und vage, um einen sicheren Ausgangspunkt für eine Begriffsexplikation zu bieten. Dies bedeutet jedoch keineswegs, daß man nicht im Falle spezieller Textarten zur Klärung des Verhältnisses von Text und komplexem Satz kommen kann und bei geeigneter Spezialisierung auch ausreichend klare Explikanda gewinnen kann, in Bezug auf die eine Explikation aussichtsreich erscheint. Meines Erachtens trifft dies für die Textart „argumentativer Text“ zu, insbesondere, weil man sich hier bereits an jahrhundertealten Versuchen zur Klärung dieses Begriffs im Rahmen der Logik orientieren kann. Ein Text ist nach diesen Ansätzen – vorläufig ausgedrückt – eine Folge von Sätzen, die durch Folgerungsbeziehungen zu einem zusammenhängenden Text (z. B. Beweistext) gebunden wird. Die angedeuteten Ergebnisse der logischen Analyse sollen hier für Linguisten in weitgehend linguistischer Diktion zusammengestellt werden. Zuvor jedoch muß ich auf einige allgemeinere Probleme der Analyse eingehen, um den besonderen Charakter der hier vorgelegten, sogenannten indirekten, Begriffs- und Strukturanalyse zu kennzeichnen und – durch einige grundlegende Begriffserläuterungen – den methodologischen Status von Textbegriffen zu klären. Mein Beitrag hat dementsprechend drei Teile: 1. Die indirekte Methode in der sprachwissenschaftlichen Analyse; 2. Die Explikation von „Text“ und „Rede“; 3. Logische Analyse argumentativer Texte.

1. Die indirekte Methode in der sprachwissenschaftlichen Analyse

Die natürlichen Sprachen als die Gegenstandsbereiche der Linguistik sind außerordentlich komplexe Gebilde. Angesichts dieser Komplexität ist die Linguistik gezwungen, methodologische Abstraktionen zu bilden, um ihren Gegenstandsbereich überhaupt in den Griff zu bekommen. Sie hat sich seit Saussure u. a. nicht mehr auf die Abstraktionen von Wissenschaften verlassen wollen, die Sprachliches nur als *einen*, besonderen, Aspekt dessen, was sie zu beschreiben hatten, ansahen (Philologien als Sprach- und Kulturwissenschaften, Psychologie, Sprechlehre, Phonetik usw.), sondern sie hob eine bestimmte Abstraktion hervor: die „langue“, das Sprachsystem, und sie behauptete, jeder natürlichen Sprache liege ein solches System zugrunde. Aber selbst diese Abstraktion reichte für die wissenschaftlich detaillierte Analyse nicht aus: Man mußte von einer Untergliederung der Sprachsysteme in phonologische, morphologische, syntaktische usw. Bereiche ausgehen. Innerhalb jedes dieser Bereiche galt es, *alle* Details der Erscheinungsformen zu beachten, sie geeignet zu klassifizieren und in ihren Zusammenhängen zu erklären. Dieser Ansatz, der darauf besteht, die Besonderheiten der Sprachsysteme in allen wesentlichen Details zu erfassen und nicht einmal zu methodischen Zwecken weitere Abstraktionen oder methodische Systematisierungen zuzulassen, heiße die direkte Methode: Der Gegenstandsbereich soll direkt, ohne Abstriche und ohne methodische Reglementierung beschrieben und erklärt werden.

Auch in der neueren Linguistik erinnert man ebenso wie in der Sprachwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts an die „schrecklichen“ Reglementierungen, die Grammatiker, Logiker, Philologen u. a., wie man behauptet, bei der Behandlung von modernen Sprachen in früheren Jahrhunderten vor Augen hatten. Die direkte Methode hat zweifellos große Erfolge aufzuweisen, sowohl beim Sprachvergleich auf lexikographischer und morphologischer Grundlage (Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts) als auch bei der Aufstellung der Systematik von Phonologie und Syntax in diesem Jahrhundert. Bei einer genauen Klärung der *Funktionen*, denen die Sprachen dienen, sind die Fortschritte jedoch mager. Zwar wurden von manchen Autoren Klassifikationen von Sprachfunktionen vorgelegt, doch wie weit diese Klassifikationen begründet sind, ist noch kaum geklärt. Klar ist allein, daß eine der Funktionen in allen Klassifikationen, wenn auch nicht immer unter demselben Namen, auftritt: Die Darstellungsfunktion. Diese Funktion

wird meist auch als grundlegend für die Sprachverwendung angesehen, sowohl für die Konstitution und Ordnung von Erkenntnis und Erfahrung als auch für die zwischenmenschliche Mitteilung.

Was aber sind die konstitutiven Aspekte der Darstellungsfunktion. Ich behaupte, daß sie in reiner Form von der Logik studiert wurden und daß auch das grundsätzliche Verhältnis von Sprachform und Darstellungsfunktion im Rahmen der formalen Logik geklärt wurde. Dies ist keineswegs zufällig so. Ich bin hier der gleichen Meinung wie Bühler: „Der Begriff und die Kriterien der Wahrheit oder Richtigkeit sind wesensgesetzlich aus der Darstellungsfunktion zu entnehmen, und umgekehrt bestimmt das Ideal der treffenden und richtigen Darstellung weitgehend die Produktion sprachlicher Gebilde bis in die Wortwahl und die Struktur der Sätze hinein. Die Sprache ist also soweit dies zutrifft, einem bestimmten Gebiet des „objektiven Geistes“, dem Gebiet der Erkenntnis, der Wissenschaft, der Logik verhaftet, verwachsen. Das ist gewiß keine neue und strittige Erkenntnis; sie war den Griechen, die das eine und das andere mit demselben Wort λόγος bezeichneten, sie war Aristoteles, dem Schöpfer der Logik, geläufig und ist gegen alle „Kritiker“ der Sprache, in besonnenem Ausmaß, aufrechtzuerhalten.“ (K. Bühler [27], S. 49).

Allerdings sind nun die Ergebnisse der formalen Logik nicht ohne weiteres adäquat für die direkte Analyse der Darstellungsfunktion in natürlichen Sprachen. Ihr Beitrag zu einer Analyse der natürlichen Sprachen kann nur *indirekt* sein. Das heißt, er besteht in einem Vergleich der Erscheinungsformen und Funktionen natürlicher Sprachen mit den konstrukt sprachlichen Gebilden der Logik, die die „reine Form“ der Darstellungsfunktion entwickeln und die der vergleichenden Analyse als Bezugssystem dienen.

Ohne Zweifel sind die bisherigen interpretierten Logikkalküle so starke Vereinfachungen, Abstraktionen oder „Idealisierungen“, daß sie manchem als gedankliche Konstrukte erscheinen, denen nichts in den gegebenen Sprachen entspricht. Dies ist in gewissem Sinne richtig, etwa im gleichen Sinn, in dem der freie Fall und „ideale Gase“ in der Wirklichkeit nicht vorkommen. Es sind theoretische Konstrukte, auf die man die komplexe Wirklichkeit bezieht, um durch diesen Bezug wenigstens die komplexe Wirklichkeit unter einem der vielfältigen Gesichtspunkte zu verstehen. Entsprechend kann man in diesem Sinne (und nur in diesem Sinne), so meine ich, Aufschluß über die Darstellungsfunktion der natürlichen Sprachen gewinnen, indem man sie auf die konstrukt sprach-

lichen Gebilde der formalen Logik bezieht. Dies ist eine mögliche und heute realisierbare Verwendung der *indirekten Methode in der Sprachanalyse*. Ich bin der Meinung, daß Carnap dies genau gesehen und angesprochen hat, als er in seiner „Logischen Syntax der Sprache“ schrieb: Die Ergebnisse der logischen Analyse der symbolischen (Konstrukt-) Sprachen insbesondere die hier gewonnenen „syntaktischen Begriffe und Regeln können dann – nicht im einzelnen, aber ihrem allgemeinen Charakter nach – auch auf die Analyse der ungeheuer komplizierten Wortsprachen übertragen werden. Das bisher übliche Vorgehen bei der Analyse der Wortsprachen [= Gemeinsprachen] mußte ebenso scheitern wie ein Physiker scheitern würde, wenn er von vornherein seine Gesetze auf die vorgefundenen Dinge, Steine, Bäume usw. beziehen wollte. Der Physiker bezieht seine Gesetze zunächst auf einfachste konstruierte Formen: Auf einen dünnen, geraden Hebel, auf ein Fadenpendel, auf punktförmige Massen und dgl.; mit Hilfe dieser auf konstruierte Gebilde bezogenen Gesetze ist er dann später imstande, das komplizierte Verhalten der wirklichen Körper in geeignete Faktoren zu zerlegen und dadurch zu beherrschen. ... So wird sich die ... Beschaffenheit einer bestimmten Wortsprache ... am besten durch den Vergleich mit einer als Bezugssystem konstruierten Sprache darstellen und untersuchen lassen.“ (R. Carnap [34], S. 8)

Die Methode ist mehrfach heftig kritisiert worden. So, wie sie von Carnap dargestellt wurde, ist sie allerdings auch gewissen Mißverständnissen ausgesetzt. Man beachtet nicht, daß die indirekte Methode zwar ausgeht von sehr einfachen und durchsichtigen elementaren Konstrukten, dann aber versucht, von diesen schrittweise komplexere Sprachkonstrukte zu entwickeln, die zunehmend näher an ihr Objekt herankommen, in unserem Fall also zunehmend sprachnäher werden. Im Idealfall könnte das Objekt schließlich in allen seinen Aspekten rekonstruiert sein. Es hat jedoch keinen Zweck, die tatsächlich gegenwärtig gegebene Situation der indirekten Methode zu verschleiern: Zwar hat die Logik, vor allem im letzten Jahrzehnt einen enormen Fortschritt in Richtung auf größere „Sprachnähe“ ihrer Konstrukte gemacht. Sie ist jedoch noch weit, sehr weit, davon entfernt, natürliche Gemeinsprachen in allen ihren Aspekten zu rekonstruieren. Dennoch bin ich ganz entschieden der Meinung, daß die Anwendung von Ergebnissen der Logik im Rahmen der indirekten Methode heute den systematisch adäquatesten Zugang zur Klärung der Darstellungsfunktionen liefert: Die Darstellungsfunktion von Sprachen wird am besten anhand reiner konstru-

ierter Formen für die Darstellungsfunktion studiert, nämlich anhand der Sprachkonstrukte der Logik.

Es ist aber wichtig, daß meine Position nicht mißverstanden wird: Die Konstruktsprachen der Logik machen nur eine, wenn auch sehr wichtige, auch in Gemeinsprachen wirksame Funktion besonders deutlich. Welche Möglichkeiten gibt es nun, die anderen Funktionen zu klären? Offenbar sollte man auch hier nach Formen suchen, die von den gegebenen Sprachformen der natürlichen Sprachen in charakteristischer Weise abweichen, mit der Zielsetzung, besonderen Funktionen zu genügen, und zwar in einem höheren (oder „reineren“) Grad als dies die gegebenen Sprachformen in ihrer Vermischung und Durchdringung mit allen anderen Funktionen vermögen oder als es überhaupt im gängigen Sprachgebrauch erforderlich ist. Hier könnte man sich nun fragen, ob nicht die Literatur eines Sprachkreises besondere Formen von Sprachausprägungen und auch besondere Kontextbildungen der Verwendung entwickelt, hinter denen das Bemühen steht, bestimmten „literarischen“ Funktionen in besserer oder „reinerer“ Ausprägung zu genügen, als dies bei den Sprachformen, die in der gewöhnlichen Sprache gängig sind, der Fall ist. Vielleicht versteckt sich hinter dem Gedanken der „poesie pure“ z. B. eine Tendenz zu „reinen“ dichterischen Sprachausprägungen zu kommen, die also diejenigen Sprachfunktionen, an denen Dichter interessiert sind, in reiner Form repräsentieren. Sollten solche Formen nicht als *alternative Bezugssysteme* zu demjenigen der logischen konstrukt-sprachlichen Gebilde, die die Darstellungsfunktion explizieren, in Betracht gezogen werden können? Zur Beantwortung dieser Frage fühle ich mich nicht genügend kompetent. Die Antwort könnte aber ergeben, daß die Literaturwissenschaft als Wissenschaft von literarischen Sprachausprägungen und ihren Manifestationen Bezugspunkte liefern könnte, auf die die linguistische Analyse von den Funktionen der natürlichen Sprachen sich in analoger Weise beziehen sollte wie auf die analytischen Formen der logischen Sprachanalyse. Sofern sich eine solche Situation entwickelte, wäre die Linguistik nicht eine Basis-Disziplin der Literaturwissenschaft – so wird sie ja oft dargestellt – sondern die Literaturwissenschaft als Explikationsbereich primär nicht-logisch, nicht sachbezüglich determinierter Sprachfunktionen wäre Bezugsdisziplin für die Linguistik. Auch hier gilt es bestimmte Unterscheidungen zu beachten: Sofern die Linguistik nur die (im weitesten Sinne syntaktischen, d. h. phonologischen, morphologischen, satzstrukturellen und textstrukturellen) Formen sprachlicher Ausdrucksmittel untersucht

(ohne Erörterung der funktionalen Begründung der Formen) ist sie unabhängig von Logik und Literaturwissenschaft u. a., soweit sie jedoch an der Explikation der *Sprachfunktionen* interessiert ist, muß sie sich auf diese Disziplinen beziehen. Ich halte es für möglich, daß als weiteres mögliches Bezugssystem die Sprache der „dialektischen“ Philosophen (von Hegel bis Adorno) sowie die Sprache mancher spekulativer Philosophen in Betracht gezogen werden könnte. Hier findet sich eine Art der Sprachausprägung und eine mit ihr verbundene Zielsetzung, die sowohl von den empirisch-theoretischen Wissenschaftssprachen als auch von den traditionell anerkannten literarischen Sprachausprägungen in Lyrik, Drama und Epik verschieden ist. Auf der Grundlage dieser Erwägungen halte ich folgende Forderung nun für eine vertretbare und fruchtbare *Maxime der funktionalen Sprachanalyse*:

Die Sprachen sollten funktional analysiert werden unter Bezug auf besondere „reine“ Formen der Sprachausprägungen. Zu jeder Sprachfunktion mag es eine absichtlich geformte Sprachausprägung geben, die als Bezugspunkt optimal ist. Die Sprachausprägungen der Wissenschaftssprachen (mit ihren in der Logik explizierten reinen Formen), der literarischen Sprachformen, der philosophischen Sprache u. a. sind Ansatzpunkte solcher besonderer Ausprägungen.

Die Maxime ist getragen von der Überzeugung, daß eine vollständig adäquate, erschöpfende funktionale Analyse der Sprachen unmöglich ist, sondern vielmehr in der Mitte eines konzentrischen, von vielen in sich klareren Ausgangspunkten in Angriff zu nehmenden Zugangs liegt. In dieser Annahme mag man eine gewisse Analogie erkennen zu den Gedanken Humboldts, die er in seinem Fragment „Über den Nationalcharakter der Sprachen“ folgendermaßen formuliert:

„Die Sprache hat, nach der Intensität ihrer Wirksamkeit, einen dreifachen Zweck. Sie vermittelt das Verständnis und bedarf insofern der Bestimmtheit und Klarheit.

Sie leiht der Empfindung Ausdruck und ruft die Empfindung hervor und bedarf insofern der Stärke, der Zartheit und Geschmeidigkeit.

Sie regt, selbst schaffend, durch die Gestalt, die sie den Gedanken erteilt, zu neuen Gedanken und Gedankenverbindungen an und bedarf insofern des Geistes, der sein Gepräge, als Spur seines Wirkens in dem Worte zurückläßt.“ (W. v. Humboldt [Werke IV], S. 431).

Humboldt meint jedoch, mit Recht, daß jede natürliche Sprache allen diesen Zwecken genügen müsse, wenn auch in unterschiedlich starker Ausprägung und daß in den Unterschieden dieser Ausprägung die Be-

sonderheiten der einzelnen Sprachen lägen. Diese Meinung ist gewiß für natürliche Sprachen angemessen, aber bei Sprachausprägungen, die nur methodisch als Bezugssysteme gelten sollen, mag eine gewisse Einseitigkeit durchaus angemessen sein. Auch auf diese „einseitigen“ Sprachformen scheint mir Humboldts bekannter Ausspruch aus dem gleichen Fragment beziehbar, daß jede der unterschiedlichen Sprachformen „mit der ihr einwohnenden Kraft, das allen gemeinschaftlich vorliegende Gebiet in das Eigenthum des Geistes umzuschaffen“ habe (W. v. Humboldt [Werke IV], S. 420).

Ich würde den Ausspruch analog erweitern, nach dem das den linguistischen Erkenntnisbemühungen „gemeinschaftlich vorliegende Gebiet“ der natürlichen Sprachen von verschiedenen funktionalen Einseitigkeiten her „in das Eigenthum des Geistes“, d. h. in Erkenntnis von den Sprachen, umgeprägt wird.

2. Die Explikation von „Text“ und „Rede“

Obgleich die indirekte Sprachanalyse daher letzten Endes pluralistisch sein sollte und Aufschluß über die verschiedenen Funktionen der Sprache von verschiedenen sondersprachlichen Ausprägungen her gewinnen muß, ist doch gegenwärtig die Analyse der Darstellungsfunktion durch Entwicklung von Sprachausprägungen für die theoretischen Wissenschaften besonders fortgeschritten. Mein Ansatz zur Textlinguistik, den ich nun skizzieren möchte, geht daher auch von diesem zugegebenermaßen einseitigen, wenn auch fundamentalen, Standpunkt aus. Unter der Voraussetzung, daß man die indirekte Methode der Sprachanalyse akzeptiert, wird man also zunächst zu fragen haben, ob in den Sprachsystemen, die zur Explikation der Darstellungsfunktion entwickelt wurden, insbesondere in den Konstruktsprachen der Logik, Begriffe expliziert sind, die für die Analyse von Texten unter dem Gesichtspunkt der Darstellungsfunktion (im weiten Sinn) grundlegend sind. Ist dies der Fall, so wird man nach entscheidenden Gesichtspunkten fragen müssen, die in Texten der Gemeinsprache wichtig sind, die aber im Rahmen der konstruktsprachlichen Explikate noch nicht erfaßt wurden. Diese Aspekte wird man dann als leitende Gesichtspunkte bei der Ausbildung komplexerer konstruktsprachlicher Zusammenhänge wählen. Ich möchte die Ergebnisse der folgenden Analyse schon vorweg kurz skizzieren: Im Zentrum der bisherigen Entwicklung von Konstrukt-

sprachen stehen Texte zur Wiedergabe von Beweisen. Die dort in Betracht gezogenen Texte sind, wie bereits angemerkt, ideale Texte dieser Art, wie sie im gewöhnlichen Sprachgebrauch praktisch nicht vorkommen. Die formale Logik interessiert sich insbesondere für Klassen solcher Texte, denen eine bestimmte grundlegende Eigenschaft zukommt, nämlich die, widerspruchsfrei zu sein. Die Begriffe der *logischen Folgerung* und des *Widerspruchs* stehen also im Zentrum der Charakterisierung von Texten in der Logik. Ich werde die Explikation dieser Begriffe referieren, dabei aber im Gegensatz zur üblichen Darlegung in der Logik, texttheoretische Termini verwenden. Schon diese terminologische Anpassung kann, wie ich hoffe, neues Licht auf die Aufgaben der Textanalyse werfen. Diese beiden Begriffe und ihre Explikation reichen nun noch keineswegs aus um den Begriff ‚argumentativer Text‘ für Gemeinsprachen zu explizieren. Es sind insbesondere zwei weitere begriffliche Komplexe, die zunächst geklärt werden müssen, einmal der mit dem Begriffspaar ‚*explizit-implizit*‘ angesprochene, zum anderen der mit dem Terminus ‚*argumentativ* (i. e. S.)‘ angedeutete. Im dritten Teil meines Beitrages will ich versuchen, Elemente zu einer Explikation dieser beiden Begriffe zu erörtern.

Die beiden Textbegriffe der formalen Logik, die wir als Bezugsbegriffe erörtern wollen, sind der Begriff des *Beweistextes* in einem Kalkül K und der Begriff des *Textes einer Ableitung aus Prämissen* in einem Kalkül K. Nennen wir einen Text des ersten Typus einen *B-Text* (oder *Beweis-Text*), einen Text des zweiten Typus, einen *A-Text* (oder *Ableit-Text*). Vor der Erörterung dieser speziellen Texttypen wollen wir aber zunächst einen *allgemeinen formalen Textbegriff* definieren und zwar so, daß B-Texte und A-Texte Spezialfälle von ihnen sind. Der allgemeine formale Textbegriff, den wir ins Auge fassen, definiert Texte als in bestimmter Weise strukturierte endliche Folgen von Sätzen in einer Sprache. Wir müssen daher die Definition von Sätzen der Sprachform, in der wir Texte formulieren, voraussetzen. Dies möge durch eine formalisierte Grammatik für die jeweilige Sprachform geleistet sein. Genauer setzen wir also folgende, hier nur angedeutete Definitionen für die Sprachform voraus:

Definition 1: (Die Definition des Begriffs *elementarer Ausdruck*)

Definition 2: (Die Definition des Begriffs *grammatisch wohlgeformter* [zusammengesetzter] *Ausdruck*)

Definition 3: (Die Definition des Begriffs: Ausdruck vom Typus Satz oder kurz *Satz*)

Diese Begriffe sollen im extensionalen Sinn definiert sein, d. h. zu jedem Begriff gehört eine definit bestimmte Menge grammatischer Objekte der Sprachform, nämlich

- 1'. Die Menge elementarer Ausdrücke
- 2'. Die Menge wohlgeformter grammatischer Ausdrücke
- 3'. Die Menge von Sätzen.

Normalerweise wird die unter 2' genannte Menge als Teilmenge der Menge der *endlichen Folgen elementarer Ausdrücke* bestimmt. Dazu müssen als Hilfsbegriffe entweder der mathematische Begriff der Folge benutzt werden, oder der eines Elements einer freien Halbgruppe mit der Verkettungsoperation als Verknüpfung und der Menge elementarer Ausdrücke als Erzeugendensystem.

Die definite Bestimmung der Teilmengen wohlgeformter Ausdrücke bestimmter grammatischer Art, besonders aber die definite Bestimmung der Menge der Sätze geschieht üblicherweise mithilfe der Regeln einer formalen generativen Syntax (im weiten Sinn). Selbstverständlich brauchen diese Regeln nicht vom Typus derjenigen einer transformationellen Grammatik mit Konstituentenstrukturregeln zu sein. Kategorialgrammatiken oder allgemeinere Systeme von Regeln wie diejenigen von Montague in seiner universalen Grammatik leisten ähnliches.

Unter Verwendung derselben mathematischen Hilfsbegriffe wie oben können wir auch den Zwischenbegriff einer *endlichen Folge von Sätzen* – im folgenden kurz *Satzfolge* – in einer hier nicht ausgeführten *Definition 4* angeben. Texte wollen wir nun als in bestimmter Weise strukturierte Satzfolgen definieren, und zwar wollen wir zwei Textbegriffe einführen, einen Text im weiteren Sinn und einen Text im engeren Sinn oder konnexen Text. Ein *Text (i. w. S.)* sei ein Text, bei dem die Satzfolge *überhaupt irgendwo sprachsystematisch strukturiert* ist, d. h. eine Textrelation in der Satzfolge definiert ist. Ein *konnexer Text* sei eine Satzfolge, die sprachsystematisch *lückenlos zusammenhängend strukturiert* ist. Diese beiden intuitiven Andeutungen wollen wir nun durch formale Definitionen präzisieren.

Definition 5: Ein *Text im weiten Sinn* ist ein Paar $\langle F, \mathfrak{X} \rangle$, derart, daß

- F eine Satzfolge ist und
- \mathfrak{X} (für eine beliebige Zahl m) eine m -stellige Folge R_1, \dots, R_m von Relationen ist, so daß jedes R_i ($1 \leq i \leq m$)
 - (a) ein Element aus der Menge der sprachsystematisch bestimmten Textrelationen (für die gegebene Sprache) ist und
 - (b) in der Menge $S(F)$ der in F vorkommenden Sätze definiert ist.

Wir nennen die Glieder von \mathfrak{R} , die R_i , auch *Textrelationen*. Wir forderten, daß sie nach den systematischen Bestimmungen für Texte (in der Sprache) bestimmt sein müßten. Dadurch wird der Begriff Text ein Begriff der sprachsystematischen Analyse, der „langue“, und wir werden ihn von einem anderen korrespondierenden Begriff, der sich auf sprachliche Äußerungen, also die „parole“ bezieht, zu unterscheiden haben. Diesen anderen Begriff werden wir den Begriff der *Rede* nennen und weiter unten erörtern.

Definition 5 setzt als Hilfsdefinition offensichtlich eine *Definition 5 a* des *Vorkommens eines Satzes in einer Satzfolge* voraus. Diese Hilfsdefinition kann hier aber übergangen werden.

Wir definieren nun den Begriff konnexer Text:

Definition 6: Ein *konnexer Text* ist ein Text im weiten Sinn $\langle F, \mathfrak{R} \rangle$, für den einschränkend gilt:

Je zwei beliebige Sätze S_i und S_j , die Glieder von F sind, stehen in direkter oder indirekter Textrelation.

Definition 6 setzt drei Hilfsdefinitionen voraus:

Hilfsdefinition 6 a: Zwei Sätze S_i und S_j , die Glieder einer Folge F eines Textes im weiteren Sinn sind, *stehen in direkter oder indirekter Textrelation zueinander*, wenn es eine Folge von Sätzen

$S_{k_1}, S_{k_2}, \dots, S_{k_r}, \dots, S_{k_n}$ gibt, derart, daß

1. $S_i = S_{k_1}$ und $S_j = S_{k_n}$ ist und

2. für alle S_{k_r} ($1 \leq r \leq n$) gilt:

(a) S_{k_r} ist ein Glied der Satzfolge F

(b) $S_{k_{r-1}}$ steht in direkter Textrelation zu S_{k_r}

In den Hilfsdefinitionen 6 b, c sei R_i ein Glied von \mathfrak{R} , der Folge der Textrelationen.

Hilfsdefinition 6 b: Zwei Sätze S_i und S_j , die Glieder einer Folge F von Sätzen eines Textes im weiteren Sinn sind, *stehen in direkter Textrelation zueinander*, wenn es ein i gibt, für das S_i und S_j in der Textrelation R_i steht.

Hilfsdefinition 6 c: Zwei Sätze S_i und S_j , die Glieder einer Folge F von Sätzen eines Textes im weiteren Sinn sind, *stehen in der Textrelation R_i zueinander*, wenn S_i und S_j Glieder eines Elements von R_i sind. (M. a. W., wenn also für eine k -stellige Relation R_i gilt: $R_i(S_1, \dots, S_i, \dots, S_j, \dots, S_k)$; (mit $1 \leq i \leq k$ und $1 \leq j \leq k$))

Die folgende Hilfsdefinition ergibt sich nur, weil die (direkte oder indi-

rekte) Textrelation einfacher zu definieren war als die bloß indirekte Textrelation.

Hilfsdefinition 6 d: Zwei Sätze S_i und S_j , die Glieder einer Folge F von Sätzen eines Textes im weiten Sinn sind, *stehen in indirekter Textrelation zueinander*, wenn sie in Textrelation zueinander stehen aber nicht in direkter.

Die Äußerung einer Folge von Sätzen ist eine Folge von Äußerungen von Sätzen. Eine solche Folge von Äußerungen von Sätzen kann unter gewissen Bedingungen als eine sinnvoll zusammenhängende Folge verstanden werden. Eine solche als *sinnvoll zusammenhängend verstandene oder verstehbare Folge von Äußerungen von Sätzen* wollen wir *Rede* nennen. Damit eine Folge von Äußerungen von Sätzen als Rede verstehbar ist, ist es aber keineswegs notwendig, daß die Folge der geäußerten Sätze ein Text im oben definierten Sinn ist, d. h. eine Folge von Sätzen zwischen denen *durch das Sprachsystem bedingte* Textrelationen bestehen. Betrachten wir die Satzfolge

(1) Komm nachhause Peter.

Franz ist heute abgereist.

Es gibt keine Relationen zwischen dem ersten und dem zweiten Satz, die sprachsystematisch bestimmt wären. Ob die Folge dieser beiden Sätze eine (sinnvolle) Rede ist, hängt ausschließlich von den *aktuellen Bedingungen der Verwendung* ab. Zwar gibt es eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß wenn jemand den zweiten Satz unmittelbar nach dem ersten äußert, er mit diesem zweiten Satz einen Grund für seine im ersten Satz ausgesprochene Aufforderung gibt. Es gibt aber keine sprachlich systematischen Gründe, die das nahelegen. Bei gewissen Umständen der Äußerung kann es sogar so sein, daß die Äußerung der Sätze keine zusammenhängende Rede ergibt, zum Beispiel dann, wenn sie nicht an denselben Adressaten gerichtet sind – etwa: Erster Satz des Textes am Telefon vor dem Einhängen zum Telefonpartner, zweiter Satz unmittelbar nach dem Einhängen zu einem im Raum Anwesenden.

Umgekehrt kann aber auch nicht daraus, daß eine Folge von Sätzen ein konnexer Text im oben definierten Sinn ist, geschlossen werden, daß die Folge der Äußerungen der Sätze des Textes eine zusammenhängende Rede ergeben. Die sprachsystematischen Relationen, die Sätze des Textes zusammenbinden, sind ja nur *einer* der Faktoren, die den Zusammenhang der Rede *mit* konstituieren *können*. Stehen aber dieser Konstitution Bedingungen der aktuellen Situation entgegen, so braucht die

Konstitution der Rede selbst bei textuellem Zusammenhang zwischen den Äußerungen der Sätze des Textes nicht zustande zu kommen.

Betrachten wir die Satzfolge:

(2) Gestern morgen saß ein kleiner Vogel auf meinem Fensterbrett.

Das arme Tier sah ganz verhungert aus.

Ein kleiner zerlumpter Spatz.

Das Vögelchen hatte gewiß schon lange nichts mehr zu fressen bekommen.

Zwischen diesen Sätzen besteht ein vielfältig geknüpfter Textzusammenhang.

Die sprachinhaltlichen Prinzipien, die die Textrelationspotenzen der Satzfolge (2) bestimmen, sind z. B. die Hyponymie-Beziehung zwischen ‚Tier‘, ‚Vogel‘ und ‚Spatz‘ und der erfahrungsmäßige oder sprachinhaltliche Zusammenhang zwischen ‚lange nichts fressen‘ und ‚verhungern‘.

Außer diesen sprachinhaltlichen Zusammenhängen gibt es jedoch auch einen formalen oder grammatisch gestützten Zusammenhang zwischen dem ersten und dem letzten Satz, nämlich den durch das Zusammenwirken von bestimmtem und unbestimmtem Artikel sowie den durch das Wortbildungselement, -chen‘ ausgedrückten. Dieser Zusammenhang kann eventuell aufgrund der Form allein konstatiert werden. Diese Textrelationen bestimmen, daß der Text eine zusammenhängende Rede konstituieren *kann*. Er konstituiert dann *tatsächlich* eine zusammenhängende Rede, wenn die besonderen Bedingungen der aktuellen Sprachverwendung keine Elemente enthalten, die das Zustandekommen eines Redezusammenhanges verhindern. Solche Elemente wären zum Beispiel beim Gang eines Wärters mit dem Oberaufseher durch einen Vogelpark in folgender Weise gegeben: Der erste Satz sei der Anfang einer kleinen Geschichte, die der Wärter dem Oberaufseher erzählen will. Ehe er fortsetzen kann, kommen sie an einen Käfig, über dessen Vogel der Wärter die Bemerkung des zweiten Satzes macht. Vor ihnen fliegt ein kleiner Vogel vorbei: Der Wärter bemerkt den dritten Satz und vor einem weiteren Käfig den vierten. Allerdings werden die bestimmten Artikel in diesem Fall wahrscheinlich mit Emphase ausgesprochen. In diesem Kontext ist die Folge der Äußerungen der Sätze keine zusammenhängende Rede mehr, weil offensichtlich die „Realisierung“ der Textrelationen durch den Kontext verhindert wird.

Es ist nun eine der Hauptaufgaben der Textlinguistik, das System möglicher Bedingungen oder Prinzipien für die *Textkonstitution*, also die möglichen Textrelationen, zu formulieren. Ob diese in jeder aktuellen

Äußerung der Sätze des Textes eine zusammenhängende Rede konstituieren, ist dabei irrelevant; es genügt, wenn sie dies tun, sofern keine Bedingungen der aktuellen Situation dem entgegenstehen. Es ist also wichtig, scharf zwischen *Texten* (als Gegenständen des Sprachsystems oder der „langue“) und (zusammenhängenden) *Reden* (nicht notwendigerweise gesprochenen oder monologischen) als Gegenständen der Sprechhandlungen oder der „parole“ zu unterscheiden. Wir kommen in These 1 (unten) darauf zurück.

Die Vielzahl der bei der Textkonstitution in Betracht zu ziehenden Relationen könnte nun den Sprachanalytiker mutlos machen. Hier ist es wichtig, zunächst in klarer Weise ein Bezugssystem zu entwickeln. Wir wollen mit der Analyse der *formalen Bedingungen* für das Bestehen von Textrelationen beginnen. Diese Bedingungen werden normalerweise mit Bezug auf Zusammenhänge formuliert, die wir *Textrelationsstrukturen* nennen wollen; Ableitregeln oder Schlußregeln der formalen Logik sind Spezialfälle solcher Textrelationsstrukturen. Die Textrelationsstrukturen sollen, sofern sie formal bestimmbar sind, mithilfe *grammatischer Strukturbeschreibungen* formuliert werden. Zusätzlich zu den oben angegebenen Definitionen und Bestimmungen 1.–3. (bzw. 1.'–3.'), die die Grammatik erbringen muß, ist nunmehr ein weiterer Definitionskomplex aus der Grammatik vorauszusetzen, den wir wie folgt andeuten:

Definition 7: (Definition grammatischer Strukturbeschreibungen und ihre Zuordnung zu den Sätzen nach Definition 3').

In Abhängigkeit davon können wir die Textrelationsstrukturen wie folgt bestimmen:

Definition 8: Eine m-stellige Textrelationsstruktur ist ein m-Tupel G_1, \dots, G_m von grammatischen Strukturbeschreibungen von Sätzen.

In Bezug auf Textrelationsstrukturen können wir folgende These zur Abhängigkeit einer zusammenhängenden Rede, die einen Text äußert, zur Struktur dieses Textes formulieren:

These 1:

Wenn immer in einem Text $\langle F, \mathfrak{A} \rangle$ die m-stellige Teilfolge von Sätzen $S_{1_1}, \dots, S_{1_k}, \dots, S_{1_m}$ vorkommt, derart, daß auf jedes S_{1_k} ein G_k der Textrelationsstruktur zutrifft (für alle $1 < k < m$) und keine aktuelle Verwendungsbedingung entgegensteht, so ist die Äußerung der Folge F eine (zusammenhängende) Rede.

3. Logische Analyse argumentativer Texte

Argumentative Texte wollen wir als Spezialfälle von Texten (i. w. S.), im Normalfall sogar von konnexen Texten, auffassen. Wir schränken den allgemeinen Textbegriff dadurch auf argumentative Texte ein, daß wir verlangen, daß die Textrelationen, die den Textzusammenhang herstellen, *Konsequenzrelationen* sind. In syntaktischer Hinsicht sind Konsequenzrelationen dadurch charakterisiert, daß ein Glied der Textrelation (d. h. ein Satz) als *Konklusio* (bezüglich der Konsequenzrelation) ausgezeichnet ist, die anderen Glieder dagegen *Prämissen* (bezüglich der Konsequenzrelation) heißen. In semantischer Hinsicht gilt für Konsequenzrelationen, daß die Wahrheit des Inhalts der Konklusio von der Wahrheit der Inhalte der Prämissen abhängt. Ein besonders wichtiger Spezialfall, an dem wir uns in dieser Arbeit auch allein orientieren, sind die logischen Konsequenzrelationen (bzw. die Relationen der *logischen Folgerung*). Sind sämtliche Textrelationen logische Folgerungen, so nennen wir die entsprechenden Texte logisch-argumentative Texte. Die gewöhnlich als argumentative Texte geäußerten Texte sind allerdings keine vollständigen argumentativen Texte im soeben skizzierten Sinne; gewisse als selbstverständlich angesehene Anfangs- und Zwischen-Prämissen werden gewöhnlich nicht ausgedrückt. Solche argumentativen Texte, bei denen gewisse Prämissen und Zwischen-Konklusionen nicht durch Sätze wiedergegeben sind, nennen wir im Einklang mit der traditionellen Terminologie *enthymemisch-argumentative Texte*.

Die soeben gegebenen definitorischen Andeutungen sollen jetzt in Definitionen gefaßt werden, ehe wir uns der Erörterung der logisch-argumentativen Texte zuwenden.

Sei \mathcal{T} ein sprachtheoretisch bestimmtes System von Konsequenzrelationen, das mit \mathcal{S} , der Grammatik zur Charakterisierung von Sätzen, zusammen ein theoretisches Textsystem \mathcal{K} bestimmt. Für die Konsequenzrelationen sollen insbesondere die soeben angedeuteten semantischen Charakterisierungen gelten – diese werden wir hier nicht weitergehend festlegen. Sei weiterhin $T = \langle F; \mathcal{K} \rangle$ ein Text. In Bezug auf diese Feststellungen formulieren wir die folgenden Definitionen.

Definition 9: Ein *argumentativer Text* in \mathcal{T} ist ein konnexer Text T , bei dem sich jeder Satz aus gewissen anderen Sätzen als textuelle Konsequenz in \mathcal{T} ergibt.

Definition 10: Ein Satz S_m ergibt sich als *textuelle Konsequenz* in \mathcal{T}

aus gewissen anderen Sätzen $S_1, \dots, S_j, \dots, S_{m-1}$ mit ($S_i \neq S_m$ für alle $1 \leq j \leq m-1$) wenn S_1, \dots, S_m Glieder der Satzfolge F des Textes $T = \langle F, \mathcal{R} \rangle$ sind und es in \mathcal{T} eine m -stellige strukturelle Konsequenzrelation R_i gibt, derart, daß jede Strukturbeschreibung G_j aus dem Prämissenteil von R_i auf genau ein S_j ($1 \leq j \leq m-1$) zutrifft und G_m auf S_m . Die Sätze $S_1 \dots S_{m-1}$ heißen dann die *Prämissen* der textuellen Konsequenz und der Satz S_m deren *Konklusion*.

Definition 11: Eine m -stellige strukturelle Konsequenzrelation ist ein m -Tupel

$$\langle G_1, \dots, G_j \dots G_{m-1}; G_m \rangle$$

derart, daß jedes G_i ($1 \leq i \leq m$) eine Strukturbeschreibung eines Satzes ist. Die Teilfolge G_1, \dots, G_{m-1} heißt der *Prämissenteil* der Konsequenzrelation und G_m ihr *Konklusionsteil*.

Definition 12: Ein *progredierender argumentativer Text* in \mathcal{T} ist ein argumentativer Text in \mathcal{T} , bei dem für jede textuelle Konsequenz alle Prämissen der Konsequenz ihrer Konklusion vorausgehen.

Definition 13: Ein *retrogradierender argumentativer Text* in \mathcal{T} ist ein argumentativer Text, bei dem die Prämissen jeder textuellen Konsequenz, die im Text vorkommt, nach der Konklusion im Text stehen.

Sei S eine gegebene Folge von Sätzen, die kein argumentativer Text ist.

Definition 14: S ist ein *enthymemischer argumentativer Text* in Bezug auf eine andere Satzfolge S' , ein System von Textrelationen \mathcal{T} und einer Satzgrammatik \mathcal{S} , zu der die Sätze aus S und S' gehören, wenn S durch Hinzufügung von S' zu einem argumentativen Text in \mathcal{T} vervollständigt werden kann.

Definition 15: Ein *l-argumentativer Text* in \mathcal{T} ist ein argumentativer Text in \mathcal{T} wenn sämtliche Konsequenzrelationen aus \mathcal{T} logische Konsequenzrelationen sind (gemäß einer vorzugebenden Logik)

Definition 16: S ist ein *enthymemischer l-argumentativer Text* in \mathcal{T} in Bezug auf S' , \mathcal{T} und \mathcal{S} wenn S durch S' zu einem l -argumentativen Text vervollständigt werden kann.

Wir wollen jetzt insbesondere l -argumentative und enthymemisch l -argumentative Texte betrachten und zwar in Anlehnung an die Terminologie und die Festsetzungen der alten Tradition logischer Textanalyse. Die wesentlichen Elemente zur Charakterisierung der Texte stammen bereits aus der stoischen Logik. Textrelationen heißen dort *Logoi* (bzw. *Argumente*, wie wir in der heute eingebürgerten Terminologie auch sa-

gen können). Es gibt bei ihnen (wohl vor allem nach Chrysipp) fünf *Typen grundlegender* (sog. unbeweisbarer) *Argumente*. Diese *Typen von Argumenten* werden bestimmt durch sogenannte *Tropoi* (bzw. in eingebürgerter Terminologie *Modi*), d. h. wie wörtlich bei Sextus Empiricus festgestellt wird: „Schemata, nach welchen sie [die Argumente] geformt werden“ (vgl. I. Bochenski [56] n. 21.22). Es werden vor allem fünf Typen grundlegender Argumente vorgetragen. Alle haben die Form, daß aus einem, aus zwei Sätzen zusammengesetzten Satz als Hauptprämisse und einem seiner Teilsätze (bzw. dessen Negation) der andere Teilsatz (bzw. dessen Negation) erschlossen wird. Die von Sextus Empiricus genannten Beispiel-Argumente für die fünf Typen von Argumenten sind (Bochenski [56] n. 22.04–22.08):

- (1) Wenn es Tag ist, gibt es Licht; nun aber ist es Tag; also gibt es Licht
- (2) Wenn es Tag ist, gibt es Licht; es gibt nicht Licht; also ist es nicht Tag
- (3) Nicht: es ist Tag und es ist Nacht; es ist aber Tag; also ist es nicht Nacht
- (4) Entweder es ist Tag, oder es ist Nacht; es ist aber Tag; also ist es nicht Nacht
- (5) Entweder es ist Tag, oder es ist Nacht; es ist aber nicht Nacht; also ist es Tag

Die zugehörigen *Modi* wurden in folgender Weise angegeben (vgl. Bochenski [56] n. 21.22):

- (6) Wenn das Erste, dann das Zweite; nun das Erste; also das Zweite
- (7) Wenn das Erste, dann das Zweite; nun nicht das Zweite; also nicht das Erste
- (8) Nicht: das Erste und das Zweite; nun das Erste; also nicht das Zweite
- (9) Entweder das Erste, oder das Zweite; nun das Erste; also nicht das Zweite
- (10) Entweder das Erste oder das Zweite; nun nicht das Zweite, also das Erste

Von diesen fünf *Modi* werden in späterer Zeit im allgemeinen vier ausgewählt und mit besonderen lateinischen Bezeichnungen belegt, nämlich

- (6) *Modus ponendo ponens* (oder kurz *Modus ponens*)
- (7) *Modus tollendo tollens* (oder kurz *Modus tollens*)
- (8) oder (9) *Modus ponendo tollens*

([8] nach Bochenski [54] § 6, [9] nach Church [56] S. 105, wobei allerdings „oder“ durch die materiale Nicht-Äquivalenz „ \neq “ zu interpretieren ist)

- (10) *Modus tollendo ponens* („oder“ wird durch das inklusive oder, d. h. durch „ \vee “ interpretiert)

In allen Modi (6)–(10) steht „das Erste“ und „das Zweite“ für Sätze beliebiger Strukturbeschreibungen und die Hauptprämisse ist eine komplexere Satzstruktur, die sich aus den Strukturbeschreibungen, auf die man sich mit „das Erste“ und „das Zweite“ bezog, zusammensetzt. Die Hauptprämisse wird anscheinend als das Schlußmittel angesehen, durch deren Vorhandensein die beiden beliebigen Sätze im Text logisch in einer Textrelation stehen. Schreibt man ihr nicht eine solche textuelle Sonderfunktion zu, wie es offenbar die Stoiker taten, so kann man die entsprechenden Modi auch angeben, indem man die beiden Prämissen vertauscht (wie es später auch üblich wurde). Wir wollen nun die Angabe der Modi durch strukturelle Textrelationen formalisieren und zwar mithilfe der Notationstechniken des Aussagenkalküls. (Ob dies die von den Stoikern beabsichtigten Zusammenhänge tatsächlich korrekt wiedergibt, ist allerdings umstritten; insbesondere ist es denkbar, daß die adäquate Formalisierung Modalitätslogik erfordert.)

Wir beziehen uns in der Formalisierung auf folgende Form des Aussagenkalküls AK:

1. *Elementare Ausdrücke von AK:*

- (a) Konstanten: „B“, „C“, usw.
- (b) Satzverknüpfers: „ \sim “, „ \wedge “, „ \vee “
- (c) Klammern: „(“, „)“

2. *Wohlgeformte Ausdrücke von AK*

Alle wohlgeformten Ausdrücke von AK sind Sätze, und zwar

- (a) Alle Konstanten sind Sätze
- (b) Wenn S_i ein Satz ist, so ist auch die Verkettung von „ \sim “ mit S_i ein Satz
- (c) Wenn S_i und S_j ein Satz ist, so ist auch die Verkettung von „(“, S_i , „ \wedge “, S_j , „)“ oder die Verkettung von „(“, S_i , „ \vee “, S_j , „)“ in dieser Reihenfolge ein Satz.

3. *Strukturbeschreibung von Sätzen*

Eine Strukturbeschreibung eines Satzes ist ein metasprachlicher Ausdruck *Verkettung* – von $x_1, \dots, x_i, \dots, x_n$ in – *dieser* – *Reihenfolge*, wobei an den Stellen x_i ($1 \leq i \leq n$) entweder Bezeichnungen elementarer Ausdrücke oder metasprachliche Variable für Sätze stehen. (So

wohl 2b als auch 2c enthalten ersichtlich Beispiele von Strukturbeschreibungen von Sätzen)

Mit Bezug auf diese Grammatik sind die genannten Modi (6)–(10) Textrelationsstrukturen, die aus einem Tripel von Strukturbeschreibungen bestehen, und zwar

Modus ponens:

(6') $\langle \sim A \vee B; A; B \rangle$

(da in AK die Implikation durch „ $\sim A \vee B$ “ ausgedrückt werden kann)

Modus tollens

(7') $\langle \sim A \vee B; \sim B; \sim A \rangle$

Modus ponendo tollens

(8') $\langle \sim (A \wedge B); A; \sim B \rangle$

oder

(9') $\langle (A \sim B) \vee (\sim A \wedge B); A; \sim B \rangle \leq$

Modus tollendo ponens

(10') $\langle A \vee B; \sim A; B \rangle$

Hier stehen A und B für Sätze, die beliebig strukturiert sind (ohne daß ihre Struktur eine Bedeutung für den Textzusammenhang haben muß). Die Modi bestimmen als strukturelle Textrelationen den Zusammenhang argumentativer Texte in Bezug auf diese Modi ebenso wie im allgemeinen Fall Textrelationsstrukturen den Textzusammenhang bestimmen sollen.

Wir wollen jetzt die Struktur eines argumentativen Textes analysieren und unsere bisherigen Festsetzungen dadurch illustrieren. Der zu behandelnde Text sei folgender:

Argumentationstext (A)

- (α) Das Motiv in diesem Mordfall war Rache,
- (β) denn nur Raubgier oder Rache kommen (als Motiv) in Frage;
- (γ) das Opfer hatte aber, als es gefunden wurde, noch einen beträchtlichen Geldbetrag in seinen Taschen,
- (δ) was gegen Raubgier spricht,
- (ϵ) denn bei Raubgier hätte der Mörder dem Ermordeten alles Geld abgenommen.

Die Analyse des Textzusammenhanges erfordert mindestens die Berücksichtigung eines indirekten Implikats von (γ) nämlich:

- (γ') der Ermordete hat seinem Opfer keinen beträchtlichen Geldbetrag abgenommen.

Der Textzusammenhang von (A) wie ihn das intuitive Verständnis von (A) liefert, kann in Fig. 1 schematisch angedeutet werden

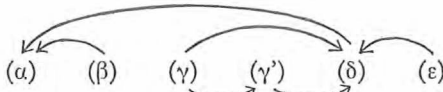


Fig. 1: Schema des Textzusammenhangs von A

Offensichtlich ist der Text (A) jedoch ein enthymemisch argumentativer Text, der durch Hinzufügung weiterer Sätze zu einem echten argumentativen Text vervollständigt werden kann. Um dies übersichtlich tun zu können, wollen wir erst den elementaren Feststellungen aus A Abkürzungen zuordnen:

1. *Die elementaren Feststellungen aus (A)*

- (a) Rache war das Motiv im Mordfall x
- (b) Raubgier war das Motiv im Mordfall x
- (c) Das Opfer im Mordfall x hatte, als es (zum Zeitpunkt t_2) gefunden wurde, noch einen beträchtlichen Geldbetrag in seinen Taschen
- (d) Der Mörder hat dem Ermordeten, nach dessen Ermordung und bevor er ihn (zum Zeitpunkt t_1) verließ, alles Geld aus den Taschen genommen

2. *Ergänzende, für eine ausführliche und angemessene Argumentation erforderliche, einfache Feststellungen zu (A).*

- (e) Der Mörder im Mordfall x wurde daran gehindert, dem Ermordeten nach dem Mord alles Geld aus den Taschen zu nehmen
- (f) Der Ermordete hatte, als der Mörder ihn (zum Zeitpunkt t_1) verließ, einen beträchtlichen Geldbetrag in seinen Taschen
- (g) Niemand hat (nach dem Zeitpunkt t_1 und vor dem Zeitpunkt t_2) einen Geldbetrag in die Taschen des Opfers gesteckt oder diesen entnommen

Mithilfe der Abkürzungen (a) bis (g) können wir jetzt einen vervollständigten argumentativen Text A' angeben, der dem Text A entspricht. Wie in der Logik bei Texten zur Wiedergabe von Ableitungen und Beweisen üblich, schreiben wir die Sätze der den Text konstituierenden Folge untereinander. Außerdem geben wir, wie ebenfalls in der Logik üblich, Angaben über den Textzusammenhang: Bei jedem Satz ist vermerkt, ob er eine Anfangs-Prämisse (P) ist oder nach welcher Textrelation (MP = Modus ponens, MT = Modus tollens, MPT = Modus

ponendo tollens, MTP = Modus tollendo ponens und MO = de Morgansche Gesetze der Aussagenlogik) er sich aus welchen vorausgehenden Sätzen als Konklusion ergibt. Man erkennt leicht, daß den Sätzen (14), (13), (3), (7), (12) und (8) des Textes A' die Sätze (α), (β), (γ), (γ'), (δ) und (ϵ) entsprechen.

Argumentativer Text (A')

(1) Wenn (c) und (g) dann (f)	P
(2) (g)	P
(3) (c)	P
(4) (g) und (c)	KE (2), (3)
(5) (f)	MP (1), (4)
(6) Wenn (f) dann nicht (d)	P
(7) nicht (d)	MP (5), (6)
(8) Wenn ([b] und nicht [e]), dann (d)	P
(9) nicht ([b] und nicht [e])	MT (7), (8)
(10) nicht (b) oder (e)	MO (9)
(11) nicht (e)	P
(12) nicht (b)	MTP (10), (11)
(13) nicht ([b] und [a])	P
(14) (a)	MPT (12), (13)

Ohne Angabe der den Textzusammenhang charakterisierenden Modi mag eine graphische Darstellung den Zusammenhang in Fig. 2 veranschaulichen. Parallel dazu wird der in Fig. 1 bereits dargestellte Zusammenhang zum Vergleich mit gestrichelten Linien dargestellt.

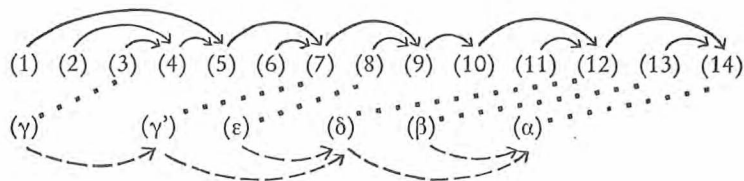


Fig. 2: Schema des Textzusammenhangs von A'

Der argumentative Text A', zu dem der enthymemisch argumentative Text A vervollständigt wurde, ist allerdings ein stark schematisch reglementierter Text; es ist unwahrscheinlich, daß er in dieser Form geäußert würde. Es ist jedoch möglich, einen vollständig argumentativen Text anzugeben, der natürlicher und weniger reglementiert erscheint. In Texten dieser Art sind allerdings charakteristischerweise zur Gli-

derung und zum leichteren Nachvollzug des Argumentationsgangs sprachliche Wendungen eingestreut. Es wäre durchaus interessant, die Funktionsweise dieser Textmittel einmal zu untersuchen. Hier wollen wir uns damit begnügen, einen solchen, zwar langatmigen aber doch abgesehen davon durchaus akzeptablen, vollständig argumentativen Text zu A wiederzugeben (die eingeklammerten Buchstaben dienen nur der Orientierung und sind nicht mitzulesen):

Ausführliche Argumentation zu (A)

(möglicher gemeinsprachlicher Text)

Das Motiv des Mordfalles x steht in Frage

Wir wollen zeigen, daß

(a) Rache das Motiv war.

Es ist nun klar, daß

entweder (a) Rache oder (b) Raubgier das Motiv war.

Wenn wir nun zeigen könnten, daß nicht

(b) Raubgier das Motiv war,

so wäre damit klar, daß

(a) Rache das Motiv war.

Die Tatsache nun, daß nicht

(b) Raubgier das Motiv war

ergibt sich folgendermaßen:

Wir wissen, daß

(c) das Opfer, als es gefunden wurde, noch einen beträchtlichen Geldbetrag bei sich hatte.

Ferner haben wir Grund zur Annahme, daß

(g) nachdem der Mörder sein Opfer verließ, bis zu dessen Auffindung niemand dem Opfer Geld in die Tasche steckte oder entnahm, daß also

(f) der Ermordete, als der Mörder ihn verließ, einen beträchtlichen Geldbetrag, eben den bei ihm gefundenen, in der Tasche hatte.

Das aber heißt, daß

(nicht d) der Mörder seinem Opfer nicht alles Geld aus den Taschen genommen hat.

Das aber ist nur dann kein Beweis gegen

(b) die Raubgier des Mörders

wenn

(e) der Mörder gehindert worden wäre, das Geld den Taschen seines Opfers zu entnehmen.

Dazu ([e] anzunehmen) haben wir aber keinen Grund.

Also
war nicht (b) die Raubgier das Motiv des Mordes
und das bedeutet, wie wir oben sahen,
daß
(a) Rache das Motiv des Mordes war.

4. *Schluß*

Eine weitergehende Analyse von argumentativen Texten bietet große Probleme. Da die meisten Texte die zur Wiedergabe von Argumentationen in natürlichen Sprachen geäußert werden, enthymemisch sein dürften, wird die Beurteilung, ob ein gegebener Text überhaupt eine Argumentation ausdrückt oder nicht, von willkürlichen Entscheidungen abhängig in welcher Weise die gegebene Satzfolge eventuell vervollständigt werden kann oder darf. Wenn man zur Vervollständigung beliebige Ergänzungen zuläßt, so kann anscheinend jede x-beliebige Satzfolge, die nicht explizit widersprüchlich ist, zu einem logisch argumentativen Text vervollständigt werden. Dies gilt insbesondere, wenn auch die Konklusion hinzugefügt werden darf. In diesem Fall kann man eine gegebene nicht widersprüchliche Satzfolge sogar in trivialer Weise vervollständigen: Man nimmt als Konklusion die Konjunktion aller Sätze der Satzfolge. Aber auch wenn man nur Satzfolgen betrachtet, deren Konklusion durch einen Satz der Folge ausgedrückt ist, eröffnen sich noch eine Vielzahl von Möglichkeiten, die der Intuition eines argumentativen Textes entgegenstehen. Es ist also wesentlich, Beschränkungen für die möglichen Vervollständigungen von enthymemisch argumentativen Texten zu finden. Gegenwärtig ist jedoch noch völlig unklar, wo man einem Ansatzpunkt für solche Beschränkungen findet. Eine systematische Überlegung führt sehr rasch zur Einsicht, wie weise der Entschluß der Logiker war, für die logische Analyse des Zusammenhangs argumentativer Texte enthymemisch argumentative Texte auszuschließen. Die Kehrseite dieses Entschlusses ist jedoch, daß die meisten Ergebnisse der Logik nicht in direkter Weise auf die Wiedergabe von Argumentationen, wie sie in den Gemeinsprachen üblich ist, bezogen werden kann. Die logische Analyse ist nach wie vor nichts anderes als ein, allerdings sehr weit entwickeltes und höchst präzises, *Bezugssystem* für linguistische Analyse und kann als solches, wie im ersten Abschnitt betont nur im Rahmen der indirekten Methode verwendet werden.

Literatur

- Bühler, K. (27): Die Krise der Psychologie. Stuttgart: Fischer, 2. Aufl. 1965.
- Bochenski, I. M. (56): Formale Logik. Freiburg: K. Alber, 1956.
- Bochenski, I. M. (54): Grundriß der Logistik. Paderborn: Schöningh, 1954.
- Carnap, R. (34): Die logische Syntax der Sprache. Wien; Springer, 2. Aufl. 1968.
- Church, A. (56): Introduction to Mathematical Logic. Princeton, N. J.: Princeton Univ. Press, 1956.
- Dascal, M. and A. Margalit (73): Text-Grammars – A critical view. In: Ihwe, J., Rieser, H. und Petöfi, J. (Hrsg.) Probleme und Perspektiven der neueren textgrammatischen Forschung I, Papers in Textlinguistics vol. 5, Hamburg: Buske.
- Dascal, M., Margalit, A. (74): A New Revolution in Linguistics? – ‚Text-Grammars‘ vs. ‚Sentence-Grammars‘. Theoretical Linguistics 1 (1974) 195 bis 213.
- Humboldt, W. v. (Werke IV): Wilhelm von Humboldts gesammelte Schriften. Hrsg. Königl. Preußische Akademie der Wissenschaften, Nachdruck: Berlin: de Gruyter 1968.

ZUR LINGUISTIK DER METAPHER¹

Von Werner Abraham

0. Beim täglichen Gebrauch der Sprache kommen „unwörtliche“ Bedeutungen wie in *Fuß des Klaviers*, *Hals der Flasche*, *Kopf des Bettes*, *Stirn des Kastens*, *Bein des Tisches*, *Flanke des Berges* andauernd vor.

Dies mögen einigermaßen gefestigte, also lexikalisierte Verwendungen von *Fuß*, *Hals*, *Kopf*, *Stirn*, *Bein*, *Flanke* sein. Daneben – und wie oft eigentlich? – sind wir bei der Verwendung von übertragenen Bedeutungen durchaus innovativ: statt *Er schlingerte in das Zimmer wie ein steuerloses Schiff im wild bewegten Meer* sagen wir einfach *Er schlingerte in das Zimmer*, statt *Das Mädchen war verwelkt wie die Blütenblätter einer Blume* sagen wir einfach *Das Mädchen war verwelkt*. Die Forderung, daß solch metaphorischer Gebrauch von Lexemen oder Lexemverbindungen im Sinne einer generativen Grammatik im Lexikon einfach eine eigene Beschreibung erhalten müsse, ist deswegen zweifellos falsch, weil zu simplistisch. Dies kann jedenfalls nur für Metaphernklischees („frozen metaphors“) gelten, und auch die Angabe von entsprechenden Regeln der Bedeutungsrelation zwischen wörtlichem Gebrauch eines Ausdrucks und metaphorischem Gebrauch darf nur dort wegfallen, wo er ohnedies nicht herstellbar ist, d. h. wo die Relation zwischen metaphorischem Gebrauch einer Äußerung und dem wörtlichen Gebrauch die zwischen definiendum und definiens ist, ohne daß die Regeln der Bedeutungsübertragung und die Bedingungen, unter denen diese Bedeutungsübertragung eliziert wird, explizit gemacht werden müssen.

Ich nehme bei meinen Überlegungen aufs erste einen exegetisch-terminologisch naiven Standpunkt zu dem Begriff „Metapher“ ein. Ich gehe auf keine Definition des Begriffs zurück – erstens weil es eine Menge von nicht übereinstimmenden definitiven Versuchen gibt und zweitens weil ich für die Erfüllung der alten Harweg'schen Forderung, Meta-

¹ Eine erste Version dieses Aufsatzes konnte ich durch eine Reihe von Sitzungen hindurch mit Graham Stuart, G. J. Luhrmann, J. de Mey und Eric Reuland, alle vom Instituut voor Algemene Taalwetenschap der Rijksuniversiteit Groningen, durchdiskutieren. Ihnen allen danke ich wertvolle Kritik, im besonderen aber J. de Mey und E. Reuland, die mich vor manchem Fehler bewahrt haben. Die entscheidende Anregung zu den folgenden Überlegungen geht auf die Lektüre von Kintsch 1972 (1971) zurück. Eine beträchtlich erweiterte englische Fassung ist abgedruckt in Abraham 1975.

pher nach dem zu erwartenden Gewinn einer Begriffserklärung zu definieren, kein Kriterium besitze.

„Metapher“ verwende ich vielmehr im Sinne von „Bedeutungsübertragung“ und schränke diesen Oberbegriff, der ja auch Allegorie, Gleichnis, Symbol u. a. umfaßt, im wesentlichen ein durch Verwendung von Wörtern in Sätzen oder Satzteilen im nicht-wörtlichen Sinne.² Explizit sehe ich mich damit in der Nähe der Erscheinungen die traditionell mit Metonymie, Katachrese, Synekdoche u.e.a. klassifiziert werden. Ich sehe mich auch in unmittelbarer Nähe des Begriffs der Semigrammatikalität, wie er von Chomsky geprägt wurde. So ist der Satz

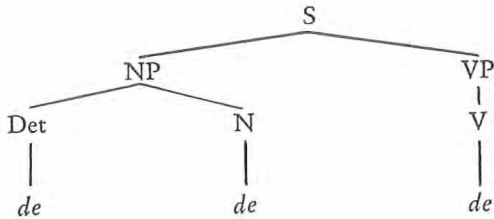
Green ideas sleep furiously

einen bestimmten Kontext vorausgesetzt, durchaus sinnvoll: dann nämlich, wenn dieser Kontext es gestattet, die Verletzungen der Selektionsregeln durch „Personifikation von *ideas*“, die Zuordnung von „Materialität und damit die Eigenschaft, Farbe zu tragen, an *ideas*“ sowie die Zuweisung des Charakteristikums „aktiv“ an *sleep* aufzulösen. Vorausgesetzt daß unsere Welterfahrung einen kompatiblen Kontext dazu findet, ist jede Verletzung auf der Ebene der Selektionsregeln, also den „semantischsten“ unter den grammatischen Regeln, als Metapher zu interpretieren. Diese Konsequenz gilt nicht umgekehrt, d. h. nicht jede Metapher ist durch eine Verletzung von Selektionsregeln zu erklären. Die Sinne von *Der Mensch ist ein Wolf* oder *Die Schwarzen sind die Armen von Europa* sind nicht mithilfe von solchen Regelverstößen zu interpretieren. So wie für das erste Chomskysche Beispiel gilt jedoch für alle metaphorischen Sinne von Sätzen, daß sie durch syntaktische Wohlgeformtheit gekennzeichnet sind. Dies läßt sich anhand eines extremen Beispiels wie *de-de-de* erklären: Erst wenn wir z. B. die nur auf syntaktischen Kategorien und deren Relationen zueinander aufbauende Struktur (1) zuweisen können, ist Interpretabilität gegeben – vorausgesetzt ein Kontext liegt vor, aus dem die Zuweisung von Nominal-, Artikel- und Verbalkategorie an *de* plausibel wird.

Mit dieser Erklärung möchte ich auch das Kapitel der „grammatischen Metapher“, das viele Leute beschäftigt hat, umreißen und im wesent-

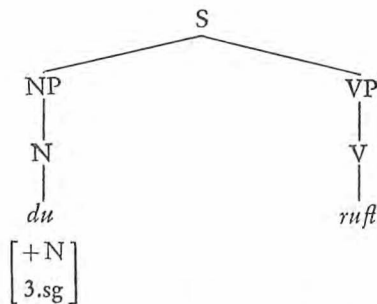
² Hiermit schließe ich jenen „Metaphertyp“ aus, der über die Satzgrenze hinaus sich in Textteilen dadurch manifestiert, daß durch bestimmte lexikalische Elemente Themaerwartungen etabliert, aber dann enttäuscht werden. Zu diesem Begriff der „Textmetapher“ und den Folgerungen für ein Instrumentarium der konsistenten Beschreibung solcher Metaphern vgl. vor allem Siebert 1973.

(1)



lichen erledigen. *Du rufst* ist einfach ein nicht angezeigter Wechsel von formaler zu materialer Supposition, sofort verständlich zu machen durch „*Du*“ *rufst* und jedenfalls syntaktisch darstellbar durch (2).

(2)



Ich möchte meine folgenden Bemerkungen und Überlegungen in 5 Hauptabschnitte einteilen:

1. Eine kurze Diskussion der pragmatischen Bedingungen, die erfüllt sein müssen, wenn man einer Struktur das Prädikat „Metapher“ zuweist.
2. Bedingungen für den Gebrauch von Sprache in metaphorischer Funktion: eine Skizze der Forschung.
3. Substitutionsthese – Vergleichsthese – Interaktionsthese
4. Bemerkungen zur Rolle der Begriffe „wörtliche Bedeutung“ und „Akzeptabilität“ bei der Erklärung von Metaphern: Priorisierung, Akzeptabilitätsgrade und alternative Welten.
5. Einige praktische Lösungsfälle.

1. *Der folgende terminologische Rahmen wird in der Folge benutzt*
(Nach Black: 47, aber unter Änderung dessen Terminologie):

- (1) E ... expression, Ausdruck, Äußerung
- (2) F ... verbal „frame“, Kontext
- (3) F(E) heißt dann „E mit inkompatiblen Kontext F“
- (4) Weiteres sei: $m'(E)$... Bedeutung von E in F(E)
- (5) $m(X)$... Bedeutung von X
 - wobei gilt: 5.1. $m'(E) = m(X)$, so daß X das Substituens für E in F(E) und E in F(E) das Substituendum.
 - 5.2. $m'(\dots) =$ metaphorischer Gebrauch (= nichtwörtliche u. a. Charakteristika), also: übertragene Bedeutung;
 - 5.3. $m(\dots) =$ wörtlicher Gebrauch

Es ist offenbar interessant zweierlei zu untersuchen:

- (6) es gilt, die linguistischen Mittel zu finden, um die Auswirkung von F auf E derart, daß E als sinnvoll (im Sinne eines X) interpretiert wird, zu beschreiben.
- (7) es gilt die Grenzen und Bedingungen dafür zu finden, daß E in inkompatiblen Kontext interpretierbar wird.
- (6) ist eine Frage der Linguistik und Logik (als strenger Beschreibungssysteme);
- (7) ist eine Frage der Philosophie und der sozialen Wissenschaften, daneben der Pragmatik als einer der Wissenschaften, die die Form dieser Diskussion bestimmt.

Unter den Kategorien, die die Pragmatik einbringt, sind *Spr* und *Adr*. Wenn wir von der nicht auszuschließenden Annahme ausgehen, daß die Bedeutungen eines Teils der von *Spr* und *Adr* verwendeten Wörter nicht identisch sind, dann kommt zur Begriffsbildung oben noch dazu:

- (8) $m_{sp}(X)$
 $m_{adr}(X)$

Die *Spr* und *Adr* gemeinsame Bedeutung von X sei repräsentiert durch

- (9) $R[m_{sp}(X), m_{adr}(X)]$

wobei R den Durchschnitt an verifizierenden Bedingungen (semantischen Merkmalen) für den Gebrauch von X bezeichnet. Für R gibt es folgende prinzipielle Möglichkeiten:

- (10) $R = \emptyset$ d. h. $\{m_{sp}(X)\} \cap \{m_{adr}(X)\} = \emptyset$
R = Identität (im Idealfall)

Dazwischen gibt es Abstufungsgrade von Durchschnitten von Bedeutungsmerkmalen; diese Grade sind wesentlich für eine Problematisierung von Norm einerseits und Interpretabilität (Akzeptabilität) andererseits.

Es muß deutlich sein, daß mit dieser pragmatischen Diskussion des Substituens für das metaphorisch gebrauchte Lexem auch die wörtliche Bedeutung von E außerhalb von F erfaßt wird, d. h. daß dasselbe für E dort gilt, wo $m(E) \neq m(X)$. Um unter allen $F(E)$ scheiden zu können zwischen (mehr oder weniger akzeptablen) Metaphern und nicht-sinnvollen (nicht-interpretierbaren) inkompatiblen Strukturen, gehen wir auf einige der Gricesche Diskursimplikaturen ein (nach Apostel: 13 ff.):

- (11) Spr weiß, daß Adr E eine Bedeutung zuordnet, die sich nicht zu sehr von der des Spr unterscheidet: $m_{sp}(X) \cong m_{Adr}(X)$.
- (12) Spr intendiert, daß Adr diese Bedeutungszuordnung vornimmt.
- (13) Adr weiß, daß es Spr war, der E äußerte, welches Adr wahrgenommen hat.
- (14) Spr weiß (oder glaubt), daß Adr, wenn er E wahrnimmt, weiß (oder glaubt), daß Spr $m(E)$ kennt (oder zu kennen glaubt).
- (15) Wenn Adr E wahrnimmt, dann weiß (glaubt) Adr, daß Spr $m(E)$ weiß (oder glaubt zu wissen).

Folgender Zusammenhang besteht zwischen (14) und (15):

15.1. $Wiss(x, m) \supset m$

15.2. $GLAUB(x, m) \supset m$

wobei m bedeutet die Anwendungsbedingungen (die die richtige Anwendung garantierenden Charakteristiken [= Merkmale]) für das Zeichen E; d. h. (15) ist nicht nötig, wenn in (14) nur der epistemische Operator $Wiss$ verwendet wird.

Bedingung (15) schließt Lüge, Präntention von Spr sowie allgemeines Mißverständnis von Adr aus.

(16) Spr intendiert, daß Adr weiß/glaubt, daß Spr $m(E)$ kennt/glaubt zu kennen.

(17) Die Wahrnehmung von E erzeugt genau diesen Erkenntniszustand bei Adr über Spr; denn Adr glaubt, daß E zu einer Menge $\{E\}$ mit einer solchen strukturellen Beschreibung gehört, daß nur Systeme, die in Übereinstimmung sind mit den Regeln einer bestimmten Sprache, Elemente von $\{E\}$ erzeugen. Adr glaubt, daß die Regeln dieser Sprache so beschaffen sind, daß nur die Kenntnis von $m(E)$ und die Intention, daß andere ebenfalls $m(E)$ kennen, ein solches E produzieren.

(18) Normalerweise gilt (ist wahr), (a) daß Spr in Übereinkunft mit diesen Regeln der Sprache, R, handelt, und (b) daß Spr glaubt, daß Adr glaubt, daß Spr $m(E)$ zu kennen glaubt.

Bei Nichtigkeit dieser Bedingungen, (a) und (b), gibt es prinzipiell zwei Möglichkeiten:

18.1. Mißverständnis, z. B. wenn (a) verletzt ist, oder wenn Adr glaubt, daß Spr $m(E)$ glaubt (weiß), während Spr will, daß Adr glaubt, daß Spr $m''(E)$ glaubt (weiß), wobei $m(E) \neq m''(E)$. Dies gilt auch für den Ungleichheitsfall, wo $m(E) \cap m''(E)$ gleich ist entweder $m(E)$ oder aber $m''(E)$, also in einem Enthaltensein-verhältnis oder Implikationsverhältnis.

18.2. Nichtmißverständnis (a) wenn Adr die Abweichung von R erkennt (erwartet), oder (b) wenn Spr glaubt (weiß), daß Adr glaubt (weiß), daß Spr nicht $m(E)$, sondern $m'(E)$ oder $m''(E)$ glaubt (weiß).

(15) und (18) sind Bedingungen, die „ehrliches Reden“ beschreiben, d. h. die Intention von Spr, daß Adr ihn so versteht, wie Spr es intendiert hat und wie es die Spr und Adr gleichermaßen vertrauten Regeln der Sprache garantieren. Dies ist jedoch eine Idealisierung, da es u. a. eine Sprachnorm für Spr und Adr voraussetzt (vgl. oben: $m_{sp}(X) \cong m_{Adr}(X)$); zudem schließt diese Einschränkung wie gesagt Sprechhaltungen wie Täuschung, Präntention (Spr will, daß Adr glaubt, daß Spr $m(X)$ glaubt (weiß), während Spr in Wirklichkeit $m''(X)$ glaubt [weiß]) oder Unsinnreden, Verwirrung des Spr, (Spr weiß nicht, daß Adr nicht weiß, daß Spr $m(E)$ weiß – Ignoranz von Spr über die Normalgradigkeit von Spr [$m(E)$] – oder Spr kennt überhaupt keine Anwendungsregel für E, d. h. er verwendet es sinnlos) und schließlich Manipulation des Verständnisses (Spr will nicht, daß Spr $m(E)$ weiß [glaubt]) aus.

Irritation und Dissoziation vom Normalverständnis – Haltungen, die wir in der modernen Literatur antreffen – müssen mit dieser zweiten Annahme erklärt werden; metaphorischer Gebrauch setzt die Intention des Spr (Metapherngebrauchers, Metaphernproduzenten) voraus, daß Adr versteht, was Spr will – dies gilt jedenfalls bei jenem Typus von Sprachverwendung, bei dem Spr einen Rezipienten und dessen mögliche Erwartungen reflektiert, jedenfalls also im Diskurs, im Brief, im Vortrag usw. Bleibt das Verständnis von $F(E)$ bei Adr aus, so wird sich Adr über $m_{sp}(E)$ bzw. über jene Implikationen, die eine Analogie zwischen $m(X)$ und $m'(E)$ ermöglichen, durch Rückfrage vergewissern.

Der metaphorische Sprachgebrauch im Dialog/Diskurs ist also gewöhnlich von anderen Strategien bei Adr geprägt als im Falle jenes metaphorischen Sprachgebrauchs, wo diese Rückversicherung nicht möglich ist, also im Geschriebenen. Hier ist Adr auf den Aufbau der nötigen Implikationen selbst angewiesen, um das Substituens, $m(X)$, zu finden; er hat weiter die wesentliche Aufgabe herauszufinden, ob $m(X)$ überhaupt als Substituens von Spr intendiert war.

Wie Adr die letzte Frage entscheidet, richtet sich neben der Beziehung zwischen den alternativen Welten von Spr und Adr auch danach, ob die folgende Diskursprämisse gilt oder nicht: Ob Adr weiß/glaubt/daran zweifelt, daß Spr mit E überhaupt etwas meint. Diese Prämisse lautet verallgemeinert so – sie unterscheidet sich von (15) dadurch, daß sie noch allgemeiner ist.

(19) Adr weiß (glaubt), daß Spr mit E einen Erkenntniszustand derart schaffen will, daß Adr glaubt, daß Spr $m(E)$ weiß (glaubt, wissen). Die Entscheidung von (19) richtet sich nach den Erwartungen, die Adr über die Glaubwürdigkeit von Spr besitzt.

Metaphorischer Sprachgebrauch des Spr setzt per definitionem diese Diskursimplikation (19) voraus. Sie ist der primäre Erkenntniszustand, der vorliegen muß, bevor Adr an Interpretationsversuche von semantisch inkompatiblen, aber grammatisch wohlgeformten Strukturen herangeht. (19) schafft, will Adr einer zunächst noch nicht interpretierten Struktur das Prädikat „metaphorischer Gebrauch“ zuteilen, auch die Voraussetzung, daß Spr die Analogie zwischen $m'(E)$ und $m(X)$ bewußt hergestellt hat – damit sind bildliche Kindersprache, Katachrese, abweichender Wortgebrauch bei Aphasikern usw. nicht als (mögliche) Metaphern zu verstehen, sondern es sind sprachliche Konventionen, bei denen zur Funktion von $F(E)$, also $m'(E)$, kein Analogon $m(X)$ zugegrundegelegt (mitgedacht) wird.

2. Bedingungen für den Gebrauch von Sprache in metaphorischer Funktion: eine Skizze der Forschung

Während die Literatur zur Metapher sich hauptsächlich mit der Frage beschäftigt hat „Was ist eine Metapher?“ bzw. „Was tut eine Metapher?“, greift z. B. Helmer (1972) die Frage auf, die vor allem in der psychologischen Literatur gestellt worden ist: „Unter welchen Bedingungen kann eine Person eine Metapher benutzen?“ Die Antwort auf

die erste Frage, die in diesem Zusammenhang auch immer wieder zitiert wird, wird versucht von Vertretern der Philosophie und Kunstkritik (Goodman [1968] und Black [1962]). Metapher ist hier eine Sache der Bedeutung von Wörtern oder Wortgruppen, d. h. eine Frage der Beziehung von Symbolen oder Symbolschemata zu einem referierten Objekt bzw. einer Menge von solchen. Eine Antwort auf die zweite Frage versucht eine umfangmäßig weit geringere psychologische Literatur (vgl. Helmer, 5). Dieser Literatur geht es darum, Metapher in Abhängigkeit von bestimmten Haltungen, Erfahrungen oder Dispositionen bzw. als Komplex von Reaktionen beim Sprecher und Adressaten zu beschreiben.

Wiewohl ich im folgenden hauptsächlich – aber nicht ausschließlich – Vorschläge aufgreifen und diskutieren möchte, die sich mit der ersten Frage beschäftigen, scheint es mir doch wertvoll, kurz auf einige Punkte zum zweiten Fragenkomplex einzugehen. Dabei ist besonders ein Fragenkreis einigermaßen untersucht worden: nämlich derjenige, der sich an die Frage anschließt, welche Gruppe von Leuten offenbar mehr oder weniger unfähig ist, Metaphern zu gebrauchen oder zu verstehen. Jakobson und Halle (1956) haben unter anderem den Typus von Aphasie beschrieben, in dem der Aphasiker Wörter bei Verwendung in ihrer wörtlichen Bedeutung versteht, nicht aber bei Verwendung in einer metaphorischen Bedeutung. Da die Bedeutung eines Wortes mitbestimmt wird von dem Kontext, in dem dieses Wort gebraucht wird (dem sprachlichen Kontext), in dem es erscheint, und dem situativen Kontext, auf den es sich bezieht), muß demnach die Unfähigkeit, Metaphern richtig zu interpretieren, damit zusammenhängen, daß der Kontext für den Aphasiker jeweils nur eine einzige Wortbedeutung freimacht. Ist dieser bestimmte eine spezifische Bedeutung eines Zeichens freimachende Kontext nicht vorhanden, dann kann der Aphasiker den Satz oder die Wortgruppe nicht produzieren. Die Ähnlichkeiten zwischen ein und demselben Wort, in verschiedenen Kontexten verwendet, um damit verschiedene Objekte zu kennzeichnen oder zwischen verschiedenen Wörtern, die in ähnlichen Kontexten verwendet werden, um ähnliche Objekte zu kennzeichnen, bleiben ihm verborgen. Jakobson (1960: 356; nach Helmer 1972: 9) charakterisiert diese Unfähigkeit in seiner allgemeinen Form als Verlust der Fähigkeit für metasprachliche Operationen: der Verlust also der Fähigkeit, Wörter zu verwenden, die sich auf andere Wörter beziehen oder andere Wörter kennzeichnen.

Ähnliche sprachliche Fehlleistungen bei der Unterscheidung von metaphorischem von wörtlichem Sprachgebrauch werden berichtet für Schizophreniker und akute Suizidfälle. Im zweiten Fall handelt es sich natürlich nicht um pathologische Unfähigkeit, sondern um eine Kommunikationsform, die unter der Motivation eines suiziden Zustandes nicht zu dem stilistischen Mittel der Metapher greift (Osgood 1960). Kinder bis zum Alter von 11 bis 12 verwenden Wörter gewöhnlich gleichfalls nicht metaphorisch, es sei denn in oft gebrauchten Klischees. Falls solche klischierten „Wortübertragungen“ vom Kind aber wieder verwendet werden, so wird kein Zusammenhang zwischen diesen beiden Verwendungen erkannt: d. h. es wird keine Regel zur Bedeutungsübertragung wirksam, die in Verwendung geschieht vielmehr aufgrund einer isolierten Speicherung im Gedächtnis (im Lexikon). So wird unter Umständen *hart* sowohl auf feste Objekte wie auf den Vater eines Freundes des Versuchskindes verwendet, das Kind assoziiert aber diese beiden Wortverwendungen nicht miteinander (Asch/Nerlove [1960]). Die Extensionen dieser beiden Bedeutungen, so können wir sagen, haben keine Gemeinsamkeiten, so daß eine Bedeutungsähnlichkeit nicht hergestellt werden kann.

Diesen Beobachtungen widersprechen Cohen/Margalit (1970: 470): „Children do not learn to speak metaphorically as a kind of crowning achievement in the apprenticeship of language-learning. Rather they use metaphors naturally from infancy onwards, and have gradually to learn – with respect to each noun, verb, adjective or adverb – how to speak literally.“ Der Widerspruch ist aber aufzulösen durch den jeweils verschiedenen Metaphernbegriff: *Metapher* ist der Geschichte des Terminus nach (so wie *Symbol*, *Allegorie*, *Gleichnis* – Begriffe, die Cohen/Margalit mit Metapher auf einer Ebene nennen) auf die bewußte Verwendung einer Bedeutungsübertragung hin festgelegt. Dieses implizite Verständnis liegt übrigens auch in Cohen/Margalits eigener Gegenüberstellung zur wörtlichen Verwendung: Was kann „metaphorisch“ anderes sein als das bewußte Ändern des „wörtlichen“ Zeichengebrauchs? Denn wenn das Kind *the car shouts* (statt *hoots*) sagt, so handelt es sich um den wörtlichen Gebrauch von *shout* beim Kind – es sei denn das Kind verwendet *shout* gegen sein besseres Wissen, weil ihm das richtige *hoot* augenblicklich nicht einfällt. Metaphernproduktion setzt voraus, daß man jedenfalls die Wahl der wörtlichen Verwendung hat und die Abweichung der metaphorischen Verwendung von dieser wörtlichen stilistisch ausmißt. „Wörtliche Bedeutung“

setzt die Konstruktion von normaler Bedeutung voraus (vgl. die Definition S. 94), eines Begriffs den Cohen/Margalit nicht eingeführt haben und der hier entscheidend ist.

Helmerts Absicht in seiner kurzen Darstellung zum zweiten Fragekomplex ist es, auf die Parallele zwischen „metaphorischer Inkompetenz“ und „metasprachlicher Inkompetenz“ hinzuweisen. Das ist nichts anderes als die Diagnose über die Nichtfähigkeit, Wörter zu gebrauchen, um auf andere Wörter hinzuweisen, andere Wörter zu beschreiben oder zu kennzeichnen. Dies impliziert deutlich, daß Metapher aufgefaßt wird als Prozeß, in dem nach bestimmten Regularitäten die Bedeutung eines bestimmten Wortes durch ein anderes Wort vermittelt wird. Dies wird in der Literatur zur Frage 1 gewöhnlich als Substitutionsthese oder als Vergleichsthese dargestellt.

3. Substitutionsthese – Vergleichsthese – Interaktionsthese

3.1. Welche Definitionen von „Metapher“ man auch hernimmt, d. h. so sehr diese in Details auch von einander abweichen, so ist ihnen doch eines gemeinsam: nämlich daß es sich dabei um eine Bedeutungsübertragung handelt. In diesem Sinne beschreiben die Prozesse der Metonymie, der Synekdoche (*pars pro toto*-Bildung), Gleichnis, Bild (*imagery*), Allegorie usw. in oft nicht klar gegen einander abgrenzbarer Weise ähnliche Formen der Bedeutungsübertragung. Ich möchte hier nicht auf die Definitionen von Metapher eingehen; es scheint mir auch nicht die zentrale Frage zu sein (vielleicht deswegen, weil ich die Exegese der Begriffsbildung in der Sekundärliteratur uninteressant finde). Ich möchte vielmehr zwei Interpretationen von Black (1962) zum Komplex der Metapher übernehmen und nach (mikro-)linguistischen Aspekten hin diskutieren. Ich meine, daß die grundsätzliche Klassifizierung von Black den wesentlichen Teil aller Prozesse der Bedeutungsübertragung deckt, so daß ich mich nicht eigentlich auf die Metapher zu beschränken brauchte. Sie ist nur Ausgangspunkt der Diskussion. Einige Beispiele zu der Behauptung, daß ein Substituens in wörtlicher Bedeutung, $m(X)$, zum Verständnis der Bedeutungsübertragung nötig ist.

- (1) *Er fraß sich durch den Berg von Korrespondenz hindurch.*
- (2) *Er posaunte die Nachricht hinaus.*
- (3) *Der Regen trommelte auf das Dach.*
- (4) *Der Mensch ist ein Wolf.*

(5) *Die Armen sind die Schwarzen Europas.*

(6) *Light is but the shadow of God.*

In den ersten drei Beispielen kann jeweils ein Synonym oder eine bedeutungsgleiche Wortgruppe eingesetzt werden, die die wörtliche Bedeutung des Satzes herstellt: Die Prädikate sind in den Sätzen (1)–(3) jeweils zu ersetzen durch *arbeiten; jedem, der es hören will, mitteilen; in kurzen und regelmäßigen Abständen schlagen*. Solche Fälle von übertragender Bedeutung deckt die Substitutionsthese.

In diesen drei ersten Fällen kann offenbar auch eine WIE-Relation hergestellt werden: *das Schlagen des Regens auf das Dach* ist WIE *das Trommeln des Regens auf das Dach*. Es ist interessant, daß in den beiden anderen Beispielen die WIE-Relation offenbar in Verbindung mit Topoi aus unserem enzyklopädischen Wissen elizitiert werden: Die WIE-Relation zwischen *hinausposaunen* und *die Nachricht verbreiten, so daß sie jedermann hört* ist assoziiert mit dem Bild des Königsherolds bzw. des Nomenklators, die Ähnlichkeitsrelation zwischen *sich durcharbeiten* (oder *sich durchwühlen*) und *sich durchfressen* an den Topos vom Griefßberg im Schlaraffenland. Dies scheint mir allerdings für die Erklärung des Zustandekommens der übertragenen Bedeutung in diesen Fällen nicht notwendig zu sein. D. h. die Metapherinterpretation könnte auch ohne die Assoziation mit diesen Topoi zustandekommen. Ich möchte diese Frage im Zusammenhang mit dem Komplex „Akzeptabilität“ und „Lexikonzustand“ noch einmal aufgreifen. Deutlich muß nur sein, daß sämtliche Fälle, die mithilfe von Substitution erklärt werden können, auch durch die Vergleichsthese gelöst werden können.

Black (1962: 38 ff.) postuliert eine eigene Klasse von Metaphern, die mittels der Substitutionsprobe oder der Vergleichsprobe nicht erklärt werden können. Fälle wie (5): *Die Armen sind die Schwarzen von Europa* seien nicht so lösbar, daß man ein bestimmtes Wort oder eine Wortkette für Elemente in (5) einsetzt. Vielmehr, glaubt Black (5) so erklären zu müssen, daß die „Gedanken“ über die Armen Europas und die amerikanischen Schwarzen in einer solchen „Interaktionsform“ zueinander stehen, daß sie eine gemeinsame Bedeutung, eben die in (5) vermittelte, ergeben.

Ich werde im folgenden versuchen darzulegen, daß diese Beobachtung alleine nicht ausreicht, um eine spezifische Klasse von Metaphernbildung zu konstituieren. Vielmehr möchte ich das Phänomen der Metaphernproduktion und Metapherninterpretation allgemein mithilfe der Vergleichsthese erklären. Die Beobachtungen von Richards und Black zur

Interaktion der an einem metaphorischen Ausdruck beteiligten lexikalischen Elemente ist jedoch ein wichtiger Ansatz zur linguistischen Erklärung des metaphorischen Prozesses. Für das Beispiel (5) ist demnach wie für die anderen Beispiele eine WIE-Relation herzustellen etwa der Form „*Die Armen Europas* sind WIE *die Schwarzen von Amerika*“. Damit ist aber bis auf ein Postulat über generelle formale Übertragungsprozesse hinaus noch nicht erklärt, wie es zu dem Vergleich zwischen den Armen Europas und den Schwarzen Amerikas kommen darf. D. h. wir müssen Regularitäten finden, die in der Semantik (oder Pragmatik bzw. Enzyklopädie) der Begriffe *die Schwarzen Amerikas* und *die Armen Europas* zusammengefaßt sind, und zwar der Art, daß ein Vergleich anderer arbiträrer Elemente ausgeschlossen wird, d. h. daß dann eine Metapherninterpretation nicht gelingt.

3.2. „Fokus“ und „Kontext“

Metaphern entstehen uneingeschränkt durch Verletzungen der Kompatibilität zwischen Lexemen in syntaktischer Verknüpfung. Syntaktische Regularitäten (Konstituentenstrukturregeln) der Basis oder abgeleiteter Natur) bleiben jedoch vollkommen unangetastet. In einer Abweichungsgrammatik – die auch Verletzungen syntaktischer Natur Interpretationen zuteilt (vgl. Abraham 1971; Abraham/Braunmüller 1971) – werden demnach die Regeltypen der strengen Subkategorisierung und der Selektion eindeutig trennen zwischen syntaktischer Nichtinterpretierbarkeit (eventuell wohl aber semantischer, vgl. Abraham/Braunmüller 1971) einerseits und metaphorischer Interpretierbarkeit andererseits.

Die verborientierten Selektionsbeschränkungen sind echt enthalten in der Menge der Kompatibilitätsregeln. Ihnen wurde allerdings nie eine kognitive Interpretation gegeben. Trotzdem müssen die Verstöße gegen die Selektionsbeschränkungen einer bestimmten Einschränkung unterliegen, um sinnlose Sätze auszuschließen. Man betrachte zum Beispiel Satz (7)

(7) *In der Nacht sind alle Katzen schwarz.*

Es geht um die Verträglichkeit von *Katze*, bzw. von dessen Quantifikation mit *alle*, mit deren Prädikaten mit *sind schwarz*. Dies ist offenbar im Widerspruch zu unserer Erfahrung. Denn wenn unter den Merkmalen einer Katze – komponentialanalytisch konzipiert – auch solche wie (Weiß) v (Braun) v (Gefleckt) und nicht nur (Schwarz) sind, dann widerspricht dies der All-Aussage über dieser Merkmalvereinigung.

Dieser Widerspruch in *alle Katzen sind schwarz* fordert eine Auflösung – es sei denn man nimmt ihn als Sinnlosigkeit, als Nichtzuverstehendes hin. Offenbar geschieht letzteres auch, sofern nicht der Sprecher einer solchen Äußerung einen bestimmten Erwartungshorizont beim Beurteiler konstituiert, so daß dieser nach dem „tieferen Sinn“, dem „nichtwörtlichen Sinn“ sucht, der gemeint sein könnte und der in einem bestimmten Redekontext kompatibel und informationsbringend sein könnte. In diesem konkreten Fall ist es der Rückgriff auf den Kontext des Satzadverbials *in der Nacht*, mit dem der Widerspruch auflösbar ist. Der Vorgang hat etwas mit der phonologischen Neutralisation gemeinsam: In dem merkmalanalytisch erfaßten Kontext von *in der Nacht* [selbst markiert mit (Dunkel), (Farblos), (Schwarz)] wird die Disjunktion der Farbcharakteristik (Weiß) \vee (Braun) \vee (Gefleckt), kurz „Komplement von (Schwarz)“, neutralisiert zu (Dunkel) bzw. (Farblos), was mit (Schwarz) kompatibel ist.

- (8) [[[(Weiß) \vee (Braun) \vee (Gefleckt) \vee ... \vee (Schwarz)] /
 / (Katze)] im Kontext [(Schwarz) / (Nacht)]
 \Rightarrow [(Schwarz) / (Katze)] im Kontext [(Schwarz) / (Nacht)]

Voraussetzung ist dabei das Akzeptieren der Eigenschaftszuordnung *ist schwarz* als von den Lichtverhältnissen abhängig, also im Sinne von „Aussehen“, „erscheinen“ usw.

Ich möchte die These aufstellen, daß es der Zusammenfall von „Widerspruch“ und irgendwie legitimiertem Anspruch auf Sinnvollheit ist, die Prädisierung „ist metaphorisch“ (und ebenso, wie mir scheint, mit „Gleichnis, Allegorie, bildhafte Verwendung“) rechtfertigt. Je nach dem Typ von Auflösung, den dieser Widerspruch erfährt, d. h. zu welchem Typ die Interpretationsprozedur gehört, wird die Etikette „Metapher“, „Gleichnis“, „Allegorie“ usw. zugeordnet. Wie diese Typen zu trennen sind, ist vorderhand noch eine Aufgabe, die ich vernachlässige bzw. der Literaturkritik überlasse.

Eine vorsichtige Einschränkung der These oben ist allerdings nötig: „Widerspruch“ ist wahrscheinlich besser zu kennzeichnen als Nichtkompatibilität von semantischen Charakteristiken eines Teils des Satzes und dem Rest des Satzes – im Beispiel oben von *alle Katzen sind schwarz* mit *in der Nacht sind alle Katzen schwarz*. Black (1962: 28) spricht dabei von dem metaphorischen „Fokus“ und dem „komplementären Rahmen“ des Satzes, in dem dieser Fokus steht. Fokus kann auch – muß aber nicht, wie wir gesehen haben – ein einziges Wort sein. Blacks Beispiel dafür ist:

- (9) *The chairman plowed through the discussion.*
 (was so viel heißt wie: „Der Vorsitzende leitete die Diskussion nach eigener Vorstellung, ohne Rücksicht auf die Meinungen der anderen“.)

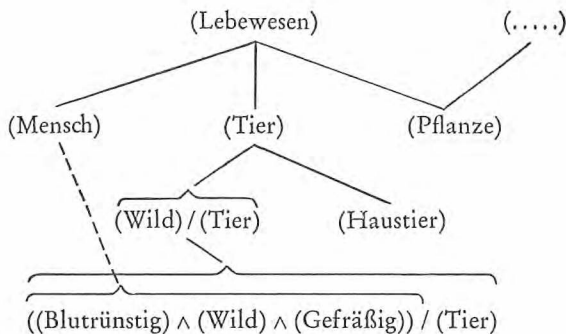
Fokus ist hier allein das Lexem *plowed*.

Ganz ähnlich ist die Metapher in (4) zu verstehen.

- (4) *Der Mensch ist ein Wolf.*

Wenn ich es recht sehe, dann setzt das Thema (*der Mensch*) eine bestimmte Selektionserwartung bezüglich der Merkmale des Prädikats, des Rhemas nämlich, das zu folgen hat. Darunter sind widersprüchliche Merkmale zu *Mensch*. Durch den Sieg der Erwartung der Sinnvollheit wird nach kompatiblen, aber nicht priorisierten (eventuell nicht nur nichtlexikalisch priorisierten, sondern nur enzyklopädischen) Merkmalen bei *Mensch* gesucht, die mit den lexikalischen (in der Terminologie von Black: *common places* im Wolfssystem) von *Wolf* verträglich sind – also: (Wild), (Gefräßig), (Blutrünstig).

Diese Suche ist erfolgreich: Unsere Erfahrung in dieser Welt erlaubt die Zuordnung von (Blutrünstig), (Wild), (Gefräßig) als definientes an das definendum *Mensch*. Dieser Merkmalzuordnung sind Grenzen gesetzt. (Tier) wäre widersprüchlich, ebenso (Pflanze).



(Mit durchgezogenen Ästen gebe ich semantische implikative Beziehungen wieder, mit gestrichelten solche enzyklopädischen, die in einer bestimmten Welt aufgebaut werden können.)

Es ist anzunehmen, daß sich die Verwendung von solchen Metaphern wie *Der Mensch ist ein Wolf* nach folgenden Regeln vollzieht: Das Subjekt ist nicht nur das Satzthema, sondern es greift auch auf das auf; worauf in der Handlungssituation, die dem Sprechakt „metaphorischer

Kommentar“ vorausging, vorher Bezug genommen wurde. In diesem Sinne möchte ich die Anwendung der Identifikationsregel verstanden wissen als Wiederreferenz auf kontextuell (situativ oder geäußert) Bekanntes, während mittels der Prädikationsregel diesem Identifizierten eine neue Eigenschaft zugeordnet wird, die als fester Parameter für die durch die lexikalische Semantik festgelegte Verträglichkeit mit dem Argument gilt. So ist zu erklären, daß man eine sinnlos erscheinende Äußerung wie oben abweist mit [„Was du Unsinn sagst!] Der Mensch ist doch kein Wolf“, was soviel heißt wie: „Das Prädikat, das du dem Argument zugeteilt hast, habe ich überprüft, und es stimmt nicht; *Mensch* mußt du anders präzisieren“.

Wie sieht das Erzeugen von priorisierten Merkmalen nach dem Parameter „ist Wolf“ aus? Offenbar durch die Priorisierung (Kurzschließung) von Implikationsketten. In diesem Sinne ist jede Metapher – im Vergleich zur wörtlichen Verwendung des Ausdrucks – eine weltschaffende Relation: „weltschaffend“ weil sie andere Merkmalstrukturen setzt (enzyklopädische Merkmale miteinbezieht, andere Prioritäten in der Merkmalstruktur der wörtlichen Bedeutung setzt), „Relation“ weil jeweils diese Umorganisation zu Metaphernbedeutung eliziert wird durch die Beziehung zu einer wörtlichen Bedeutung des Metapherrahmens. Black (1962: 41) sagt zur *Wolf-Mensch*-Metapher: „... any human trait that can without undue strain be talked about in the „wolf-language“ will be rendered prominent, and any that cannot will be pushed into the background. The wolf-metaphor suppresses some details, emphasizes others – in short, organizes our view of man“.⁴ Es ist klar, daß bei der Übertragung von Merkmalen von Wolf auf Mensch der Mensch nicht alle Eigenschaften des Wolfes annimmt: so wird das Merkmal (Tier) ausgeschlossen, weil es mit (Mensch) unvereinbar ist. Insofern ist die Metaphernbildung (und erst recht die Metapherninterpretation) an Konventionen (Regelhaftigkeiten) geknüpft. Man kann keinen Sinn verbinden und daher auch keinen metaphorischen Sinn mit *Das Blech ist ein Wolf*, einfach weil die Enzyklopädien beider Begriffe keine kompatiblen dekompositionellen Einheiten haben – es sei denn das kleinste gemeinsame Implikat ist (Physisches Objekt); dies ist aber trivial und kann offenbar für Kompatibilitäten von enzyklopädischen Merkmalen nicht ausgenützt werden.

⁴ Meine Sperrung; W. A.

4. Bemerkungen zur Rolle der Begriffe „wörtliche Bedeutung“ und „Akzeptabilität“.

4.1. Zum Begriff „Priorisierung von Merkmalen“.

Was ich mit dem bisher nicht weiter erklärten Terminus „Priorität“ von semantischen Merkmalen meine, soll an Hand eines Beispiels diskutiert werden. (Das Folgende ist technisch an einem Retrievalsystem orientiert. Es kann überschlagen werden bis zur Schlußfolgerung für das Metaphernproblem nach Beispiel ad 7). Der Nominalkomplex ist dabei einer Fachsprache des Strafrechts entnommen (Vgl. Abraham 1973). Diese Fachsprache wurde mit dem Ziel, ein information retrieval aufzustellen, nach Regeln, die in (1) illustriert werden, analysiert:

(1) UNZUCHT MIT ABHÄNGIGEN: (Geschlechtlich) / (Tun) \wedge (Sittlichkeit) // Fehlen \wedge (Selbständigkeit) / (Fehlen) / (Beziehung)

(Der Schrägstrich ist zu lesen als Funktor zwischen dem vorausgehenden Modifikanten und dem nachfolgenden Modifikat: also „geschlechtliches Tun“, „Fehlen der Sittlichkeit“ „Beziehung von Unselbständigkeit“, wobei „Unselbständigkeit“ weiter analysiert wird durch „Fehlen von Selbständigkeit“; es entsprechen also die ersten beiden Konjunkte der Bedeutung von *Unzucht; mit Abhängigen* wird wiedergegeben durch das dritte Konjunkt). In dem Beispiel wird folgendes sichtbar: Nach den allgemein verständlichen Regeln für den logischen Konjunktoren „ \wedge “ existiert absolute Symmetrie zwischen den Konjunkten. Die Prioritätsverhältnisse zwischen den Funktoren „/“ und „ \wedge “ sind so, daß der Skopus des logischen Konjunktors genereller ist als der Skopus des /-Funktors. Offenbar kommen wir mit den normalen Konjunktoren der Logik deswegen nicht aus, weil im komponentenstrukturierten Aufbau von Wortbedeutungen dieses Formats Prioritäten gesetzt werden müssen. Würden nämlich aufgrund der Funktorenprioritäten in dem Beispiel oben Oberbegriffe gebildet, so würde (Fehlen) im zweiten Konjunkt als Oberbegriff zu dem Merkmalkomplex (Sittlichkeit)/(Fehlen) übrig bleiben. Dies ist jedenfalls eine sehr unbefriedigende Charakterisierung des Themas, um welches es bei der Implikation (Sittlichkeit)/(Fehlen) \supset (Fehlen) geht. Denn in der Darstellung der Privativität von ‚Unselbständigkeit‘ ist nichts das privative Element hier (Fehlen), sondern (Selbständigkeit) der „Träger der Bedeutung“ („Kern“, „Thema“; in einem Retrievalsystem der „Deskriptor“, unter dem man nach dem Privativum, dem Positivum sowie Modifikanten davon sucht).

Aufgrund allgemeiner Beobachtungen innerhalb unseres Systems haben wir nun solche Merkmale wie (Fehlen) zu einer sogenannten Klasse der „Funktionswörter“ zusammengefaßt, die bei Ableitung von Oberbegriffen jeweils zuerst getilgt werden. Aufgrund dieses ersten Prinzips heißt also das erste Ableitungsprodukt der Oberbegriffsbildung zu (1):

- (2) (Geschlechtlich)/(Tun) \wedge (Sittlichkeit) \wedge (Selbständigkeit)/(Beziehung)

Und aufgrund des letzten Schrittes:

- (3) (Tun) \wedge (Beziehung) \wedge (Sittlichkeit)

Aber auch dies ist unbefriedigend, da (Tun) und (Beziehung) die Definienda UNZUCHT bzw. ABHÄNGIGKEIT nur sehr schwach thematisieren. Wir wollen daher zwei weitere Prioritäten einführen: eine die durch die Thematisierung auf der Komponentenebene gegeben ist sowie eine die durch Thematisierung auf der Merkmalsebene gegeben ist.

Illustration zur Thematisierung auf der Komponentenebene: (steigende Priorität wird durch steigende Zahlen vor den Komponenten gekennzeichnet):

- (4) UNZUCHT MIT ABHÄNGIGEN: 2(Geschlechtlich/Tun) \wedge 2(Sittlichkeit/Fehlen) \wedge 1(Selbständigkeit/Fehlen/Beziehung)

Illustration zur Thematisierung auf Merkmalsebene:

- (5) UNZUCHT MIT ABHÄNGIGEN: 1Geschlechtlich/Tun \wedge 1Sittlichkeit/Fehlen \wedge 2Selbständigkeit/Fehlen/Beziehung

Beim Prozeß der Oberbegriffsbildung müssen also die Prioritäten in folgender Rangordnung berücksichtigt werden:

- 1) Merkmalspriorität
- 2) Komponentenpriorität
- 3) Formale Priorität

Die Merkmalspriorität berücksichtigt dabei, daß Elemente der Klasse der Funktionswörter jeweils Nullpriorität besitzen, d. h. nachrangig gegenüber allen anderen Elementen sind.

Illustration eines Prozesses zur Oberbegriffsbildung unter Berücksichtigung dieser drei Prioritäten:

- (6) UNZUCHT MIT ABHÄNGIGEN
- (6a) 2(1Geschlechtlich/Tun) \wedge 2(1Sittlichkeit/Fehlen) \wedge 1(2Selbständigkeit/Fehlen/1Beziehung).
- (6b) 2(1Geschlechtlich/Tun) \wedge 2(1Sittlichkeit/Fehlen) \wedge 2Selbständigkeit/1Beziehung
- (6c) 2(1Geschlechtlich/Tun) \wedge 2(1Sittlichkeit/Fehlen) \wedge Selbständigkeit

(6d) $2(1\text{Geschlechtlich}/\text{Tun}) \wedge 2(1\text{Sittlichkeit}/\text{Fehlen})$

(6e) $1\text{Geschlechtlich}/\text{Tun} \wedge 1\text{Sittlichkeit}/\text{Fehlen}$

(6f) $\text{Geschlechtlich} \wedge \text{Sittlichkeit}$

Das heißt, daß die Ordnung der Proposition (Prädikationen) in einer Deskriptionsliste wie dem Thesaurus – der Grundlage für ein Retrievalsystem – nicht arbiträr ist. Die Darstellung mithilfe von Ordnungsziffern ist natürlich nur eine von mehreren möglichen. So könnte z. B. auch eine Rangordnung durch die links-rechts-Abfolge zum Ausdruck gebracht werden. Es sollte in diesem Beispiel aus der Dokumentationswissenschaft gezeigt werden, daß es plausibel ist, zwischen logischen Konjunkten Prioritäten anzunehmen. Dies geschah hier mit dem Ziel, die notwendigen kleinsten Schritte bei der Oberbegriffsbildung zu beschreiben. Bei der Metapherninterpretation geht es offenbar darum, Merkmale, die die Normalbedeutung eines Lexems nicht hauptträglich hergeholt werden müssen, zur Kompatibilisierung der Lexeme heranzuziehen. (Ich betrachte dies als weiterführende Diskussion der Unterscheidung von „*nuklearen*“ und „*peripheren*“ semantischen Merkmalen, wie sie von Bierwisch und Kiefer (1969: 72) getroffen wird. Den Gedanken über Ordnungen von semantischen Merkmalen (dort Ordnungen von Hypothesen über die Anwendbarkeit eines lexikalischen Elements) treffen auch Cohen/Margalit 1970, bes. 476 ff.) Vgl. die Diskussion der Literatur am Ende von 4.2.) Die Norm über die Bedeutung eines Wortes (eines Lexems) ist eine geordnete Menge von Hypothesen über die richtige Verwendung dieses Wortes, die sich über längere Zeit, in der sie der Verwendung in einer Sprachgemeinschaft ausgesetzt sind, nicht widerlegen lassen.

Die Hypothesen sind konkret aufzufassen als Wahl zwischen Paaren von Prädikaten, deren Elemente einander komplementär ausschließen – von Prädikaten, die die Eigenschaft, die durch das Lexem bezeichneten Ding zugesprochen wird, bestätigen. Solche Prädikatenpaare sind wie gesagt kontradiktorisch, also entweder Antonyme wie *schnell/langsam* oder durch Negierung zu fassende Gegensätze wie $[\pm \text{ lebendig}]$.

Daraus geht hervor – was durchaus den Erkenntnissen (schon) der (traditionellen) Sprachwissenschaft entspricht –, daß „wörtliche Bedeutung“ (= Bedeutungsnorm) nicht fest ist, sondern offenbar vom einzelnen Sprecher einer Sprache in seinem eigenen sprachgenetischen Prozeß induktiv erschlossen und (bewußt oder unbewußt) ständig auf ihre Haltbarkeit hin überprüft wird. Katachrese, diachronischer Bedeutungs-

wandel sind Resultate des Verlustes des Normstatus von Wörtern oder lexikalisierten Phrasen.

Solche eine Norm gilt offenbar nur für den Namen oder die Relationsbeschreibung der Klasse von Dingen, die eine möglichst große und relevante Menge von Sprechern in einer Sprachgruppe mit großer Frequenz gebrauchen. Neben dieser durch Verwendungsfrequenz fixierten Norm steht die durch Definition fixierte Norm, so wie sie in reinen Kunstsprachen und z. T. (je nach Anteil an Umgangssprache stärker oder schwächer) in Fachsprachen vorliegt.

Was ist nun die philosophische Grundlage der „Erklärung“ oben:

„Bedeutungsmerkmale durch enzyklopädische Merkmale ersetzen?“ Auch hier liefert Black meines Erachtens einen Zugang zur Antwort (Black 40). An seine Begründung des Begriffs „*system of associated common places*“ lassen sich folgende Überlegungen anschließen: Wörtliche Verwendungen eines Wortes (die Standardbedeutung, die Lexikonbedeutung) ist eine in der ständig vollzogenen und daher ständig überprüfbaren sprachlichen Kommunikation sich konstituierende Menge von Meinungen über das (Haltungen zum) Designatum des Lexems. Solche Meinungsmengen müssen gruppentypisch und in solchen Gruppen in einem naiven statistischen Sinne signifikant sein. Sie können dabei durchaus genügend oder widersprüchlich sein, gemessen an den „Meinungen“ anderer Analysen: etwa einer Fachsprache, der sich bestimmte Experten bedienen. Diese gruppentypisch relevante und signifikante Menge von Meinungen ist innerhalb der betreffenden Gruppe jene Menge, die mit den geringsten Einschränkungen (hinsichtlich Kontext, Situation) evoziert werden kann. Sie entspricht jener Menge, die jeder Vertreter beim anderen voraussetzen kann (sie entspricht der Erwartungsnorm: zum Terminus vgl. Abraham-Braunmüller 1971). Man sieht, daß es so geschehen sinnvoll ist, von Bedeutungen von isolierten Lexemen zu sprechen und diese gegenüberzustellen Bedeutungen, die erst durch bestimmte Kontexte und Situationen evoziert werden. Die Suche nach einer Interpretation einer inkompatiblen Lexemkookkurrenz ist die Küche nach einem Kontext (nach einer zu der vorgegebenen alternativen Welt), der diese Lexemkookkurrenz kompatibel macht.

Zu den Prioritätsverschiebungen in unseren Beispielen:

Jedes Merkmal zwischen ein Klammerpaar. „^“ ist der logische Konjunktork, „v“ steht für „und/oder“. Die Redundanz von Merkmalen wird nicht vermieden, da das Merkmal hier nur mit dem Ziel ver-

wendet wird, die Assoziationen des Wortgebrauchs inbezug auf eine bestimmte Welt (die der Umgangssprache, so wie ich sie gebrauche) zu illustrieren; in dieser Funktion ist auch der Doppelpunkt zwischen Definierendem und den Verknüpfungen von definierenden Merkmalen zu verstehen.)

ad (7) [wobei dahingestellt bleibt, ob dieses Beispiel als Metapher zählt]:

KATZE: ((Säugetier) \wedge (Haustier) \wedge (Felltier) \wedge (Mäusefresser) \wedge
 \wedge (((Weiß) \vee (Braun) \vee (Gefleckt) \vee ... \vee (Schwarz))/(Farbe)) \wedge ...)

\Rightarrow

((Schwarz) \wedge ...) im Kontext ((Schwarz)/(Nacht)

[Das Merkmal (Schwarz) gehört zu den „*common place associations*“ von NACHT; regeltechnisch gesprochen heißt dies, daß das Merkmal über eine Redundanzregel verfügbar wird: (Nacht) \supset (Schwarz)/(Nacht))]

ad (4): MENSCH: (Säugetier) \wedge (Mensch) \wedge (Zweibeinig) \wedge (Sprache) \wedge
 \wedge (Vernunft) \wedge (Verstand) \wedge ...

\Rightarrow (Wild) \wedge (Aggressiv) \wedge (Gefräßig) \wedge ((Blutrünstig) \wedge ...) im Kontext WOLF

wobei WOLF: (Wild) \wedge (Aggressiv) \wedge (Gefräßig) \wedge (Blutrünstig) \wedge
 \wedge (Säugetier) \wedge (Hund) \wedge (Vierbeinig) \wedge ...

[Die Inkompatibilität der Relation (Mensch) \supset (Hund) sowie (Hund) \supset (Mensch) wird durch die Prioritätsverschiebung aufgehoben].

ad (1): SICH DURCHFRESSEN: ((Mensch) \vee (Tier)) \wedge (Kauen) \wedge
 \wedge (Verdauen) \wedge ((Eßbar)/(Nahrung)) \wedge (Menge von Nahrung) \wedge ((Sehr viel)/(Nahrung)) \wedge
 \wedge ((Mühevoll)/(Arbeit)) \wedge ...

\Rightarrow ((Mühevoll)/(Arbeit)) im Kontext BERG VON KORRESPONDENZ wobei BERG VON KORRESPONDENZ: (Brief) \wedge ((Viel)/(Arbeit)) \wedge ((Schreiben) \vee \vee (Diktieren)) \wedge ...

wobei ferner ein Bedeutungspostulat gelten muß wie

((Viel)/(Arbeit)) \supset (Mühevoll)/(Arbeit))

Dies gilt übrigens nicht umgekehrt, jedenfalls nicht in der Welt, die hier zugrundeliegt: (Mühevoll)/(Arbeit)) / (Viel)/(Arbeit)).

Die Kompatibilitäten in den Beispielen (2), (3) und (5) sind ähnlich abzuleiten.

Komplexer ist (6). Hier handelt es sich offenbar um wenigstens zwei

Inkompatibilitäten: einmal (Hell)_{Licht}: (Dunkel)_{Schatten}: und zum anderen um die ausgedrückte Identitätsrelation $\text{LICHT} = \text{SCHATTEN}$, dem das folgende Bedeutungspostulat gegenübersteht:

$$\text{Schatten} \supset \text{Licht}$$

wobei hier LICHT als LICHTQUELLE verstanden wird und das Implikationszeichen zu lesen ist als „setzt voraus“. Beidemale ist die Nichtvereinbarkeit durch die Bezeichnung auf GOTT aufzulösen: einmal durch das priorisierte Merkmal ((Absolut)/(Klarheit)) für GOTT – wobei das weitere Voraussetzungspostulat (Klarheit) \supset (Sichtbarkeit) \supset (Heiligkeit) angestrengt werden könnte; das andere Mal muß für GOTT offenbar eine Charakteristik wie (Quelle allen Lichts) priorisiert werden, erschließbar aus dem Merkmal (Weltschöpfer). Meiner Interpretation nach ist noch eine dritte Unvereinbarkeit aufzulösen: SCHATTEN hat ein Merkmal (Kontour eines Objekts, Licht hingegen nicht; dieses wird erst aktualisiert durch die Aktualisierung des Prädikats „Gott ist die Quelle allen Lichts“ oben. (Es scheint damit eine Ordnung zwischen den Merkmalaktualisierungen in diesem speziellen Fall vorzuliegen; ich bin aber nicht in der Lage zu sagen, ob diese Beobachtung irgendeine generellere Bedeutung hat).

4.2. Überlegungen zur Akzeptabilität und Grammatizität

Metaphern sind Sätze oder syntaktische Strukturen, die (mehr oder weniger) akzeptabel, aber jedenfalls sinnvoll sind. Und zwar hängt die Interpretierbarkeit offenbar von dem Grad der Akzeptabilität ab. Man kann Akzeptabilität als Sonderfall der Grammatizität betrachten und zwar insofern, als grammatische Sätze oder komplexe Konstituenten (wie *das Bein des Tisches*, *das Bein des Menschen*) zu einem bestimmten Zeitpunkt des sprachlichen Leistungsvermögens aus allen zu diesem Zeitpunkt gespeicherten Sätzen oder komplexen Konstituenten bestehen plus den aufgrund der Grammatik ableitbaren Sätzen oder Konstituenten, wenn alle möglichen generativen Regeln rekursiv über der Menge der gespeicherten Sätze wirksam werden (Kintsch 1972: 278 ff.) Die semantische Wohlgeformtheit dieser Sätze wird durch eine zu diesem Zeitpunkt geschlossenen Menge von Bedeutungspostulaten kontrolliert. Für jedes einmalige Durchlaufen aller Erzeugungsregeln unter Wahrung einer bestimmten Menge von Bedeutungspostulaten erhält man eine Menge von Sätzen, die semantisch akzeptabel sind. D. h. wenn $\{P^t\}$ die Menge aller zum Zeitpunkt durch die Grammatik re-

kursiv erzeugten Sätze ist, dann ist ein beliebiger Satz Q semantisch akzeptabel, wenn $Q \in \{P^t\}$.

$$(16) \quad \forall Q (Q \in \{P^t\} \Leftrightarrow \text{AKZEPT}(Q))$$

Wenn diese Menge $\{P^t\}$ von Untermengen mit steigendem Umfang $\{P^i\}$ (d. h. von Satzmengen mit jeweils geänderten Mengen von Bedeutungspostulaten) durchlaufen wird, dann können wir den Index „i“ als Akzeptabilitätsmaß angeben: Je größer i, desto weniger akzeptabel wird P_i . ($\{P^t_0\}$ ist die Menge der zum Zeitpunkt t im Gedächtnis gespeicherten Sätze, wobei $\phi \leq g \leq i$.)

Das alles ist die (sehr grob formulierte) These, daß die direkt gespeicherten Sätze $\{P^t_0\}$ und die daraus grammatisch ableitbaren aufgrund eines zum Zeitpunkt t bestehenden Lexikonzustands gebildet werden. Ein solcher Lexikonzustand würde z. B. folgende Bedeutungspostulate umfassen:

$$(17) \quad \left. \begin{array}{l} (\text{Trommeln}) \supset (\text{Dumpf})/(\text{Ton}) \\ (\text{Trommel})/(\text{Schlagen}) \equiv (\text{Trommeln}) \end{array} \right\} \text{Lexikonregeln}$$

Um nun die metaphorische Verwendung von (3) in 3.1. interpretierbar zu machen, muß eine neue Regel hinzugefügt werden, die offenbar aus dem enzyklopädischen Wissen, der mehr oder weniger individuellen Erfahrung aus unserer Welt stammt.

$$(3) \quad \text{Der Regen trommelt auf das Dach.}$$

$$(18) \quad (((\text{Hart}) \wedge (\text{Schwer})/(\text{Fallen})/(\text{Regen})) \rightarrow (\text{Dach})) \supset (\text{Dumpf})/(\text{Ton})$$

Wenn diese Regel oft genug produziert wird und antizipiert wird, geht sie in den Bestand der Lexikonregeln zu irgendeinem Zeitpunkt über. Das ist der Zeitpunkt, wo eine solche Metaphernverwendung auch in ein Wörterbuch hineingehört. Alle anderen Metapherninterpretationen müssen jeweils neu über die Enzyklopädie erbracht werden (vgl. Abschnitt 4.1.).

Eine weitere Illustration. Offenbar ist (19) akzeptabler als (20)

$$(19) \quad \text{FRESSEN (Katze, Maus)} \in \{P_0\}$$

$$(20) \quad \text{FRESSEN (Maus, Katze)} \in \{P_k\} \quad \text{für } k > \phi$$

Offenbar sind folgende oder ähnliche Bedeutungspostulate dafür verantwortlich:

$$(21) \quad \text{für } P_0 \quad \text{MAUS: } (+ \text{ Futter für Katze}) \supset (+ \text{ Eßbar})$$

$$\text{für } P_k \quad \text{KATZE: } (- \text{ Futter für Maus}) \wedge (+ \text{ Futter für größere Tiere als die Maus}). \supset (+ \text{ Eßbar})$$

$$(22) \quad \text{für } P_{k+n} \quad \text{WOLLE: } (- \text{ Eßbar}) \wedge (+ \text{ Verschlingbar}). \supset (+ \text{ Verschlingbar})$$

(23) für P_{k+r} HAUS:

(— Eßbar) \wedge (— Verschlingbar)_[für normale Katzen und Mäuse] \wedge
 \wedge (+ Verschlingbar)_[für Riesenmäuse]

(22) und (23) erklären die sinkende Akzeptabilität der folgenden Sätze (indiziert wird sinkende Akzeptabilität dadurch, daß man Ausdrücke wie (22') und (23') kommentiert mit „unter Umständen“ und eventuell diese Umstände angibt: für (22'): „Sie war halbverhungert“; für (23'): „... in einem Micky-Maus-Abenteuer“).

(22') *Die Katze frißt die Wolle.*

(23') *Die Maus verschlingt das Haus.*

Die jeweils zweiten Konjunktionsglieder in den Merkmalverknüpfungen von KATZE, WOLLE und das 3. Konjunktionsglied in HAUS sind aus der Enzyklopädie des Lexikonzustands t_1 zugeordnet, um die Sätze (22') und (23') (verschiedengradig) akzeptabel zu machen.

Ich fasse die Annahmen zusammen – und gehe bei dieser Gelegenheit auf einige neuere linguistische Arbeiten zur Metapher ein:

4.2.1. Es gibt kein stabiles Lexikon in dem Sinn, daß sich Akzeptabilitäten nicht ändern könnten. Hier spielt der Rückkoppelungsprozeß vor allem durch Massenmedien eine sehr starke Rolle. Daraus geht auch hervor, daß das Lexikon abhängig ist vom enzyklopädischen Wissen. (Diese Annahmen trifft in ähnlicher Weise Bickerton 1969).

4.2.2. In diesem instabilen Lexikon gibt es jeweils nur Konsistenz zwischen partiellen Bedeutungsbereichen: solchen die gerade aktuell abrufbar sind. Diese Konsistenz ist möglicherweise in extremen Fällen beschränkt auf einzelne binäre Oppositionen.

4.2.3. Im besonderen zeichnet sich das instabile Lexikon aus durch Varianz der Implikationsreihen: die Anzahl der Implikationselemente zwischen den maximalen und minimalen Gliedern kann wechseln (= in Aktualität variabel sein).

4.2.4. Metapher ist ein Kontextphänomen – ebenso wie Abweichung (= Selektionsregelverletzung) –, während Normalbedeutung auch ein Problem des Einzellexems ist (der Kernbedeutung, des „Archilexems“). D. h. metaphorische Bedeutung – im Gegensatz zur syntaktischen Abweichung – kann nur durch Kontextbezug (innerhalb der Satzgrenzen wie auch darüber hinaus) elizitiert werden. Wesentlich für den Abruf eines Versuchs, eine Inkompatibilität metaphorisch zu interpretieren, scheint weiter die Erwartung zu sein, die man bezüglich der Sinnvollkeit einer Äußerung eines Kommunikationspartners hat.

4.2.5. Die einzig sinnvolle kategorische Unterscheidung scheint mir die

zu sein zwischen abweichenden und nichtabweichenden Sätzen einerseits und sinnvollen und sinnlosen Sätzen andererseits. Nur wo „abweichend“ und „sinnvoll“ verknüpfbar werden, liegt eine übertragene Bedeutung (nicht notwendigerweise nur Metapher) vor.

4.2.6. Wenn in dieser Verknüpfung das Merkmal „abweichend“ (= „nicht hochgradig akzeptabel“) durch häufigen Gebrauch in der Akzeptabilität steigt – wenn also die Verknüpfung „akzeptabel-sinnvoll“ entsteht –, dann wird daraus ein Metaphernklischee. D. h. noch nicht, daß die WIE-Relation herstellbar sein muß. Es entsteht einfach eine neue Bedeutung für ein Lexem in einem bestimmten (im Lexikon verzeichneten) Kontext.

Ich möchte einen grundsätzlichen Unterschied machen zwischen „Metaphernklischee“ und Metapherninnovation. Eigentlich sollte man „Metaphernklischees“ nur dann als Bezeichnung wählen, wenn die WIE-Relation herstellbar ist, anderenfalls handelt es sich um eine neue Bedeutung eines Lexems in einem bestimmten Kontext.

Bei der Beobachtung oben über die Merkmale „abweichend“ und „sinnvoll“ sollte es in 4.2.5. nicht um eine symmetrische logische Verknüpfung der Merkmale handeln: Es ist vielmehr so, daß die Abweichung eine Funktion der Interpretierbarkeit (Sinnvollheit) wird, um Metapher zu werden. Das heißt durch „Kontextsog“ und „Erwartung“ (jeweils höchst pragmatische Phänomene) wird die Funktion auf ihr(e) Resultat(e) hin überprüft. Mit dem Erkennen der Interpretierbarkeit ändern sich nicht die Kompetenzregeln, sondern es wird nur nach (linguistisch-enzklopädisch jeweils zu spezifizierenden) Regularitäten Sinnvollheit zugeordnet. Dies ist ein Prozeß der systematischen Sprachverwendung (im Einklang mit Matthews 1971). Daß dies für den Metaphernschöpfer systematisch ablaufen muß, ist klar – es gibt ja auch sinnlose Sätze.

4.2.7. Es scheint mir für den Aufbau des Lexikons unwesentlich zu sein anzunehmen, daß

4.2.7.1. es Primitiven gibt, solange es nicht spezifisch Argumente gibt, die Annahme von Primitiven in der systematischen Sprachverwendung rechtfertigen. Die Lexeme können sich durchaus rekursiv und gegenseitig definieren.

4.2.7.2. Es muß in jedem Lexikonzustand spezifiziert werden, wie die Oberbegriffs-Unterbegriffsrelationen aussehen. Ohne eine Theoretisierung dieser Konzepte kommt eine Theorie des Lexikons nicht aus, will

sie nicht der Intuition zurückbleiben bzw. ihr widersprechen (dies ist eine deutliche Kritik an Matthews 1971).

4.2.7.3. Die Merkmale sind – und im Einklang mit dem Konzept des wenigstens teilweise instabil organisierten Lexikons – Illustrationen für die häufigste(n) Verwendung(en) des Lexems. Die spezifischen Merkmale und ihre Struktur sind demnach Generalisierungen über den Gebrauch des Lexems in Kontexten, die zu den jeweiligen Generalisierungen passen. Wir können auch sagen, daß es Prädikate sind, mit Hilfe derer die Verwendung des Lexems bezüglich der entsprechenden Kontexte verifiziert werden kann. Der theoretische Begriff „Merkmal“ ist dann eine Prädikatskategorie, mit Hilfe derer Verwendungen von Lexemen bezüglich ihrer entsprechenden Kontexte verifizierbar sind (vgl. Abraham 1972: 6 [im Einklang mit Bartsch 1971]). Das räumt – meine ich – auch die eher komisch anmutenden Bemerkungen über „Kompetenzen von Sprechern im Merkmalsischen“ weg (Coseriu, Heringer).

4.2.8. Zu sagen, daß *the rock is becoming brittle with age* keine Metapher ist, weil diese Abweichung kein Selektionsregelverstoß ist (Matthews 1971: 423), ist – gelinde gesagt – bequem. Ich möchte eine andere Erklärung suchen. Sie ist zu erreichen, indem man nicht apodiktisch fordert, daß nur Selektionsabweichungen Metaphern charakterisieren, sondern indem man bei Abweichung den generellen Verstoß gegen lexikalische Kompatibilität mitberücksichtigt. Ich betrachte deswegen die Angaben zu den notwendigen und hinreichenden Bedingungen für eine Metapher bei Matthews als falsch (Matthews 424). Ihre Unhaltbarkeit wird deutlich bei *ist*-Prädikationen wie *Der Mensch ist ein Wolf*, *Der Ton ist kalt* usw.; dafür nämlich sind Selektionsregelverstöße nicht definierbar, wohl aber Abweichung von der allgemeineren Kompatibilitätsregel. Die Bedingungen sind nicht hinreichend, weil Erwartung und Kontext (alternative Welten) die Art der Neuorganisation der semantischen Merkmale bestimmen bzw. überhaupt erst über Kompatibilität oder Nichtvereinbarkeit der lexikalischen Elemente entscheiden.

4.2.9. „The metaphorical meanings of a word or phrase in a natural language are all contained as it were, within its literal meaning or meanings. They are reached by removing any restrictions in relation to certain variables from the appropriate section or sections of its semantic hypothesis.“ (Cohen/Margalit 1970: 482). Das heißt, daß man bei der Konstitution der (Normal-)Bedeutung eines Wortes alle jene Merkmale („Variablenpaare“ bei Cohen/Margalit) mit einfließen läßt,

die einmal – bei gegebener Assoziation mit Teilen aus alternativen Welten, kurz aus der Enzyklopädie – bei einer Metapherninterpretation relevant werden können. Das ist natürlich nicht möglich, denn die apriori nicht lexikalisierte Interpretabilität bzw. Kontextkompatibilität eines Wortes ist das Wesen der Metapher; andernfalls wäre es einfach eine andere Bedeutung, als Homonymie kodifiziert. Cohen/Margalit selbst sprechen von einer Ordnung der Bedeutungskonstituenten für jedes Lexem, die bei metaphorischer Interpretation des Lexems umstürzt: „Note that in all such cases the variable or variables that have their restrictions removed may be expected to be fairly near the beginning of the ordered sequence of relevant variables. Any such variable must be a fairly important one.“ Vgl. auch Cohen 1971, 684: „... an order of relative importance has in any case to be supposed for the set of distinctive features that characterize a particular meaning. So the less important features will normally be the ones that are exposed to cancellation or deletion in literal usage“. Wenn in dieser Ordnung (Priorisierungsverhältnis in meiner Terminologie) der Übergang zwischen lexikalischen und enzyklopädischen Bedeutungskomponenten zum Ausdruck kommt (vgl. Bierwisch/Kiefer 1969, 72, wo die Begriffe „semantic core“ und „semantic periphery of a lexical entry“ entwickelt werden und der Scheidung zwischen sprachlichem (linguistic) und enzyklopädischem Wissen gleichgesetzt wird. Es fehlen dort allerdings explizite Hinweise darauf, daß Ordnung unter den Merkmalen im Sinne von gradueller Verifikationsmöglichkeit für die Anwendung des Lexems vorliegen muß, um Prozesse der Bedeutungsübertragung im speziellen, den Wechsel zwischen alternativen Welten (Zustandsbeschreibungen nach Carnap) im allgemeinen erklären zu können, dann kann die metaphorische Bedeutung nicht in der lexikalischen enthalten sein – nach den konventionellen Anwendungsbedingungen des Wortes *enthalten* (*contain*).

Cohen/Margalit (1970: 485) kommen zu dem Schluß, daß es in natürlichen Sprachen überhaupt keine semantisch abweichenden Sätze gibt. Was sie damit sagen wollen, ist offenbar, daß zu jeder semantischen Anomalie ein Kontext gefunden werden kann, der eine metaphorische Interpretation gestattet. Das geht auch aus seiner prinzipiellen Klassifizierung aller syntaktisch wohlgeformten Sätze in nur metaphorisch zu interpretierende und sowohl metaphorisch wie auch nicht-metaphorisch (wörtlich) zu interpretierende hervor. Gegen diese Annahme spricht: Wenn die Interpretier-

barkeit einer Wortverwendung als Metapher davon abhängt, daß ein bestimmter Kontext (eine alternative Welt) gefunden wird, dann kann jedenfalls nicht ausgeschlossen werden, daß bestimmte Sprachverwender die nötigen alternativen Welten (Enzyklopädien) nicht kennen, d. h. die Wortverwendung nicht sinnvoll interpretieren können. Es ist also jedenfalls pragmatisch nötig – wollen wir nicht die Wirklichkeit um eines rein deduktiven Vorgehens willen opfern –, auch syntaktisch wohlgeformte, aber sinnlose (semantisch abweichende) Sätze zu klassifizieren sowie der Mühe Rechnung zu tragen, die es manchmal kostet, hinter den Sinn einer abweichenden Struktur zu kommen.

4.3. Alternative Welten, Wahrheit und metaphorische Prozesse

Um die hier angeschlagene Thematik motivieren zu können, muß ich vorausschicken, was die entscheidende Charakteristik metaphorischer Prozesse ist: Bei metaphorischen Prozessen (bzw. allgemeiner bei Prozessen der Bedeutungsübertragung) werden Bedeutungspostulate, die für einen bestimmten Lexikonzustand gültig sind, aufgegeben bzw. durch zu diesem ursprünglichen Lexikonzustand widersprüchliche ersetzt.

Lexikonzustände unter Aufgabe bestimmter Postulate bzw. mit jeweils neuen Postulaten, die bestimmte Relationen zwischen den einzelnen Lexemen herstellen, sind vergleichbar mit den „Zustandsbeschreibungen (state-descriptions)“ bei Carnap, den „möglichen Welten“ bei Leibnitz und den „möglichen Zuständen (possible states of affairs)“ bei Wittgenstein (*Tractatus logico-philosophicus*). Die Beschreibung eines solchen Zustandes wird geliefert mit Hilfe der Sprache der Symbollogik, etwa der, wie sie Carnap entwickelt hat (*Meaning and Necessity*). Das heißt, alle Relationen zwischen den einer bestimmten Zustandsbeschreibung angehörigen Lexembedeutungen wird mithilfe der in einer solchen Symbolsprache üblichen Konnektoren und Operatoren dargestellt. Da diese Bedeutungsrelationen jeweils nur für eine bestimmte Zustandsbeschreibung (eine bestimmte alternative Welt) gültig sind, muß vorerst festgelegt werden, welches die Bedingungen dafür sind, daß eine bestimmte einfache Aussage (ein atomarer Satz, wie Carnap sagt) zu einer solchen Zustandsbeschreibung gehört. Diese einfachen Aussagen (atomaren Sätze) setzen sich zusammen aus n -stelligen Prädikaten, gefolgt von jeweils n Individuenkonstanten; es sind nur Behauptungssätze, symbolisiert etwa so: $P(a, b)$, wenn P ein zweistelliges Prädikat ist. Mithilfe dieser einfachen Aussagen soll der tatsächliche Zustand einer

ganzen Welt beschrieben werden. Alle einfachen Aussagen (atomaren Sätze), die die Gesamtheit dieser Welt beschreiben, werden in einer Zustandsbeschreibung zusammengefaßt. Sie sind also in dieser Welt wahr. Wie behandeln wir nach so einem Konzept semantische Anomalien oder Bedeutungsübertragungen (Metaphern)? Betrachten wir dazu die folgenden Beispiele:

(1) *Der Junggeselle ist unverheiratet*

Danach – vorausgesetzt (1) ist ein analytischer Satz – lassen sich die folgenden Bedeutungspostulate aufstellen:

(2) Junggeselle \supset unverheiratet

(2') Junggeselle \supset verheiratet

Für jede Anomalie bzw. Bedeutungsübertragung, die solchen Bedeutungspostulaten widerspricht (wie (2')), sind prinzipiell zwei Erklärungsmöglichkeiten offen:

(a) Ein Satz, z. B. (1) ist in der Welt von (1) (W_1) analytisch und (notwendig) wahr, in der Welt von (3) (W_3) hingegen nicht (also entweder synthetisch oder aber wohl analytisch, jedoch falsch).

(b) Eine semantische Anomalie in W_1 – die in W_1 auf einen atomaren Satz mit dem Prädikat „falsch“ zurückgeführt werden kann – erhält eine semantische Interpretation (= wird W_1 -wahr), wenn Bedeutungspostulate wie (2) bzw. (2') nicht mehr gelten.

Der Verfall solcher Bedeutungspostulate in solchen einzelnen Fällen von semantisch notwendiger Inkompatibilität (wie etwa *verheiratet* und *Junggeselle*) ist aber nicht ein Wechsel von W_1 zu W_3 (mit dem Bedeutungspostulat (2')), sondern setzt eine Änderung der Intension eines der inkompatiblen Wörter in einer Weise voraus, die ich unter dem Begriff „Priorisierung von Bedeutungskomponenten“ erfasse.

Überlegen wir die Thesen (a) und (b) an Beispiel (3).

(3) *Er ist ein verheirateter Junggeselle*

[Dafür kann ich mir folgenden Sinn zurechtlegen: „Er ist zwar qua lege verheiratet, und man würde daraus erwarten, daß er bestimmte Familienpflichten übernimmt, aber er gebärdet sich (weiter) wie ein ungebundener Junggeselle.“]

Unter These (a) ist die Relation

(2') Junggeselle \supset verheiratet

entweder nicht determinierbar (Fall „C“); d. h. wir dürfen nicht annehmen, daß die Relation gilt, da wir nicht wissen, ob (3) eine analytische oder eine synthetische Aussage ist. Oder aber (2') ist in der Welt determiniert, in der (3) eine analytische Aussage ist (Fall „D“): dann

ist es widersprüchlich gegenüber (2), d. h. es wäre in der Welt, in der (1) gültig ist, nicht möglich. Die beiden Welten sind nicht kompatibel miteinander; ihre Semantiken sind zumindest im Bereich der Wirklichkeitsbeschreibung von (1) und (3) in diesen alternativen Welten sowie in allen daran anzuschließenden Implikationen widersprüchlich. Aus D ist zu folgern, daß (3) keine Bedeutungsübertragung von (1), d. h. kein sinnvoller Satz in bezug auf die Welt von (1) sein kann. Es folgt weiter daraus, daß entweder (im Fall C) die Carnapsche L-Determiniertheit nicht zutrifft (Durchschnitt aller Determiniertheiten in anderen Zustandsbeschreibungen) oder eben daß (im Fall D) für (1) und (3) nicht L-Wahrheit gilt (Wahrheit in allen Zustandsbeschreibungen).

(3) ist nun deutlich auch metaphorisch interpretierbar. Und ich möchte am Beispiel der Metapher (und allgemeiner: der Bedeutungsübertragung) explizieren, daß die Carnapsche Konzeption von L-Relationen und Relationen in einzelnen möglichen Welten sinnvoll ist.

Sie wird allerdings im Falle der Metapher – zum Unterschied von anderen Fällen der Bedeutungsübertragung wie Allegorie, bestimmten Fällen von Symbolik und Gleichnis – erweitert werden müssen um das Konzept der Ordnung der Bedeutungskomponenten, die einem Lexem zugeordnet werden können. Wir können von diesem Erklärungsweg die oben diskutierte Möglichkeit D ausschließen, da keine metaphorische Interpretation, ja überhaupt keine sinnvolle Interpretation von (3) möglich ist – hier liegen einfach verschiedene Sprachen vor (d. h. *Junggeselle* bzw. *verheiratet* bedeuten einfach nicht das, was sie im Deutschen heute bedeuten). Folgerungen aus diesem Zustand sind natürlich müßig.

Beim Versuch, (3) Sinnvollheit und damit eine Interpretation zuzuteilen, wird offenbar von den „Normalbedeutungen“ (vgl. Seite 94) von *verheiratet* und *Junggeselle* ausgegangen. Dabei werden Bedeutungspostulate wie (2') fallengelassen; die Bedeutungsanalysen der beiden Wörter (die Eigenschaften oder „Intensionen“, wie Carnap sagen würde) ändern sich nicht hinsichtlich der Menge der zuteilbaren Bedeutungsmerkmale, sondern hinsichtlich ihre Priorisierung untereinander (siehe das Kapitel „Priorisierung von Merkmalen“). Für das Beispiel (1) hat etwa folgende Umpriorisierung stattzufinden:

- (5) $JUNGGESELLE_1: (Mann) \wedge (Erwachsen) \wedge \neg (Verheiratet) \wedge \dots$
 $\wedge \{(Allein) \wedge \dots \wedge (Bindung \text{ an eine Frau alleine}) \wedge$
 $\wedge (Häuslichkeit) \wedge \dots\}$

- (6) JUNGGESELLE₃: (Mann) \wedge (Erwachsen) \wedge (Allein) \wedge (Häuslichkeit) \wedge
 \wedge (Bindung an eine Frau alleine) \wedge ...

[Der Index unter dem Lexem in Blockbuchstaben zeigt die Welt an, für welche die Bedeutungsanalyse gilt: „1“ also für die Welt, in der (1) notwendig wahr ist, „3“ für die Welt, in der (3) nicht widersprüchlich ist.]

Nach der Intension von JUNGGESELLE ist das Postulat (2) bzw. (2') analytisch, nach der Carnapschen Terminologie L-wahr. Würden wir die Extension von JUNGGESELLE in W_1 absuchen, so würden wir auf keinen Menschen stoßen, auf den die Prädikate (Junggeselle) und (Verheiratet) gleichermaßen zutreffen. Wechseln wir hingegen die Welt, so daß (3) sinnvoll ist, so muß sich die Intension von JUNGGESELLE derart ändern, daß (Verheiratet) und (Junggeselle) kompatibel werden, genauer: daß JUNGGESELLE das Prädikat (Verheiratet) zugeteilt werden kann. Das geschieht durch die andere Merkmalspriorisierung in JUNGGESELLE₃ – und dies entspricht offenbar genau unserer Intuition. In (3) ist für Junggeselle die Eigenschaft (Nichtverheiratet) nicht mehr vorrangig, so daß (2) nicht mehr gilt. Mit anderen Worten: Hat dieses Konzept der Priorisierung von Eigenschaften eine Entsprechung in kognitiven Ablauf, so sind Bedeutungspostulate in irgendeiner Weise abhängig von der Priorität, mit denen sie in einer Bedeutungsanalyse der Art oben [(5) und (6)] auftauchen. Wenn wir solche Merkmale (im technischen Sinne) auffassen als Eigenschaften, die einem Namen (Lexem) zugesprochen werden können müssen, um die Verwendung dieses Namens (Lexems) zutreffend zu machen, dann folgt aus dem Vorhergehenden, daß die Relevanz dieser Merkmale in einer bestimmten Zustandsbeschreibung mit zunehmender links-rechts-Reihung als Verifikationsbedingungen für das Lexem abnimmt. Bedeutungspostulate der Carnapschen Konzeption sind jeweils Aussagen über hochpriorisierte Eigenschaften der prädierten Lexeme. Für die Metapher ist noch anzufügen, daß trotz der Aufgabe von (2) in der Welt, die (3) Sinnvollheit zuordnet, der Bezug auf die L-Wahrheit von (2) bestehen bleibt. D. h. erst das Bewußtsein darüber, daß man ein bestehendes analytisches System aufgibt, um Sinnvollheit für eine Prädikation zu erreichen, garantiert den Metaphernstatus. Dies drücke ich im folgenden durch die WIE-Relation aus (Abschnitt 5.). Ist dieses Bewußtsein nicht mehr vorhanden (sprachhistorisch: gehen solche Bedeutungspostulate durch andere Verwendungen des einen oder anderen Lexems verloren; genetisch: sind solche Postulate noch nicht aufgestellt worden),

dann handelt es sich einfach um Bedeutungsänderungen, um „neue“ Bedeutungen, jedoch nicht mehr um übertragene Bedeutungen. Übertragene Bedeutungen setzen den durch die WIE-Relation formulierten Bezug auf L-Wahrheit oder L-Falschheit im Carnapschen Sinne voraus. Noch eine Bemerkung zu der oben angedeuteten Unterscheidung zwischen Metaphern und anderen Typen der Bedeutungsübertragung auf der Grundlage dieser Überlegungen. Es scheint, daß für Metaphern gilt, daß Bedeutungspostulate [wie (2) bzw. (2')] aufgegeben werden, ohne durch neue (eventuell widersprechende) ersetzt zu werden. Konkret heißt das, daß der Bezug zur Normalbedeutung der Lexeme jeweils wiederhergestellt wird, sobald der Kompatibilisierungsprozeß abgelaufen ist. Bei der Allegorie und über einen längeren Textabschnitt konsistenten (d. h. in einer bestimmten Welt konsistenten) Symbolik („Textmetapher“, vgl. Anm. 2) bleibt jedoch die neue alternative Welt (konstituiert mithilfe der die Metapher sinnvoll machen Bedeutungspostulate) über eine bestimmte Textstrecke hin aufrechterhalten.

5. Zur Tiefenstruktur von Metaphern mithilfe von Analogieregeln

Die einzig formal expliziten Beobachtungen zur Metaphernproduktion und -interpretation hat Kintsch (1972) angestellt. Ich folge ihnen grundsätzlich, aber nicht im Detail und versuche, ihre Anwendbarkeit an weiteren Beispielen zu verfolgen. Die grundlegende Annahme von Kintsch ist die, daß Metapher durch Analogieregeln, die quasi-prädikatenlogisches Format haben, erklärt werden. Diese Annahme ist gut begründet: Es hat sich in der Linguistik die Erkenntnis eingestellt, daß ein – eventuell etwas modifizierter – Prädikaten- und Relationenkalkül eine semantisch adäquate Beschreibung von Satzstrukturen liefert; speziell für das Verständnis des Status semantischer Merkmale für lexikalische Elemente ist dies von Weinreich (1966), Bierwisch (1969), Abraham (1972a) u. a. verfolgt worden. Unabhängig davon gibt es psychologische Beobachtungen, die wahrscheinlich machen, daß die Organisation des Denkens der Prädikatenlogik ähnlich ist (Wygotsky 1962). Letztlich bedient sich auch die Computerlinguistik in der Simulation natürlicher durch Sprachen formal-logischer Kalküle.

Es gehören über die Sätze mit hochgradiger Akzeptabilität hinaus noch zusätzliche Regeln, um Metaphern in der systematischen Beschreibung interpretierbar, rezipierbar und produzierbar zu machen.

(1) DER REGEN TROMMELT AUF DAS DACH.⁵

Die Regelverletzung ist abzulesen aus der Charakteristik des Lexikon-eintrags: TROMMEL- [+ + Agens] — ...]

wobei gilt: (Agens) \neq (Verursacher), wohl aber (Agens) \supset (Verursacher).

Bei der Metaphernproduktion und Metapherninterpretation – besser: beim Versuch sich eine Nichtakzeptabilität als Metapher zu erklären, d. h. nicht sofort als nichtinterpretierbar abzuweisen – kann nun folgende Kette von Bedeutungstransfers aufgebaut werden⁶:

- (2) Wenn der Regen kurz und periodisch auf das Dach schlägt, dann produziert dies dumpfe Töne so wie jemand, der auf eine Trommel schlägt

(\equiv der TROMMELT)

(Diese Satzreihe gehört zu den direkt akzeptablen Propositionen.) [Metapher „in absentia“, d. h. es ist in der Oberfläche der Metapher der Substituent nicht vorhanden]. Nur eine Analogie ermöglicht – das ist die These – das Einsetzen von TROMMELN anstelle von SCHLÄGT KURZ UND PERIODISCH in (2). Eine Reihe von möglichen Formen der Analogiebildung lassen sich auf Formen des klassischen Schließens zurückführen, für den Fall von (1) auf folgende Weise:

1. Prämisse: „es gilt“ (Jemand schlägt auf die Trommel) \supset (Dies erzeugt dumpfe Töne)
2. Prämisse: „nun aber“: (Der Regen trommelt auf das Dach) \supset (Dies erzeugt dumpfe Töne)
bzw.
(Der Regen schlägt kurz und periodisch auf das Dach auf) \supset (Dies erzeugt dumpfe Töne)
- (3) „daher“ WIE [(Jemand schlägt auf die Trommel), (Der Regen trommelt auf das Dach)]

Das heißt aber mit anderen Worten auch, (2) ist die Bedeutung von (1). Allgemein ist die Arbeitsthese: Nur wenn einem Satz mit geringer oder niedriggradiger Akzeptabilität eine Analogiestruktur vom Typus in (3) zugeordnet werden kann, ist dieser Satz interpretierbar. Ob andere,

⁵ Ein Großteil der Beispiele in diesem Abschnitt ist von Kintsch 1972 übernommen.

⁶ Hier im besonderen weicht meine „Tiefenstruktur“ der Metapher von der Erklärung durch Kintsch ab, der ohne Konditional formuliert. Dadurch entstehen nicht nur eine Reihe von nichtakzeptablen Formulierungen im Prädikatenkalkül (Vermengung von extensionaler mit intensionaler Argumentation), sondern es kommt auch nicht zu der m. E. wesentlichen Form der Analogiebildung mithilfe der Regeln des logischen Schließens.

nichtmetaphorische Oberflächenstrukturen durch Analogie wie in (2) zu erklären sind, muß dahingestellt bleiben. Solange also empirisch keine Annahme vertretbar erscheint, die dieses Kriterium wertlos macht, möchte ich davon ausgehen, daß mit dies ein Analogietypus die „Tiefenstruktur“ einer Metapher beschrieben ist.

Für die folgenden beiden Beispiele schreibe ich nicht die Schlußregel explizit auf, sondern nur jeweils die expliziten Analogiestrukturen [„-“ vor einem Satz bedeutet niedriggradige Akzeptabilität, „+“ bedeutet hochgradige Akzeptabilität]:

Der Nebel kommt auf den Pfoten einer kleinen Katze \equiv + *Der Nebel kommt und dies geschieht so weich und unhörbar, wie wenn eine Katze auf ihren Pfoten kommt*

Der Nebel hüllt die Brücke ein wie ein nasses Tuch \equiv + *Der Nebel hüllt die Brücke ein und dies macht sie naß und unsichtbar, wie wenn ein nasses Tuch sie einhüllte.*

[Metapher in „praesentia“, das heißt Substitut und Substituent sind in der Oberflächenstruktur gleichermaßen vorhanden].

Da wir in der komprimierten Form der letzten Analogie einiges unterdrücken, sei sie noch einmal etwas expliziter angeschrieben.

- (4) *Der Nebel umhüllte die Brücke wie ein nasses Tuch* \equiv Was von einem nassen Tuch oder Nebel umhüllt wird, wird naß (\equiv Wenn etwas von einem Tuch oder Nebel umhüllt wird, dann wird es naß) \wedge Die Brücke wird vom Nebel umhüllt

Dies läßt sich folgendermaßen im Prädikatenkalkül niederlegen:

- (5) $[UMHÜLLT(x, nT) \supset .NASS(x) \wedge UNSICHTBAR(x)] \wedge [UMHÜLLT(B, N)]$
wobei: nT ... nasses Tuch, B ... Brücke, N ... Nebel

Das die Analogie erklärende Schlußschema lautet folgendermaßen:

$UMHÜLLT[x, nT \vee N] \supset .NASS(x) \wedge UNSICHTBAR(x)$
 $UMHÜLLT[B, N]$

$NASS(B) \wedge UNSICHTBAR(B)$

Nur kurz möchte ich bei diesen Beispielen noch einmal eingehen auf die Notwendigkeit der Umordnung der semantischen Merkmale bei der Erklärung der metaphorischen Funktion eines bestimmten lexikalischen Elements. Bei der metaphorischen Verwendung von *trommeln* in dem Kontext *der Regen trommelt* handelt es sich um eine Generalisierung

der Bedeutung insofern, als die hochgradig akzeptable Einschränkung mithilfe des Merkmals [+ Menschlich] aufgehoben wird. Betrachten wir zu diesem Argument der Priorisierung aber noch ein anderes Beispiel:

(6) *Flußbett* = – Bett des Flusses

BETT = A: (zum Liegen) \wedge (zum Schlafen) \wedge (für den Menschen) \vee (für Tiere) $\wedge \dots \wedge$ B: (damit man gegen unbeabsichtigte Bewegungen in der vorgesehenen Position bleibt) $\wedge \dots$

(wobei mit A Anwendungsbedingungen indiziert werden, die für das Lexem *Bett vorrangiger* sind als die mit B indizierten).

Nun aber: X des Flusses = (damit Wasser in der vorgesehenen Position bleibt)

daher: X = Bett des Flusses

Das letzte Beispiel der Schlußfolgerung übrigens prozeduralisiert die Metaphernproduktion. Man könnte versuchen, sich die Metaphernproduktion vorzustellen als Prozesse, die nachrangige Anwendungsbedingungen wie die unter B oben primär postulieren, um damit zu lexikalischen Elementen in metaphorischer Funktion zu kommen. Die Metaphernrezeption greift diesen Prozeß offenbar am anderen Ende an: Wird jemand mit einer lexikalischen Inkompatibilität konfrontiert, so liegt genau das X des letzten Schlußschemas vor, und der Metapherninterpretator hat nun jene Anwendungsbedingungen (Implikate) zu finden, die sowohl für das Substituens wie auch das Substituendum gleichermaßen gelten. Nach diesen Überlegungen also teile ich die folgenden expliziteren Formulierungen ein in solche der Metaphernproduktion und der Metaphernrezeption.

6.1. Analogieregeln zur Metaphernproduktion.

Die Analyse der Metaphernproduktion sei an dem Beispiel *Regen trommelt auf das Dach* aufgehängt.

(7) $Q = R(a, b) \supset S(c, d)$ „wenn Regen auf das Dach fällt, entsteht ein dumpfer Ton“

(8) $Q' = T(e, f) \supset S(c, d)$ „wenn jemand trommelt, entsteht ein dumpfer Ton“

(9) $P^* = \text{WIE}[Q, Q']$ „wenn Regen auf das Dach fällt, ist es, wie wenn jemand trommelt“

(Nur der Einfachheit halber werden hier die Propositionsstrukturen mit jeweils zwei Argumenten dargestellt.) Der Such- und Erklärungs-

vorgang bei der Metaphernproduktion geht aus von R und führt über S zu T. Prüfinstanz ist dabei P^* . Dabei gilt für P^* :

$$(10) P^* = \{ x \mid x \supset S(c, d) \}$$

$$T(e, f) \in P^*$$

$$R(a, b) \in P^*$$

(10) bringt zum Ausdruck, daß es eine Äquivalenzklasse P^* derart gibt, daß sämtliche Elemente dieser Klasse (Propositionen der Form T, R) die Bedingung „ $\supset S(c, d)$ “ erfüllen. Es ist deutlich, daß es in dieser Klasse nicht nur ein einziges Element geben muß, d. h. daß es für eine bestimmte Vorstellung nicht eine einzige metaphorische Realisierung zu geben braucht. Im besonderen wird durch die Art der Hypothesen über die Elemente dieser Klasse, hier konkret T und R, eine Gradskala von Äquivalenzen festgelegt. So kann es unter Umständen niedrigergradige und höhergradige Äquivalenzen im Hinblick auf die dann-Folgerung $S(c, d)$ in Abhängigkeit davon geben, wieviele der Hypothesen über die Richtigkeit von $R \supset S$ und $T \supset S$ übereinstimmen. Dies ist das Problem der Priorität der Merkmalsanalyse, sowie es in Abschnitt 4 diskutiert wurde.

Wenn die durch das WIE-Prädikat ausgedrückte Analogie P^* die Tiefenstruktur einer Metapher ist, dann bleibt die Frage, wie wir aus dieser Tiefenstruktur zur Oberflächenstruktur der Metapher gelangen. Dies geschieht offenbar (und hier schließe ich mich wieder der Darstellung von Kintsch an) mithilfe von bestimmten Typen von Verschmelzungsregeln (VR). Im ersten Schritt werden dabei Q und Q' um das gemeinsame Implikat reduziert:

$$(11) Q = {}^+R(a, b)$$

$$Q' = {}^+T(e, f)$$

$$\Rightarrow \text{WIE}[T(e, f), R(a, b)]$$

Der WIE-Vergleich ist dann reduziert auf:

$$(12) \text{WIE}(\text{Regen fällt auf das Dach, jemand trommelt})$$

Nun kann der Fall eintreten, daß in Q und Q' die Prädikate identisch sind:

$$(13) Q = R(a, b)$$

$$Q' = R(e, f)$$

$$P^* = \text{WIE}[R(a, b), R(e, f)]$$

Die erste Verschmelzungsregel (VR₁) wird so anzusetzen sein:

$$(14) \text{VR}_1: P = \text{WIE}[R[(a, b), (e, f)]]$$

Dieser Regel wird offenbar wirksam bei der Metapher *der Nebel kommt auf den Pfoten einer kleinen Katze*, wo nämlich den Argumenten Ne-

bel genau so wie *Katze* das Prädikat *kommt auf weichen Pfoten* gemeinsam ist. Dieser Verschmelzungsprozeß hat zweifellos eine Reihe von Untertypen, die allesamt vergleichbar sind mit dem in der Linguistik seit Ross bekannten Vorgang des „gapping“.

Ein anderer Typus von Verschmelzung liegt vor im Falle von verschiedenen Verben:

$$(15) Q = R(a, b)$$

$$Q' = T(e, f)$$

$$\Rightarrow P^* = \text{WIE}[R(a, b), T(e, f)]$$

$$(16) \text{VR}_2: P = \text{WIE}[T[(a, b), (e, f)]]$$

VR_2 ist wirksam in der *Trommel*-Metapher: sowohl *Regen* wie auch *Trommler* haben das Prädikat *trommeln*.

Um zwischen der Metapher „in absentia“ und „in praesentia“ zu trennen, muß offenbar noch eine fakultative VR_3 hinzugefügt werden, in der nämlich der explizite WIE-Vergleich getilgt wird:

$$(17) \text{VR}_3: P = T[a, b]$$

Die Anwendung dieser Regel würde aus der Metapher *Der Nebel hüllte die Brücke ein wie ein nasses Tuch* machen *Der Nebel hüllte die Brücke (naß) ein*, das heißt den expliziten WIE-Vergleich *wie ein nasses Tuch* tilgen. Zu diesen Verschmelzungsregeln kommen eine Reihe typischer Regeln, die einen Wechsel zwischen Tiefenkasus beschreiben: z. B. die Personifikationsregeln ($O \Rightarrow A$):

$$(18) Q = \text{KOMM}(O: \text{Nebel}), \supset, [\text{WEICH} \wedge \text{GERÄUSCHLOS}] (\text{KOMM})$$

$$Q' = \text{KOMM}(A, I: \text{auf den Pfoten einer Katze}), \supset, [\text{WEICH} \wedge \text{GERÄUSCHLOS}] (\text{KOMM})$$

$$P^* = \text{WIE}[\text{KOMM}(O), \text{KOMM}(A, I)]$$

$$P = \text{KOMM}(O, I)$$

6.2. Analogieregeln zur Metaphernrezeption

Das Schlußschema bei der Rezeption (Interpretation) einer Metapher, wo das Substituens nicht, wohl aber das Substituendum bekannt ist, sind identisch mit denen der Metaphernproduktion, nur sind eben Schlußfolgerung und erste Prämisse vertauscht.

Daß Metaphern schwieriger zu rezipieren (manchmal überhaupt nicht als Metaphern zu erkennen) sind als zu produzieren, liegt offenbar daran, daß die niedriggradig akzeptable Metapher eine sehr große Menge von Hypothesen erlaubt, aus denen verschiedene Implikate abgeleitet werden können, die wiederum verschiedene Äquivalenzklassen konstituieren. Aus diesen verschiedenen Äquivalenzklassen wie-

derum sind verschiedene Implikatoren, d. h. Substituenten (normale lexikalische Verwendungen) zu erschließen. Die Reihe der Möglichkeiten wird noch vergrößert dadurch, daß erstens nicht bekannt ist, wie gleichrangig die Äquivalenzklassen sind, und zum zweiten, welches die normalen Hypothesen (die normalen Bedeutungen, jene alternative Welt, die der Konstitution der Normalbedeutung zugrundegelegt hat) des Metaphernproduzenten waren.

-(schwarze -(Milch: der Frühe))

lexikalische Hypothesen	{	(weiß)
			(ohne Farbgliederung)
enzyklopädische Hypothesen	{	(Helligkeit)
			(Sichtbarkeit oder
			Preisgabe aller Wahrnehmbaren)

-(schwarze: Milch der Frühe)

enzyklopädische Hypothesen	{	(unbekannt)
			(traurig)
			(gefährlich)
			(todbringend)

Die niedriggradige Akzeptabilität dieser komplexen Metapher liegt an zwei Stellen („:“ kennzeichnet die Inkompatibilitätsstellen): Durch Zuordnung von Hypothesen über den (möglichen) Sinn von *Milch* und *schwarz* entstehen kompatible (interpretierbare) Strukturen. Die als Hypothesen bezeichneten Merkmale vertreten, in die oben dargestellte Sprache der Analogiebildung übertragen, sowohl Implikate (S) wie auch die Substituenten (R).

Bibliographie

- Abraham, W. (1971): Stil, Pragmatik und Abweichungsgrammatik. In: A. von Stechow: Beiträge zur generativen Grammatik. Braunschweig 1971. S. 1–13.
- (1972): The necessity of inserting „speaker“ and „hearer“ as basic categories of a practicable grammatical model. In: Corder / Roulet (Hrsg.), 31–46.
- Abraham, W. (1972a). Komponentialanalyse als Übersetzungssprache in einem Dokumentenretrieval. In: H. Preiß (Hrsg.) Praktische Fälle über Aufbau und Funktionsweise betrieblicher Teilinformationssysteme. München 1972, 56–112.
- (1973): Einige formale Eigenschaften von Komponentialanalysen. In: A. P. ten Cate / P. Jordens (Hrsg.): Linguistische Perspektiven. Tübingen.

- Abraham, W. (1975): A linguistic Approach to metaphor. In: W. Abraham (Hrsg.) *Ut Videam. Contributions to an Understanding of Linguistics*. Lisse.
- Abraham, W. / K. Braunmüller (1971): Stil, Metapher und Pragmatik. In: *Lingua* 28, no. 1, 2. S. 1–48.
- Apostel, L. (1971): Further remarks on the pragmatics of natural languages. In: Bar-Hillel (Hrsg.) *Pragmatics of Natural Languages*. Dordrecht, 1–34.
- Asch, S. / H. Nerlove (1960): The Development of Double-Function Terms. In: B. Kaplan / S. Wapner: *Perspectives in Psychological Theory*. New York.
- Austin, J. (1962): *How to do Things with Words*. Oxford.
- Bartsch, R. (1971): Semantische Darstellung von Prädikaten. In: *Linguistische Berichte* 13, 33–42.
- Bickerton, D. (1969): Prolegomena to a Linguistic Theory of Metaphor. In: *Foundations of Language* 4. S. 34–52.
- Bierwisch, M. (1969): On certain problems of semantic representation. In: *Foundations of Language* 5, S. 153–184.
- Bierwisch, M. / Kiefer, F. (1969): Remarks on Definitions in Natural Language. In: Kiefer (ed.) 1969: *Studies in Syntax and Semantics*. Dordrecht, 55–79.
- Black, M. (1962): *Models and Metaphors*. Ithaca, N. Y.
- Carnap, R. (1958): *Meaning and Necessity*. Phoenix.
- Cohen, L. J. (1971): Some Remarks on Grice's views about the logical Particles of Natural Language. In: Y. Bar-Hillel (Hrsg.) *Pragmatics of Natural Languages*. Dordrecht, 50–68.
- Cohen, L. J. / Margalit A. (1970): The Role of Inductive Reasoning in the Interpretation of Metaphor. In: *Synthese* 21, 469–487.
- Corder, P. / Roulet, E. (1972): *Theoretical Linguistic Models in Applied Linguistics*. Brüssel.
- van Fraassen, B. C. (1971): *Formal Semantics and Logic*. New York.
- Goodman, N. (1968): *Languages of Art: An Approach to the Theory of Symbols*. Indianapolis.
- Helmer, J. (1972): Metaphor. In: *Linguistics* 88, 5–14.
- Jakobson, R. (1960): Concluding Statement: Linguistics and Poetics. In: T. Sebeok (ed.) *Style in Language*. New York.
- Jakobson, R. / M. Halle (1956): *Fundamentals of Language*. The Hague.
- Kamlah, W. / Lorenzen, P. (1967): *Logische Propädeutik*. B. I. Hochschultaschenbücher.
- Kintsch, W. (1971): Notes on the semantic structure of memory. *Studies in Mathematical Learning Theory and Psycholinguistics*. CLIPR Publication No. 4. University of Colorado, Computer Laboratory for Instruction in Psychological Research.
- (1972): Notes on the structure of semantic memory. In: E. Tulving / W. Donaldson (eds.): *Organization of Memory*. New York/London.
- Matthews, R. J. (1971): Concerning a 'Linguistic Theory' of Metaphor. In: *Foundations of Language*, 3. 413–426.

- Osgood, C. (1960): Some Effects of Motivation on Style in Encoding. In: Sebeok (ed.) *Style in Language*. New York.
- Richards, I. A. (1936): *The Philosophy of Rhetoric*. Oxford.
- Siebert, H. J. (1973): *Isotopie der Metapher*. Hektogramm, Bielefeld.
- Weinreich, U. (1966): Explorations in Semantic Theory. In: *Current Trends in Linguistics*. University of Chicago. Chicago, Illinois. S. 240–251.
- Wygotsky, L. S. (1962): *Thought and Language*. Cambridge/Mass. M. I. T. [dt. *Denken und Sprache*. 1964]

ZUR ANALYSE DER TEXTREZEPTION
AN TEXTEN VON J. H. PESTALOZZI
(1797 – 1803 – 1823)

Von Hans Glinz

A Vorbereitungspapier (zu Beginn der Tagung ausgegeben)

A 1 Planung des Vorgehens

In Vortrag und Diskussion sollen die folgenden Fragen im Mittelpunkt stehen:

- Wie erklärt man die *beobachtbare Verschiedenheit* der Rezeption (d. i. der resultierenden Verständnisse) *gleicher* Texte in *gleicher* Rezeptionssituation?
- Wie gewinnt man (wenn man das will) *Deckungsbereiche* für die verschiedenen individuellen Rezeptionsergebnisse (Verständnisse), d. h. wie kann man ein Verständnis *intersubjektiv überprüfbar* machen?
- Wie gewinnt man, wenn es sich nicht schon bei der ersten oder zweiten Lektüre (bzw. dem ersten oder zweiten Hören/Sehen) spontan einstellt, *überhaupt ein Verständnis*, sei es für „schwierige Stellen“, sei es für einen „schwierigen Text“ als ganzen?

Diese Fragen sollen zusammen mit den Tagungsteilnehmern erörtert werden, an Hand von drei oder vier kurzen Texten, die eine sofortige Überprüfung aller Aussagen am konkreten Material gestatten. Die Texte entstammen nicht der Gegenwart und gehören, obwohl sie für *eine* Rezeptionssituation bestimmt sind, zu *verschiedenen* Textsorten, so daß zugleich das Problem der Überwindung des historischen Abstands (möglicher Sprachwandel, andere Wortbedeutungen, jedenfalls ein Stilwandel seit der Konstitution und erstmaligen Rezeption der Texte) und das Problem der Verschiedenheit von Rezeptions-Ansprüchen bei verschiedenen Textsorten in den Blick genommen werden können.

Um eine möglichst gleichartige Rezeptionssituation für alle Diskussionsteilnehmer (vor allem auch: gleich viel Lese-Zeit bis zum Beginn des Gesprächs) zu ermöglichen, werden die Texte erst zu Beginn des Vortrags ausgegeben. Die Tagungsteilnehmer sind dann gebeten, ihre Reaktionen auf die Nennung des Autors festzuhalten und vor allem ihren spontanen Verstehensgang bei den einzelnen Texten sogleich in Stichworten zu notieren und diese Notizen in der Diskussion mitzu-

teilen, damit Theorie und Praxis Schritt für Schritt verknüpft werden können.

Der theoretische Rahmen wird im folgenden (Punkte A 2, A 3 und A 4) knapp umrissen, damit er am Samstag nicht mehr vorgetragen zu werden braucht. Für alles weitere wird verwiesen auf Glinz, Textanalyse und Verstehenstheorie I, Frankfurt 1973, 325 S., sowie auf den Beitrag „Germanistik in der Gesamthochschule“ in den „Neuen Ansichten einer künftigen Germanistik“, München 1973, S. 247–271.

A 2 Ausgangslage und Erwartung

Schon aus der Alltagsbeobachtung (noch durchaus „vortheoretisch“) ergibt sich, daß oft der *gleiche* Text in *gleicher* Rezeptionssituation und bei *gleicher* Rezeptionsdauer von verschiedenen Rezipienten *sehr verschieden* aufgenommen wird (Beispiel: Theateraufführung oder Film, von mehreren hunderten Rezipienten gleichzeitig und gemeinsam gesehen/gehört). Es ergeben sich nicht nur verschiedene *Urteile* (die meist mitbedingt sind durch verschiedene affektive Reaktionen), sondern oft auch schlechthin *verschiedene Verständnisse* (verschiedene „rein kognitive Resultate der Rezeption“). Der Vortragende erwartet, daß das auch bei den von ihm vorgelegten Texten, mindestens bei einem oder zwei von diesen Texten, der Fall sein wird und daß sich dadurch so gleich eine Beobachtungsgrundlage und ein Gespräch ergibt.

A 3 Folgerungen für die Theorie

A 3.1 Solange man Sprache als eine ideal-einheitliche Größe auffaßt, unabhängig von den (sich allerdings aufdrängenden) Verschiedenheiten bei den verschiedenen Sprachteilhabern, solange man also am „ideal speaker“ der Chomsky-Schulen festhält, sind solche Verschiedenheiten der Rezeption nicht befriedigend zu erklären. Sie können dann nur betrachtet werden als *Abweichungen* von einem (theoretisch anzunehmenden) Ideal-Verständnis des betr. Textes. Dabei konnte aber ein solches Ideal-Verständnis bisher von der Wissenschaft noch nie intersubjektiv aufgewiesen werden, auch nicht in Annäherung, jedenfalls nicht für Texte, die nicht eigens als Beispiele (meist nur Einzelsätze) für diesen Zweck konstruiert worden waren.

A 3.2 Eine befriedigende theoretische Erfassung der beobachtbaren Verschiedenheiten wird möglich, wenn man den Begriff „Kompetenz“ grundsätzlich auf das *einzelne, konkrete Individuum* bezieht und die „Sprache“ (ggf. den Dialekt, den Soziolekt) als einen *Deckungsbereich*

vieler (idealerweise: sämtlicher zu einem bestimmten Zeitpunkt vorhandener) individueller Kompetenzen betrachtet. Ein solcher Deckungsbereich (und nicht eine einzelne individuelle Kompetenz) ist dann auch als Vorbild bei der *Entwicklung neuer Kompetenzen* (d. h. bei der Erlernung der Sprache durch neue Teilhaber, vor allem im Frühkindalter) anzusetzen. Praktisch heißt das: Vorbild für die Spracherlernung ist der sich deckende (allgemein akzeptierte) Bereich der Performanz derjenigen Individuen, mit denen das die Sprache lernende Individuum überhaupt in Kommunikation tritt, sei es direkt oder durch gespeicherte (vor allem auch gedruckte) Texte.

A 3.3 Bei einem solchen theoretischen Rahmen sind die beobachtbaren individuellen Unterschiede des Verständnisses gleicher Texte in gleicher Situation nicht mehr „Abweichungen“, „Störungen“ eines (als solches doch nie faßbaren) Ideal-Verständnisses, sondern sie sind *zu erwarten*, sie sind die notwendige Folge der auch theoretisch anzusetzenden Teil-Verschiedenheit der beteiligten Kompetenzen; sie sind zugleich der *Ausdruck* dieser Verschiedenheit, und sie sind daher das Ausgangsmaterial, an dem alle konkrete wissenschaftliche Arbeit zum Textverstehen anzusetzen hat.

A 4 Folgerungen für die Praxis

A 4.1 Für die Praxis (sowohl inner-wissenschaftlich wie im Alltagsleben) ist nun zunächst zu fragen, *welche Situation* jeweils vorliegt (das kann, aber es muß nicht mit der Frage nach der jeweiligen Textsorte zusammengehen), *welche Interessen* dabei bestehen und wie weit der Rezeptionsprozeß schon ohne besondere Vorkehrungen zu einem den jeweiligen Rezipienten befriedigenden Ziel (d. h. zum jeweils verlangten Verständnis) geführt hat.

A 4.2 Einige mögliche Situationen und Interessen:

- die Rezeption erfolgt allein zum Vergnügen, zur Spannung und Entspannung, man muß niemandem vom erreichten Verständnis Rechenschaft geben;
- die Rezeption erfolgt zum Vergnügen, aber gemeinsam, und die Verschiedenheit (Teilverschiedenheit) von Verständnissen führt zu Gesprächen, in denen man recht behalten möchte;
- die Rezeption erfolgt zu einem unmittelbar praktischen Zweck, das gewonnene Verständnis soll ein angemessenes Handeln ermöglichen (z. B. die erfolgreiche Bedienung einer Maschine, eines Apparats);

- die Rezeption erfolgt zur Gewinnung von Unterlagen in einer Auseinandersetzung (z. B. vor Gericht); das gewonnene Verständnis muß also intersubjektiv als *richtig* einsehbar gemacht werden, es muß *bewiesen* werden;
- die Rezeption erfolgt zwecks Demonstration geistiger Fähigkeiten, auf Grund des Ergebnisses soll eine Berechtigung erteilt/erlangt werden (Behandlung von Texten in Examen, vom Prüfenden und vom Geprüften her gesehen);
- die Rezeption erfolgt zwecks wissenschaftlicher Untersuchung der individuellen Kompetenz eines Rezipienten (z. B. bei psychologischer Beobachtung, aber auch in der Schule);
- die Rezeption erfolgt zwecks Ingangsetzen von Lernprozessen (= zwecks Weiterentwicklung der Kompetenzen aller Beteiligten), z. B. in den Schulen aller Art;
- die Rezeption erfolgt (vom Linguisten veranlaßt) zwecks Gewinnung allgemeinerer oder speziellerer Einsichten in denjenigen Deckungsbereich von Kompetenzen (d. h. in die *Sprache*), der für das Verstehen dieses Textes (oder weiterer Texte, als deren Repräsentant der jeweils betrachtete Text gilt) als nötig erachtet wird (Textrezeption als Grundlage für Sprachbeschreibung).

A 4.3 Dabei ist immer zu fragen:

- a) ob sich ein Verständnis, so genau wie es überhaupt jeweils erstrebt wird, schon ergeben hat, ohne bewußte und systematische Vorkehrungen (auf Grund von internalisierten, unbewußt ablaufenden Verstehenstechniken).
- b) ob das erreichte individuelle Verständnis mit dem Verständnis von andern zur Deckung gebracht werden soll oder ob das nicht als nötig betrachtet wird.

Wenn die Forderung b gestellt ist oder wenn die Frage a nicht völlig mit „ja“ beantwortet werden kann, sind auch im praktischen Leben bewußte und methodische Vorkehrungen zur Analyse der Textrezeption motiviert.

Wenn es um wissenschaftliche Klärung von Textverständnissen geht, ist eine solche bewußte Analyse (die Feststellung der individuellen Verschiedenheiten, die Gewinnung von Deckungsbereichen, ggf. die Korrektur erster individueller Verständnisse) überall erforderlich.

A 4.4 Bei der Diskussion verschiedener Verständnisse und der Herstellung von Deckungsbereichen spielt nun die Textsorte eine besondere

Rolle. Es gibt Texte („fiktionale Texte“ oder eine Unterklasse davon), die besonders viel Freiheit für die Entwicklung verschiedener individueller Verständnisse bieten, ja die für solchen Gebrauch gemacht sind (und entsprechende „Leerstellen“ enthalten). Hier ist der Autor *nicht* daran interessiert, gerade so und nicht anders verstanden zu werden, er überläßt manches dem Rezipienten, und der Rezipient seinerseits kümmert sich meist wenig um das, „was der Autor eigentlich ganz genau gemeint hat“. Andere Texte sind nun gerade dafür gemacht, daß der Rezipient (möglichst viele Rezipienten) den Autor *in einer ganz bestimmten Weise* verstehen und daß sie nicht nur das von ihm Vorgeführte so aufnehmen, wie er es möchte, sondern daß sie auch *ihn als Autor ernstnehmen* (als Person, als Kommunikationspartner, als Mitmensch, der an Verstehen appelliert, der sich ggf. auch verteidigen möchte gegen erfolgtes Mißverstehen usw.). Dem entspricht oft auf der Seite der Rezipienten, daß man nicht nur den Text als solchen betrachtet, sondern daß man dahinter den Autor sieht (oder sehen möchte), daß man sich ein Bild vom Autor als Menschen macht und daß man auf dieses Bild reagiert (positiv, indem der Autor einem gefällt, man sich ihm ggf. verwandt fühlt, oder negativ, indem man den Autor ablehnt, ihn unorientiert, unsympathisch, arrogant etc. findet). Ob ein Text so wirkt oder nicht, läßt sich oft *nicht* vorhersagen; es hängt *auch* vom Rezipienten ab.

B Theoretischer Teil des Vortrags, mit Bezug auf den bisherigen Verlauf der Tagung

B 1 Zum Textbegriff

Ein paar Worte zum Textbegriff, um Mißverständnisse zu vermeiden. Ich habe vor vier Jahren einen Textbegriff vorgeschlagen, der enger gefaßt war:

Text = das sprachliche Gebilde, das von vornherein mit der Absicht einer gewissen Dauerhaftigkeit produziert worden ist (vgl. Glinz, Linguistische Grundbegriffe und Methodenüberblick, ³1971, S. 120–130). Diesen Textbegriff habe ich aufgegeben, vor allem nach sehr intensiven Diskussionen mit meinen Aachener Kollegen Sitta und Brinker und meinen Assistenten Klein, Switalla und Hohlfeld, und ich habe ihn ersetzt durch einen sehr viel weiter gefaßten Begriff:

Text = das sprachliche Gebilde überhaupt, dasjenige, was durch die Akte produktiver Performanz entsteht, sei es als akustisches Gebilde,

sei es graphisch festgehalten, und das nun dem Rezipienten angeboten wird (in sofort wieder vergehender Form oder in gespeicherter Form, über beliebige Zeit hin verfügbar). Mein „Text“ entspricht also dem, was Herr Schmidt „Textformular“ genannt hat. Ich verzichte bewußt darauf, im Gegensatz zu Herrn Schnelle (vgl. in diesem Band S. 54 ff.), weitere Bedingungen zu formulieren, die erfüllt sein müssen, damit ein sprachliches Gebilde ein Text ist (etwas spitz formuliert: damit es den linguistischen Ehrennamen „Text“ verdient und nicht etwa in die Klasse „Untexte“ oder „Nichttexte“ fällt).

B 2 Zur Rolle der Logik in der Linguistik

Nun einiges zur *Logik* und ihrem Stellenwert in der Arbeit des Linguisten und Textanalytikers.

Ich fürchte, daß ich von einigen unter Ihnen als ein Verächter der Logik betrachtet werde, weil ich immer wieder auf die *konstitutive Unschärfe* vieler vom Linguisten zu untersuchender Phänomene hingewiesen habe und auf das Vor-Logische und Über-Logische an der Sprache, und weil ich *nicht* die indirekte (von einem deduktiven logischen Entwurf ausgehende) Methode, die Herr Schnelle uns gestern empfohlen hat (vgl. S. 56 f.), als die einzig mögliche betrachte.

De facto fühle ich mich keineswegs als Verächter der Logik. Ich schätze bei einem Wissenschaftler nichts so sehr wie einen klaren logischen Aufbau seiner ganzen Methodik, und ich habe mich bemüht, in meinen Arbeiten einen solchen logischen Aufbau zu erreichen und nicht einfach vom nur-individuellen Sprachverständnis, von der vielzitierten „Intuition“ auszugehen. Ich war denn auch leicht überrascht, daß ein die Logik so hochschätzender Mann wie Herr Abraham in seinem gestrigen Vortrag so leichthin von seinem individuellen Sprachverständnis ausgegangen ist, nämlich bei der Bestimmung des semantischen Wertes von *Bett* (vgl. S. 110). Er brachte ja, wenn ich recht verstanden habe, das „Bett“ des Flusses und das Bett, in dem man schläft, so zur Deckung, daß er sagte, das Wesentliche an „Bett“ sei, daß es einen zwingt, in einer bestimmten Lage darin zu liegen.

Das scheint mir doch sehr angreifbar.

Doch zurück zum Grundsätzlichen. Ich gehe davon aus, daß in der *Methodik* alle Forderungen der Logik berücksichtigt werden müssen, daß wir aber *nicht* von vornherein eine Logik besitzen, die uns als eine *ideale Abbildung der zu erforschenden Verhältnisse selbst* dienen könnte. Ich sehe eben auch – und das hat sich gerade an dieser Tagung

sehr deutlich gezeigt – daß es *verschiedene Logiken* gibt, nicht nur eine einzige, und zwar nicht nur sich ergänzende Stufen von Logik (wie Quantoren-Logik, Junktoren-Logik, in der Terminologie meines Aachener Kollegen Thiel und damit wohl der ganzen „Erlanger Schule“), sondern daß es auch ganz offen *konkurrierende* Logiken gibt. Hie und da drängt sich mir fast der Eindruck auf, es gebe so viele Logiken wie Logiker. Dazu sehe ich bei allen meinen Kollegen der andern Fächer, den naturwissenschaftlichen wie den sozialwissenschaftlichen, daß in der Wissenschaftspraxis *niemand* vom Logikkalkül *ausgeht*, nicht einmal die Physiker und Mathematiker, mit denen ich in Aachen sehr engen Kontakt habe. Und auch was die Informatiker an Logik brauchen (ich habe einen in der Familie), das beschränkt sich praktisch auf das auch mengentheoretisch Darstellbare, auf die elementaren Junktionen und die damit verbundenen Wahrheitstafeln. Ich sehe insgesamt, daß Formalisierung (= Fassung in axiomatische Systeme und durchgehende logische Konstruierbarkeit) eine sehr *späte* Phase jeder Wissenschaft ist. Die Physik hat dazu mehrere Jahrhunderte gebraucht, die Astronomie drei Jahrtausende, und ich glaube ganz einfach, daß wir in der Linguistik *noch nicht so weit* sind; wir brauchen noch eine kräftige Phase *analytisch-empirischer Arbeit*, mit logisch fundierten *Methoden*, aber *nicht* mit logisch konstruierten *Resultaten*. Wann es soweit sein wird, daß wir mit Aussicht auf Erfolg formalisieren können, das läßt sich wohl heute noch kaum sagen – ich bin hier noch viel großzügiger mit der Zeit als vorgestern Herr Schmidt mit seiner Zahl von vierzig Jahren.

B 3 „Realitätsgerechtigkeit“ und „Faktizitätstreue“

B 3.1 Realität gegenüber Faktizität

Nun möchte ich Ihnen noch zwei für die Analyse zentrale Begriffe vorstellen, und zwar die Begriffe *Realitätsgerechtigkeit* und *Faktizitätstreue*, verstanden als *Eigenschaften* von Texten und als *Ansprüche*, die ein Textverfasser *mit* Texten stellt und die ein Textrezipient *an* Texte stellt oder auch ausdrücklich *nicht* stellt (ausführliche Behandlung in Textanalyse I S. 106–140).

Unter *Realität* verstehe ich den *Kausalitäts- und Prognose-Zusammenhang*, in dem wir alle leben und auf den wir uns verlassen in unserm Handeln, vor allem im außersprachlichen Handeln. Realität ist also nicht nur eine Menge von jetzt vorhandenen *Fakten*, sondern zugleich ein Gesamt von *Gesetzlichkeiten* und *Möglichkeiten*, also auch ein Ge-

samt von *Wahrscheinlichkeiten*, indem sich aus den jetzigen Zuständen nach aller unserer Erfahrung und Weltkenntnis die und die weiteren Zustände ergeben werden.

Demgegenüber verstehe ich unter *Faktizität* den tatsächlich an einem bestimmten Ort zu einem bestimmten Moment vorhandenen Zustand oder vorhanden gewesenem Zustand, das heißt die in diesem Moment an diesem Ort *verwirklichten* Möglichkeiten und *nur* sie. Diese Verwirklichungen können an sich sehr unwahrscheinlich sein: ich kann in einer Millionenstadt plötzlich einen Bekannten antreffen, den ich in einer kleinen Stadt, in der wir beide wohnen, jahrelang nicht mehr angetroffen habe. Faktizität hat also, im Gegensatz zu Realität, *nichts* mit Wahrscheinlichkeit zu tun. Demgemäß gibt es Faktizität nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit, Realität dagegen umgreift auch die Zukunft. Dafür ein zentrales Beispiel: daß jeder heute in diesem Raum befindliche zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort geboren worden ist, aufgewachsen ist, die und die Erlebnisse gehabt hat, das ist Faktizität. Daß jeder von uns eines Tages an einem bestimmten Ort sterben wird, das ist Realität; wann und wie es Faktizität wird, wissen wir nicht, und es ist wohl gut, daß wir es nicht wissen.

B 3.2 Realitätsgerechtigkeit gegenüber Faktizitätstreue

Den eben gegebenen Definitionen gemäß fasse ich nun *Realitätsgerechtigkeit* auf als eine *Eigenschaft eines Textes*. Ein Text ist dann realitätsgerecht, wenn ich mich auf ihn *verlassen kann* in meinem außersprachlichen *Handeln*, wenn nämlich jede (dem Textverfasser überhaupt bekannte) Abweichung von Realität oder Unsicherheit in der Beurteilung von Realität *ehrlich signalisiert ist*, z. B. durch rede-situierende Ausdrücke (*vielleicht, ich nehme an, man vermutet, ich lege mir das so zurecht, man schließt aus den bisherigen Erfahrungen*) oder durch konditionale Fassung (*wenn das und das eintritt, dann tritt auch ...*).

Entsprechend ist *Faktizitätstreue* als Eigenschaft eines Textes von seinem Emittenten her dann gegeben, wenn die Darstellung ehrlich und genau das enthält, was der Emittent wirklich über die Fakten erfahren hat, so weit ihm das überhaupt möglich war. Wenn er sich dabei getäuscht hat, ist das kein Minus an Faktizitätstreue als Forderung.

Die Faktizitätstreue ist also *enger* als die Realitätsgerechtigkeit. Ich gebe ein Beispiel. Die Person A wohnt als Mieter in einem Haus. Die Person B möchte dieses Haus kaufen und erkundigt sich in vorsichtiger Weise

bei der Person A, wie das Haus imstand ist. Die Person A gibt die Auskunft: „Das Haus braucht allerhand an Renovierungsarbeiten, es ist eben schon vor 30 Jahren gebaut worden“. Nun nehmen Sie an, daß der Mieter sich getäuscht hat und daß das Haus de facto erst 20 Jahre alt ist, nicht 30 Jahre. Dann ist die Antwort der Person A also (aus Unkenntnis) nicht faktizitätsgetreu, aber sie ist trotzdem realitätsgerecht – denn für die Realitätsgerechtigkeit kommt es nur darauf an, daß vermutlich die und die Renovierungsarbeiten anstehen werden und daß das beim Preis berücksichtigt werden muß.

B 3.3 Zur Feststellbarkeit von Realitätsgerechtigkeit u. Faktizitätstreue

Nun ist es sehr wichtig, daß diese beiden Eigenschaften von Texten, die Realitätsgerechtigkeit und die Faktizitätstreue, *nicht textintern festzustellen sind*. Es gibt *kein* linguistisches Verfahren (auch nicht den Gebrauch von Perfekt und Präteritum, den Jost Trier in seinem Vortrag am Germanistentag 1964 dafür bemühen wollte) um festzustellen, ob jemand ehrlich und faktizitätsgetreu gesprochen und geschrieben hat oder nicht. Faktizitätstreue wie Realitätsgerechtigkeit kann nur geprüft werden durch Prüfung der *ganzen Situation*, durch weiteres sprachliches und ggf. außersprachliches Handeln. Banales Beispiel: die Realitätsgerechtigkeit eines Kochrezepts kann man nur überprüfen, indem man das betreffende Gericht kocht und dann davon ißt. Wissenschaftliches Beispiel: die Faktizitätstreue einer historischen Darstellung ist nur überprüfbar durch Beizug von Parallel-Texten, durch Vergleich mit den Quellen, durch Bodenfunde usw.

Sie wissen ja auch alle, daß viele Romane und Novellen (vor allem aus dem 19. Jh.) mit einer Quellenberufung anfangen, also scheinbar Faktizitätstreue beanspruchen („Diese Geschichte las ich in einem alten Pergament...“). Jeder Leser weiß aber, daß solche Quellenberufungen in aller Regel fiktiv sind, daß man sie gerade *nicht*, mindestens nicht unbesehen, als Garanten für Faktizitätstreue annehmen darf.

Und auch das Umgekehrte gibt es bekanntlich. In dem „Buch der Leidenschaft“ von G. Hauptmann (1930) wird nach einem völlig fiktiven Vorspann sehr faktizitätsgetreu beschrieben, wie Hauptmann dazu kam, sich von seiner ersten Frau (im Buch Melitta genannt) scheiden zu lassen, um seine zweite Frau (im Buch Anja genannt) zu heiraten. In der erst aus dem Nachlaß veröffentlichten Fortsetzung unter dem Titel „Neue Leidenschaft“ (1966) stellt Hauptmann dar, wie auch diese zweite Ehe gefährdet wurde, als er die Schauspielerin Ida Orlowski (im

Buch Minka genannt) kennen lernte. Das Leben von Ida Orlowski kann man aus Briefen, Tagebüchern und Berichten recht genau rekonstruieren. Wir haben also hier den Fall, daß nach verfremdendem Vorspann und unter verfremdenden Namen sehr genau (bis zur Indiskretion), also eben: sehr faktizitätsgetreu berichtet wird. Und – um noch ein mir näher liegendes Beispiel zu wählen – in dem als Roman deklarierten „Grünen Heinrich“ von Gottfried Keller steckt neben aller romanhaften Erfindung mehr autobiographische Faktizität als in vielen Büchern, die klar als Autobiographien geschrieben worden sind. Soweit diese beiden Begriffe, und nun zu den Texten, deren gemeinsame Betrachtung heute ja die Hauptsache sein soll.

C Praktischer Teil des Vortrags, mit Texten und Verstehensreaktionen

C 1 Beschreibung der Rezeptionssituation

Es wird nun ausgeteilt: die ersten 11 Seiten des Büchleins „Fabeln“ von Heinrich Pestalozzi (1746–1827), und zwar im Faksimile der 2. Auflage (Basel 1803). Die 11 Seiten sind auf 3 A 4-Seiten zusammengestellt. Der Vortragende bittet die Tagungsteilnehmer, während des Austeilens ihre Reaktionen auf die Nennung des Autors (Pestalozzi) und des Buchtitels (Fabeln) aufzuschreiben und damit die eigene Ausgangssituation gegenüber dem Text festzuhalten, z. B. in den Stichworten „mir bekannt – mir unbekannt – ich erwarte das und das – ich habe gar keine konkret gerichtete Erwartung“. Die zweite Auflage wurde gewählt, weil der Vortragende von der ersten Auflage (Basel 1797) kein Faksimile beschaffen konnte. Zugleich kündigt der Vortragende an, daß auch die entsprechenden Seiten der 3. Auflage (1823) zur Verteilung bereitliegen und daß diese dritte Auflage sich dadurch auszeichnet, daß Pestalozzi dort Kommentare zu seinen eigenen Fabeln beigegeben hat.

Ich möchte aber diese Kommentare jetzt noch nicht austeilen, sondern es als eine begrüßenswerte Experiment-Situation betrachten, daß wir zuerst an der unkommentierten zweiten Auflage arbeiten und daß wir dann prüfen können, ob wir das getroffen haben, was Pestalozzi selbst in der dritten Auflage (20 Jahre nach der zweiten, 26 Jahre nach der ersten) als *mögliche* Deutung seiner eigenen Fabeln gibt. Ich füge ehrlichkeitshalber hinzu, zugleich zu Ihrer Beruhigung: zu der schwierigen Fabel „Der Raupenfänger“, an deren Lektüre wir jetzt gleich gehen wollen, habe ich vor etwa einem Jahr den von Pestalozzi in seiner dritten Auflage gegebenen Kommentar gelesen. Ich weiß aber heute nur noch, daß in diesem Kommentar etwas ganz anderes stand als das, was *ich* der Fabel entnommen hatte. Ich habe also – zum Vorteil unseres Experiments – das von Pestalozzi selbst angegebene Verständnis der Fabel wieder völlig vergessen, und ich habe den Kommentar absichtlich

nicht mehr nachgelesen, damit ich hier in möglichst ähnlicher Situation vor diesem Text stehe wie Sie alle. Ich bitte Sie also – gerade mit allem, was Herr Hillmann gesagt hat (vgl. S. 128 f.) im Ohr – an die Seite 10 heranzugehen. Sie lesen „FABULA DOCET“ als Überschrift, und darunter als Nummer 1 „Der Raupenfänger“. Jetzt bitte ich, daß wir diesen Text *nicht* von jemandem vorlesen lassen, sondern daß Sie alle ihn still für sich lesen und daß Sie alle sogleich Ihre Eindrücke notieren, Ihre Verstehensschwierigkeiten, gegebenenfalls Ihre Lösungsvorschläge: „Ach, das könnte so sein.... so könnte das gemeint sein, ich verstehe das als.....“. Nachher werde ich dann einige von Ihnen bitten, uns Ihre Notizen zur Verfügung zu stellen, durch Vorlesen, damit wir einen Ausgangspunkt für die Verstehensdiskussion haben.

C 2 Text und erste Reaktionen; Genaueres zum Vorgehen

F A B U L A D O C E T.

I

Der Raupenfänger.

Sie flog vor ihm als Schmetterling einher.
Er jagte ihr durch Feld und Flur nach;
aber das Volk, das die Erde baute,
klagte, er verderbe ihm mit seinem Thun
sein Gras und sein Korn.

Sie kroch vor ihm auf dem wachsenden
Kohlstocke, auf dem blättervollen Baume
und an der grünenden Hecke; er haschte sie
wieder; — aber sie starb in seiner Hand
und er warf sie als ein faulendes Mas weg.

Jetzt hieng sie am sich entblätternden
Baume und an den kahlen Wänden des
Hauses — er haschte sie noch einmal und
wartet jetzt bis ihre todte Larve für ihn
sicher erwacht.

Der Vortragende weist nochmals darauf hin, daß es zunächst nur um den Text „Der Raupenfänger“ gehen soll und daß der noch hübschere zweite Text „Der Menschenmaler“ vielleicht nachher noch dazugenommen werden kann. Nach einer kurzen Zeit des stillen Lesens der Tagungsteilnehmer gibt er noch folgende Hinweise:

Ich glaube schon aus den ersten Beobachtungen zu sehen, daß hier ein Text vorliegt, der Herrn Hillmanns Anforderungen sehr entgegen kommt. Sie müssen nämlich sehr viel von sich aus dazu tun, um ihn zu verstehen. Genau diesen Prozeß des Verstehens durch eigenes Dazutun möchte ich gern etwas bewußt machen, und ich bitte Sie daher, Ihre Lösungseinfälle, möglichst Ihre ganzen Verstehensgänge so genau wie möglich zu notieren, alles gerade so, wie es ihnen spontan einfällt, ohne jede Zensur. Bitte fühlen Sie sich dabei nicht wie auf der Couch des Psychoanalytikers, sondern sehen Sie sich ganz schlicht als jemanden, der einen Text verstehen will – und das immer wieder zu tun, gehört ja zum Beruf des Germanisten. Und haben Sie keine Bedenken, Sie könnten am Ende mit Ihren Einfällen nicht genau das treffen, was der Autor Pestalozzi mit dieser Fabel auch wirklich gemeint hat. Wir sind ja hier nicht in einem Examen wie es nicht sein sollte (wo nämlich der Prüfer im voraus weiß, was der Prüfling aus einem Text herauszuholen hat), sondern wir sind in einer linguistischen Experiment-Situation, in der es darauf ankommt, einfach festzuhalten, was *uns* einfällt, was *wir* im Text sehen, ohne jede Angst, es könnte nicht das Richtige sein. Bei solcher Ehrlichkeit dürfte sich dann mit hoher Wahrscheinlichkeit die Ausgangshypothese bestätigen (siehe oben S. 117), daß verschiedene Rezipienten auch beim gleichen Text und in gleicher Rezeptionssituation recht Verschiedenes aus dem Text entnehmen, daß sie den Text verschieden verstehen.

C 3 Verschiedene Verstehensgänge von Tagungsteilnehmern

Es folgen etwa 5 Minuten stilles Lesen und Notieren der Tagungsteilnehmer. Der Vortragende weist noch darauf hin, daß bei einer systematischen Analyse, etwa in einem Kurs mit Studenten, erheblich mehr Zeit gegeben werden müßte, daß aber bei diesem Vortrag, wo es nur auf die Demonstration der Grundphänomene ankommt, diese Zeit gespart werden kann. Auf die Bitte des Vortragenden hin werden nun aus dem Kreis der Tagungsteilnehmer folgende Reaktionen und Verständnisse geschildert:

Prof. Knobloch (Bonn):

Vielleicht kann ich mit meinen Gedanken zu dieser Diskussion etwas beitragen. Es war mir nicht leicht, da ich nicht gerade allzuviel mit älterer deutscher Literatur arbeite, mich in den Autor hineinzulesen. Es

brauchte einige Zeit, bis ich überhaupt wußte, was gemeint war, bis ich auf den Kern der Fabel gekommen bin. Es hat mir vor allem der Fabelstil Schwierigkeiten gemacht. Daß hier umständlich (wie es wohl die Zeit erforderte) gesagt wird *das Volk, das die Erde baute* für den Landwirt, der hier Flurschaden durch den Raupenfänger befürchtet – da mußte ich erst dahinter kommen. Es ist vielleicht biblischer Stil, ein kurzes Substantiv so durch einen ganzen Relativsatz zu ersetzen, und wir verstehen das heute nicht auf Anhieb, zumindest hatte ich hier Verständnisschwierigkeiten. Ich glaube, daß mir erst das vorletzte Wort den Sinn des ganzen Textes erschlossen hat, eben gerade dieses *sicher*. An *sicher* assoziierte sich dann: Aha, der sichere Erfolg. Der sichere Erfolg ist nicht gegeben im unmittelbaren Erblicken des Erfolgsobjekts, weder als Schmetterling noch als Raupe, sondern Erfolg zu haben erfordert seine Zeit. Und diese Zeit ist in der Fabel hineingelegt in den Entwicklungsprozeß der *Larve*. Die Larve ist also zentral. Fazit vielleicht (wie es Lafontaine getan hätte, der jeweils am Schluß der Fabel die Belehrung formuliert): Merke dir also, junger Knabe, der du das liest, nicht jeder Versuch führt zum Ziel, sondern erst durch Schaden wird man klug, beim dritten Mal hast du Erfolg, wenn du bereit bist zu warten.

Prof. Heinrichs (Berlin), der bewußt erst einmal das Vordergründige klarstellen will, in der Erwartung, daß andere noch genug tiefsinnige Deutungen beisteuern werden:

Ich habe mir keine Notizen gemacht, aber ich möchte die Sache etwas schlichter sehen. Der Mann will einen Schmetterling haben, er jagt einem Schmetterling nach, aber die Bauern beklagen sich, er zertrete ihre Felder. Er sagt sich: Gut, dann nehme ich eine Raupe. Er nimmt die Raupe, aber er zerdrückt sie dabei, sein Interesse ist erloschen und er wirft sie weg. Dann sieht er, wie eine Raupe sich verpuppt, an einem Faden hängt, und da denkt er: Aha, so krieg ich dich, warte...

Auf eine Zwischenfrage des Vortragenden hin ergibt sich, daß keiner der Tagungsteilnehmer den Text vorher gekannt hat. Der Vortragende berichtet, daß auch er erst auf den „Raupenfänger“ gestoßen ist, als er den Kontext zur Fabel „Der Menschenmaler“, die ihm anderswo begegnet war, genauer ins Auge faßte.

Prof. Hillmann (Hamburg):

Ich habe den Text auch nicht gekannt, möchte aber gleich hinzufügen, daß mir die zeitliche Einordnung (die Aufklärung) den Horizont gab, an dem ich den Text festgemacht habe.

Ich habe sequentiell versucht zu verstehen, also Satz für Satz, nicht gleich das Ganze gelesen. Beim ersten Satz habe ich eigentlich gedacht, jetzt kommt eine Wielandgeschichte, wo ein Schmetterling eine verwandelte Frau ist, der er hinterher jagt. Dieser Eindruck – es ist ja 18. Jahrhundert! – wurde sogleich abgebrochen, als ich zu dem Ausdruck kam *das Volk, das die Erde baute*. Das ist so global, daß diese Liebes-situation da nicht mehr möglich ist, und ich merkte, daß der Schmetterling offenbar eine Idee ist oder ein Ideal oder so etwas, weil es hier so global gemacht wurde.

Der Vortragende stellt fest, daß bei den Wörtern *Idee, Ideal* ein Nicken durch die Versammlung geht, daß also offenbar viele auch so oder ähnlich verstanden haben.

Darauf Hillmann weiter:

Bei diesem Satzbruch, da wurde ich aufmerksam, daß hier offenbar etwas parabolisch ist, es fiel mir da erst ein, daß es ja eine Fabel ist, wo ich so etwas auch zu erwarten habe. Ich bin dann weitergegangen und stellte fest: Also das Volk hat etwas dagegen, daß er das macht. Beim zweiten Absatz habe ich sofort an Lessing gedacht: „Wenn Gott in der Rechten die Wahrheit, in der Linken das Streben nach der Wahrheit hielte – ich fiele ihm mit Demut in die Linke.“ also: Die Wahrheit, die ich in Händen habe, ist mir nichts wert, ich will sie ewig erlangen. Das erreichte Ideal, was ich habe, das ist mir nichts wert, ich will es ewig suchen. Und da habe ich (ich = Hillmann) zum erstenmal zeitgenössisch böse reagiert: ich mag Leute nicht, die erreichbare Ideale nicht verwirklichen, um unerreichbaren nachzujagen.

Ich stelle fest, daß hier *Sinn* und *Bedeutung* sich unterscheiden. Meine Abneigung gegen diese Dinge (d. i. gegen Leute, die erreichbare Ideale mißachten und unerreichbaren nachjagen) ist „Sinn“, die historische Rekonstruktion, die ich vornehme, ist „Bedeutung“.

Im letzten Absatz wird nun vollkommen klar: es wird eine Hoffnung postuliert; die Verwirklichung ist nicht möglich, aber die Hoffnung „es wird kommen“, diese Hoffnung ist da, und zwar wird es *sicher* kommen. Das wird nun noch naturgeschichtlich abgesichert, nämlich: eine Larve wird immer ein Schmetterling.

In der Wirklichkeit ist das natürlich nicht so, mir fiel dabei sofort der Satz von Horckheimer ein: „Von Vernunft setzt sich nur soviel durch, wie wir durchsetzen“, während hier sozusagen die Vernunft *sich* durchsetzt, also eine typisch aufklärerische Angelegenheit, und auch da hatte ich wieder meine entschiedenen Bedenken Insgesamt: es war ein

rein sequentielles Lesen, wo sich so allmählich die beiden Horizonte *Bedeutungserschließung* und *Sinnerschließung* für mich herstellten – wobei ich keineswegs jetzt damit, und das war wichtig, die Aufklärung abgewertet haben wollte. Ich möchte wohl unterschieden wissen zwischen meiner *Sinn*-Reaktion, die für heute gilt, und meinem *Rekonstruktionsvorgang*, der der Aufklärung sehr sympathisierend gegenübersteht. Das war sozusagen eine Absicherung gegenüber diesem rüden Umgang mit dem Text.

Prof. Heringer (Tübingen) – wegen zu großer Entfernung vom Mikrophon nicht immer verständlich auf dem Tonband:

Ich habe für den Schmetterling eingesetzt: die Wissenschaft. Viele Leute begnügen sich damit, die Wissenschaft als Larve zu haben (ein Surrogat), in der Hoffnung, daß aus dieser Larve irgendwann einmal ein Schmetterling wird.

Zu dem Ausdruck *das Volk, das die Erde baute*: das verstand ich nicht nur als die, die die Erde *bebauen*, sondern auch als die, die die Realität konstruieren, die „ändern“, die Leute, die im Leben stehen und die dann gestört werden durch die Wissenschaftler, die ihrer Wissenschaft nachjagen

Prof. Wiegand (Marburg):

Ich kann solche Fraktur-Texte nicht so gut lesen, ich habe rein technische Schwierigkeiten gehabt. Da steht ein Strich vor dem *d* (= vor dem drittletzten Wort in der dritten Zeile), dann mußte ich zurücklesen und warum steht ein *ie*, da unten in „hing“ (dritter Absatz, erste Zeile, zweites Wort) an diesen Erscheinungen der Ausdrucksseite der Sprache, die offensichtlich auch ein inhaltliches Verstehen zumindest verzögern können, bin ich hängen geblieben und gar nicht zu einem Verständnis gekommen

Der Vortragende hakt hier gleich ein und stellt fest, wie wichtig es ist, mit einem Schichtenmodell der Sprache zu arbeiten: Schwierigkeiten in der Graphie und Schwierigkeiten in der Phonomorphie (der Lautung) können sich in ganz andern Bereichen auswirken und das Verstehen hemmen. Dazu eine etwas bisige Bemerkung: bei Studenten ist es oft so, daß sie an sich Verstehensschwierigkeiten mit dem *Ganzen* haben und dann glücklich sind, wenn sie irgendwo einen graphisch sichtbaren Anhaltspunkt finden, an dem sie ihre Verstehenshemmung festmachen und eine Frage anbringen können.

Prof. Riesel (Moskau):

Ich will nur noch etwas ergänzen.

Ich bin mit der Interpretation „Ideal“ vollständig einverstanden, das war auch mein erster Gedanke. Aber ich würde noch den *Didaktiker*,

den *Erzieher* Pestalozzi mehr herausstreichen. Denn ohne Ideal kann man nicht leben. Es muß eine Wiedergeburt geben, ohne Ideal kann der Mensch nicht leben.

Der Vortragende dankt für die Beiträge und freut sich besonders, daß Frau Riesel auf den *Pädagogen* Pestalozzi hingewiesen hat, den man heute nur noch wenig kennt. Er fügt hinzu, noch weniger kenne man allerdings den *Politiker* Pestalozzi – die Fabeln seien nämlich ausgesprochen *politische* Texte gewesen, nicht etwa für Kinder bestimmt. Dann lenkt der Vortragende zum Grundsätzlichen der Textanalyse zurück:

C 4 Eine Technik zur Gewinnung eines intersubjektiven Rahmenverständnisses

Es könnte nun der Eindruck entstanden sein, daß aus *jedem* Text *alles* werden könne, daß beim Verstehen die reine Willkür herrsche. Ich möchte daher ein linguistisches Verfahren vorführen – ganz kurz, wegen der fortgeschrittenen Zeit – das nun dasjenige, was Herr Hillmann „Bedeutung“ nennt, etwas systematischer zu fassen gestattet. Es ist die Technik, zu jeder größeren vom Autor stammenden Segmentierungseinheit – hier also zu jedem Alinea – eine abstrahierende Zusammenfassung zu erstellen, indem man absieht von den einzelnen Nennungen und nur auf die abstrakte Struktur des Ganzen zielt. Das sieht für das erste Alinea (zwei Sätze auf viereinhalb Zeilen) etwa so aus:

Alinea 1: Jemand möchte etwas zu fassen bekommen (nämlich den Schmetterling), das sich in unregelmäßigen Bahnen und schwer faßbar vor ihm bewegt. Er stört dabei viele seiner Mitmenschen (ich könnte hinzufügen: diejenigen, die der praktischen Arbeit nachgehen), und sie machen ihm Vorwürfe wegen seines für sie sinnlosen Tuns.

Sie sehen ganz deutlich, *wieviel* Verstehensbeitrag bei einer solchen Arbeit der Rezipient selber zu liefern hat und wie schwer es unter Umständen ist, immer die gleiche Abstraktionshöhe einzuhalten. Wenn wir mehr Zeit hätten, hätte ich Sie jetzt gebeten, für Alinea 2 und Alinea 3 eine entsprechende abstrakte Zusammenfassung selbst zu schreiben, und wir hätten die Ergebnisse verglichen. Da die Zeit dafür fehlt, führe ich Ihnen nur vor, was sich für mich ergeben hat.

Alinea 2: Dasselbe bewegt sich nun in anderer Gestalt vor ihm, sehr langsam; er kann es jetzt ergreifen, aber er hat nichts davon, denn es verliert in seiner Hand den Wert, den es vorher hatte.

Anmerkung dazu: vorausgesetzt ist, daß der Leser die Metamorphose

von Schmetterlingsei–Raupe–Larve–Schmetterling kennt und weiß, daß eine Raupe in gewissem Sinn dasselbe ist wie ein Schmetterling. Man könnte auch noch weitergehen und mit Heinrichs sagen: er hat in unangemessener Weise nach dem Erstrebten gegriffen und es damit so gleich zerstört, darum hat es seinen Wert für ihn verloren.

Alinea 3: Das vorher Gesuchte liegt nun nochmals in anderer Gestalt vor, scheinbar tot. Er ergreift es wieder, aber er verzichtet nun darauf, es nach seinem Willen lebendig zu machen, und er hofft zuversichtlich, daß es sich auf diesen seinen Verzicht hin sich ihm von selber erschließen wird, in einem Moment, den *nicht er* zu bestimmen hat.

Wenn Sie nun die Ergebnisse für alle drei Alineas zusammennehmen, haben Sie die abstrakte Form dieser Fabel und damit einen festen Rahmen, in den sich alle einzelnen Verständnisse (als spezielle Semantisierungen, als Substitution verschiedener konkreter Inhalte an die abstrakten Stellen, z. B. „die Wissenschaft“, „das Ideal“) einordnen lassen müssen.

Dabei ist der methodische Weg zur Gewinnung von Intersubjektivität (wir können ihn heute nicht gehen, aus Zeitmangel, ich deutete es schon an) der, daß diese Herstellung einer abstrakten Gesamtform, diese „Superierung“ *nicht nur von einem Einzelnen* nach seinem persönlichen Verstehen vorgenommen wird, sondern *von einer ganzen Gruppe* von Rezipienten, und zwar indem zuerst von jedem für sich allein eine Fassung erstellt wird und dann alle individuellen Fassungen verglichen werden, mit Zustimmung und Widerspruch, mit Lernakten bei allen Beteiligten, bis man sich auf eine Fassung geeinigt hat, der jeder zustimmen kann (d. h. in der jeder das ihm zentral Erscheinende genügend berücksichtigt sieht). So ergibt sich ein Rahmenverständnis als der *Deckungsbereich vieler Einzelverständnisse*, und das Rahmenverständnis ist nicht mehr nur subjektiv, sondern intersubjektiv. Es ist freilich zunächst *nur* bezogen auf diejenigen, die daran mitgewirkt haben. Wenn man aber so etwas mit 20 oder 30 klugen und kritischen Leuten macht, z. B. mit einem Seminar, dann kommt man ziemlich bald zu einem Deckungsbereich, der dann nicht nur für diese Gruppe standhält, sondern auch für einen viel größeren Kreis, ja praktisch für alle Rezipienten, die der gleichen Zeit und Kultur angehören.

C 5 Zur Wichtigkeit der ersten Eindrücke und ihrer Fixierung

An diesem Punkt stellt Hillmann fest, daß diese Technik als eine „Reformu-

lierung des Textes mit Hilfe systematisch geführter Paraphrasen“ anzusehen ist und daß sie noch verfeinert und objektiviert werden kann, wenn man die Faktoren genau anzugeben vermag, die man dabei benutzt. Er fragt nun, ob der Vortragende diese Technik *sofort* im Verstehensgang einsetzen will oder ob er auch eine Erhebung der spontanen ersten Eindrücke vorausnimmt (wie Hillmann es fordert und in seinem Vortrag gezeigt hat). Darauf der Vortragende:

Nein, die Reformulierung steht natürlich nicht am Anfang, sondern ich beginne grundsätzlich damit, daß jeder Beteiligte seine individuellen Eindrücke, Verstehensreaktionen, Schwierigkeiten etc. notiert – wie wir das heute hier auch gemacht haben. Ich habe über diesen Punkt große Diskussionen mit unsern Studenten gehabt. Die wollten nämlich am Anfang gar nicht recht herausrücken mit ihren ganz individuellen, spontanen Eindrücken, und sie begründeten das mit dem Argument: diese ersten Eindrücke sind doch alle so subjektiv, die haben doch keine wissenschaftliche Bedeutung, wir wollen doch zu einem objektiven Verstehen vordringen und unsere bloßen Subjektivitäten möglichst schnell hinter uns lassen. Beiläufig gesagt: Sie sehen, was für brave und objektivitätsgerichtete Germanisten wir in Aachen haben. Nur stimmt das Argument an einer entscheidenden Stelle nicht. Es ist durchaus nicht unerheblich, sondern im Gegenteil von größter Bedeutung für die Inter-subjektivität, daß man sich die ersten, rein subjektiven Eindrücke *ganz ehrlich bewußt macht* und sie auch den andern an der Analyse Beteiligten zugänglich macht. Diese ersten Eindrücke spielen nämlich bei allem späteren Verstehen und aller Analyse doch mit, ob man das will oder nicht. Wenn man sie aufschreibt und sie sich und andern ehrlich bewußt macht, kann man viel besser von ihnen abstrahieren, als wenn sie unerkannt und unbedacht im Spiel bleiben, als eine Variable, die bei jedem Beteiligten wieder anders sein kann, ohne daß man es weiß und vor allem ohne daß man systematisch darauf achtet.

Soviel zu der vorauszuschaltenden Phase „Fixierung der ersten Eindrücke, um sie diskussionsfähig zu machen und sie nicht als unerkannte Variable mitspielen zu lassen“.

C 6 Pestalozzis Kommentar von 1823 zum „Raupenfänger“; Rezipienten-Bezogenheit dieses Kommentars

Und nun zu Pestalozzis eigenem Kommentar von 1823. Es ist dabei zu bedenken, daß hier ein Autor Texte kommentiert, die er vor 40 Jahren geschrieben hat (zwischen 1780 und 1790, und den Kommentar schreibt er nach 1820). Pestalozzi präsentiert denn auch seine Kommentare nicht

als *die* richtige Auffassung seiner damaligen Texte, sondern nur als *eine* Auffassung neben *andern möglichen* Auffassungen, die seine Leser selber entwickeln können, ja *sollen*, und die ebensoviel Recht haben wie die Auffassung des Autors selbst. Solche Zurückhaltung eines Autors mag heute verwunderlich, ja unwahrscheinlich erscheinen, und ich gebe daher die zwei diesbezüglichen Sätze aus der Vorrede von 1823 in Wortlaut (Hervorhebungen und Klammer-Einschübe von mir):

„... Ich habe deßnachen, *ohne demjenigen im geringsten vorgreifen zu wollen, was ein jeder beim Lesen dieser dieser Schrift gerne selber denkt*, dennoch gut gefunden, in dieser neuen Ausgabe hie und da einen Wink zu geben, in welcher Ausdehnung oder in welcher Beschränkung ich *meine Figuren* (Figuren = die Fabeln, gemäß dem Titel der 3. Auflage: „Figuren zu meinem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens“) *selber ins Auge gefaßt habe*. Zu diesem Endzwecke, und auch damit diejenigen meiner Leser, die in diesen Figuren gar nichts zu denken finden möchten, *wenigstens auf eine, wenn auch einseitige Ansicht dessen, was sich dabei denken läßt, hingeführt werden*, habe ich gut gefunden, fast einer jeden dieser Figuren ... einen meist ganz kleinen Zusatz bezufigen, der den Leser *wenigstens von einer Seite* auf das Wesentliche des Gesichtspunkts, den ich bei jeder Figur selber im Auge hatte, aufmerksam zu machen, geeignet ist.“

Ich verzichte darauf, die Parallelen zu ziehen, die sich zu den Ausführungen von Hillmann ergeben, und gehe gleich über zu Pestalozzis Kommentar zum „Raupenfänger“, wobei ich mir gestatte, meine eigenen Kommentare gleich in Klammern in den Text einzuschalten.

Pestalozzi 1823: „Wenn du die Wahrheit suchst, so jage ihr nicht nach, hasche nicht nach ihr, warte ihrer in Liebe, Ruhe und Geduld“.

(*Kommentar 1973*: Sie sehen, hier ist es nicht die Wissenschaft wie bei Herrn Heringer und nicht eine Frau wie bei der ersten Vermutung von Herrn Hillmann, sondern die *Wahrheit*. Mit dem *Ideal* von Herrn Hillmann und Frau Riesel sind wir dem ganz nahe gekommen).

Pestalozzi 1823: „Thust du dieses, sie kommt selbst zu dir; sie klopft an deiner Thüre an und will Wohnung bei dir machen; besonders aber jag’ ihr nicht nach, wenn sie vor dir in den Lüften schwebt, und von dir weg fliegt. Jagst du ihr dann nach, so zertrittest du mit deinen Jagdsprüngen nach ihr, Segenswahrheiten, die du schon im Besitz hast, und die dir ohne alles Maaß mehr werth sind, als die, denen du nachjagst“.

(Kommentar 1973: Sie sehen, „das Volk, das die Erde baut“, das sind gar nicht nur die Banausen, die nichts übrig haben für das Ideal, sondern es sind tatsächlich diejenigen, die das Leben aufrecht erhalten – und mit Bezug auf die Vernachlässigung erreichbarer Ideale zugunsten von unerreichbaren ist Pestalozzi genau der Meinung, die Herr Hillmann vertrat und mit der er sich im Widerspruch zu dem Text von Pestalozzi glaubte.)

Pestalozzi 1823: „Am allerwenigsten reisse die Wahrheit, wenn sie vor deinen Augen, zu deinen Füßen gedeiht, mit hartem, frevelm Gewalt (Gewalt: bei Pestalozzi ein Maskulin) von dem Platze weg, auf dem sie Nahrung findet, um sie, ohne Rücksicht auf ihre Nahrung, hinzutragen, wo es dich gelüstet (hier die genaue Ausdeutung des Bildes der Raupe auf dem Kohl). Thust du dieses, so wird sie in deiner Hand zum stinkenden Aas. Nur allein, wenn du der Wahrheit, in welchem Zustand sie auch vor dir steht, wäre es auch in einer todt scheinenden Hülle, mit *Ruhe, Geduld und Liebe wartest, bis sie für dich sich zum Leben entfaltet*, nur dann wird die Wahrheit, die du suchst, heilige, segnende Wahrheit, nur dann wird sie für dich wirkliche Wahrheit seyn.

(Kommentar 1973: Bitte beachten sie die Betonung des „für dich“: „*für dich* entfaltet sie sich zum Leben, *für dich* wird sie wirkliche Wahrheit“ – das korrespondiert genau mit der Forderung nach *individuellem Nachvollzug* des im Text Angebotenen, nach *eigenem Dazudenken* zu dem vom Autor Gegebenen, also in moderner Terminologie nach „Aktivität des Rezipienten“).

C 7 Verschiedene Textsorten im gleichen Kontext

Das war der Kommentar von 1823, und ich überlasse es Ihnen, dieses Verständnis (das ausdrücklich nur als *ein* Verständnis angeboten wird, *nicht* als verbindlich, obwohl es das Verständnis des Autors selbst ist) mit Ihren verschiedenen eigenen Verständnissen und mit dem abstrahierend entwickelten Rahmenverständnis (siehe oben S. 131 f.) in Beziehung zu setzen. Dafür möchte ich noch kurz auf zwei weitere Texte eingehen, die im gleichen Zusammenhang stehen, aber einer *anderen* Textsorte angehören und die dann auch dazu einladen, nochmals auf die Begriffe „Faktizitätstreue“ und „Realitätsgerechtigkeit“ zurückzukommen.

Sie finden auf den Seiten 3 und 4, außerordentlich knapp gefaßt, die *Vorrede* (die so schon in der Erstaussgabe von 1797 stand):

V o r r e d e .

Was soll ich zu diesen Bogen sagen?

Wenn du nichts zu ihnen hinzudenkst, Leser! so wirst du ihre Einfalt unerträglich finden;

Wenn aber deine Erfahrungen ähnliche Gefühle bey dir rege machen werden, mit denjenigen die mich belebten, da ich sie hinwarf, so wirst du ihre Einfalt lieben.

Du wirst sie aber auch haßen, wenn die Beschränktheit eines Kopfs ohne Grundsätze dich verleiten wird, das was ich für das Menschengeschlecht wahr fand, für etwas anzusehen, das ich eigen von der Nase deines Herrn Betters oder deiner Frau Baase abklopert habe.

Sie sehen, wie rhetorisch raffiniert diese Vorrede aufgebaut ist: sie präsentiert sich als Frage, die der Autor in Gegenwart des Lesers sich selber stellt (in Alinea 1) und als dreifach gestufte Antwort auf diese Frage, wobei der Autor den Leser direkt anspricht, und zwar mit einer negativen Feststellung in Alinea 2, einer positiven Feststellung in Alinea 3 und einer besonders wichtigen negativen Feststellung, die zugleich eine Warnung enthält, als Alinea 4. Der Umfang wird von einem zum andern Alinea größer, und es ergibt sich folgende Stufung der Feststellungen:

- (Alinea 2) die Einfachheit dieser Texte *unerträglich finden* (wenn man als Leser nicht selber etwas dazudenkt).
- (Alinea 3) diese gleiche Einfachheit *lieben* (wenn nämlich durch die Lektüre der Texte eigene entsprechende Erfahrungen bewußt verarbeitet werden, in einer Art Identifikation; „Gefühl“ ist im 18. Jh. keineswegs ein Gegensatz zu bewußter Verarbeitung).
- (Alinea 4) die Texte *hassen* (wenn man sie auf Faktizitätstreue hin liest, statt auf Realitätsgerechtigkeit, und wenn man infolge dieser unterstellten Faktizitätstreue die Texte als negative Porträtierung von eigenen Angehörigen liest).

Ich brauche wohl nicht noch ausdrücklich darauf hinzuweisen, wie sich diese Einstellung zum Leser mit dem deckt, was uns Herr Hillmann als die Praxis der Text-Rezeption vorgeführt hat. Dagegen scheint es mir fruchtbar, die beiden Textsorten „Vorrede zu einem Buch“ und „Fabel“ (oder „Figur“) einander gegenüberzustellen.

C 7.2 Realitätsgerechtigkeit und Faktizitätstreue bei Fabel („Figur“) und Vorrede

Daß die Fabel nicht faktizitätsgetreu sein will, wohl aber realitätsgerecht, das liegt auf der Hand; es wird nicht nur von Pestalozzi in seiner Vorrede gesagt, sondern ist allgemein bekannt. Die Fabel ist daher wohl eine der Textsorten, die *am meisten* Leerstellen lassen, in die jeder Leser das einsetzen kann, was *ihm* am nächsten liegt. Die Fabel ist also, wenn man das so sagen kann, eine der *fiktionalsten* von allen möglichen Textsorten. Sie stellt einen recht *geringen Eindeutigkeitsanspruch*. Wie ist es aber mit der Vorrede? Obwohl hier ein Gespräch mit dem Leser fingiert wird, gibt es *viel weniger* frei ausfüllbare Leerstellen als in der Fabel. *Hier* soll der Leser nicht primär etwas dazudenken, son-

dern hier soll er in erster Linie *Kenntnis nehmen von dem, was der Autor wirklich will und denkt*, und er soll sich in seiner Lektüre (in der Benutzung des Textes) davon leiten lassen. Hier liegt also, trotz allen fiktionalen Elementen im einzelnen, eine *direkte* Mitteilung an den Rezipienten vor, *nicht* ein Angebot eines Textes zum freien eigenen Gebrauch. Demgemäß erhebt auch eine Vorrede und ein Vorwort ganz allgemein nicht nur einen hohen Eindeutigkeitsanspruch, sondern auch den Anspruch auf Faktizitätstreue, z. B. wenn der Verfasser sagt, wann er sein Buch geschrieben hat, wer ihm dabei geholfen hat, wem er dankt usw.

Natürlich *kann* auch ein solches Vorwort anders verstanden werden, als es gemeint ist, infolge von historischer Distanz oder rein menschlicher Distanz – aber das ändert nichts daran, daß die Textsorte „Vorwort“ einen ganz andern Anspruch auf genaues (nicht frei ausfüllendes) Verstehen erhebt, als die Textsorte „Fabel“ (und wohl die meisten literarischen Textsorten) dies tut.

C 7.3 Eine Zwischenform: die „Veranlassung dieses Buches“

Nun zum Schluß noch ein dritter Text, den Sie auf Ihren Blättern vorliegen haben und der offensichtlich weder zur Textsorte „Fabel“ noch zur Textsorte „Vorwort“ gerechnet werden kann, sondern von beiden Textsorten etwas enthält. Es ist das Stück, das überschrieben ist „Die Veranlassung dieses Buches“ (Seite 5–7).

Die Veranlassung dieses Buchs.

Die Welt ist immer sich selbst gleich,
und doch ist der Mensch über alles, was
ist, so ungleicher Meinung. — Also
sagte der Bauer Waldmann neben wel-
chem ich am Tische saß.

Seine Frau antwortete ihm: die Welt ist wohl gleich; aber um Mitternacht fällt sie dir anders in die Augen, als in der Mittagsstunde, und beym Nebel anders als beym Sonnenschein.

Es ist nicht nur das, sagte der Knecht Stoffel, der auch am Tische saß, der Stier siehet sie anders an als das Pferd, der Hund anders als der Esel, der Fisch anders als der Vogel und das Gras anders als der Stein.

Vergiß nicht Stoffel! sagte der Großvater im Lehnstuhl — die Welt fällt dem Menschen nur dann recht in die Augen — wenn sie ihm also daren fällt, wie sie keinem Gras und keinem Stein und keinem Vieh auf Erden also daren fallen kann.

Ich merkte mir das, und fragte mich selbster bey allem, was in der

Welt immer einen merkwürdigen Eindruck auf mich machte: war es Tag oder Nacht — Sonnenschein oder Nebel, da ich es sah — oder war es Katz oder Hund, Affe oder Elefant, Fuchs oder Esel — welcher mir die Sache vor die Augen brachte? vorzüglich aber fällt mir dieselbe also in die Augen, wie sie kettenartig auf Erden dazwischen fallen kann.

Nach dem Titel erwartet man eine Art Vorwort, einen Rechenschaftsbericht des Autors über seine Arbeit, und man ist dann überrascht, wenn man auf sehr starke fiktionale Elemente stößt und erkennt, daß es hier offensichtlich nicht um Faktizitätstreue, sondern nur um (gedankliche) Realitätsgerechtigkeit geht. Es ist äußerst unwahrscheinlich, daß ein so konzentriertes philosophisch-erkenntnistheoretisches Gespräch gerade zwischen dem Autor Pestalozzi, einem Bauern Namens Waldmann, seiner Frau, seinem Knecht Stoffel und dem Großvater geführt worden sein sollte. Insofern gleicht der Text den Fabeln (den Figuren). Er gleicht ihnen auch im kunstvollen Aufbau: die Reden der vier Gesprächspartner (der Autor selber sitzt ja nur dabei) sind klar verteilt auf vier Alineas, die immer etwas länger werden (man kann darin das „Gesetz der wachsenden Glieder“ finden), und im fünften Alinea, dem weitaus umfangreichsten von allen, erscheint die Schlußfolgerung des Autors, die Konsequenz, die er für seine gesamte Weltbetrachtung zieht.

Immerhin: wenn jemand dieses Gespräch nicht nur als realitätsgerecht, sondern auch als faktizitätsgetreu liest, so geht das *nicht* gravierend gegen die Intention des Autors. Es sind auch hier längst nicht soviel Leer-

stellen zur freien eigenen Ausfüllung gelassen wie in den Fabeln (insbesondere beim „Raupenfänger“). Es ist vielmehr eine *Forderung* deutlich gemacht, nämlich die *Bedingtheit* jedes Eindrucks von der Welt durch den eigenen Standort dessen, der diesen Eindruck hat, *nicht zu vernachlässigen* und demgemäß nach demjenigen eigenen Standort zu suchen, von dem aus eine *humane* Weltsicht möglich wird (und wir können ergänzend hinzufügen: auf Grund dieser humanen Weltsicht ein humanes Handeln in der Gesellschaft).

C 8 Ausblick auf den autobiographischen Einschlag im „Raupenfänger“

Noch gar nicht berührt haben wir nun die Frage, ob in unsern Texten, *auch* in der so allgemeinen Fabel vom „Raupenfänger“, neben Analyse und Belehrung auch ein Stück *persönlicher Ausdruck* des Autors stecken könnte. Wer Pestalozzis Leben kennt, und insbesondere seine Situation in den Jahren um 1790, in denen er diese Texte schrieb, der sieht in ihnen ganz unwillkürlich auch ein Stück persönlichen Ausdrucks, einen Versuch, mit dem eigenen Schicksal ins reine zu kommen. Pestalozzi schrieb diese Texte nämlich als ein Außenseiter, als ein Gescheiterter, der mit seinen landwirtschaftlichen und humanitären Unternehmungen Schiffbruch erlitten hat. Zwar hat er Ruhm als Schriftsteller erworben (vor allem durch sein Buch „Lienhard und Gertrud“), aber jedes praktische, politisch-ökonomische Handeln – und in solchem Handeln sieht er den eigentlichen Sinn des Lebens – ist ihm verunmöglicht. Daß er nach 1798 noch zu einem Handeln dieser Art in großem Stil kommen würde (mit den Erziehungsanstalten in Burgdorf und Yverdon), das hätte damals niemand für möglich gehalten.

Wer das weiß (d. h. wer in seiner Sachkompetenz diese Informationen gespeichert hat), der sieht auch in den hier vorliegenden Texten leicht einen Reflex der ganz persönlichen Lage des Autors. Mit Händen zu greifen ist das in der Fabel „Der Menschenmaler“, dem zweiten Stück der Sammlung, das bezeichnenderweise in der dritten Auflage der Fabeln an den Anfang gestellt wurde, vor den abstrakteren „Raupenfänger“. Aber auch in diesem „Raupenfänger“ sieht man nun plötzlich den Autor selbst: den Mann, der einem Ideal nachjagt und deswegen von allen praktisch gesinnten Menschen abgelehnt wird (Alinea 1) – den Mann, der bei seiner sozial wichtigsten konkreten Unternehmung (Arbeitserziehung für Waisenkinder) Schiffbruch erlitten hat und alles aufgeben mußte (Alinea 2) – den Mann, der nun einsam über Leben und

Gesellschaft nachdenkt und politisch-philosophische Texte schreibt, in der Hoffnung, hierin doch noch einen Sinn für sein Leben zu finden (Alinea 3). Ja, wenn man sich Pestalozzi in seinem einsamen „Neuhof“ vorstellt, ist man geneigt, auch den „sich entblätternden Baum“ und die „kahlen Wände des Hauses“ auf ihn persönlich zu beziehen, sowohl sinnbildlich („Lebensherbst“) wie ganz konkret (die „kahlen Wände des Hauses“).

Und als Linguisten stellen wir fest, daß auch ein solches Textverständnis sich genau in die hier entworfene Theorie einfügt, indem eben der Besitz dieser Informationen, die genaue Kenntnis der Person Pestalozzi und der Umstände, in denen er lebte, *zur Kompetenz dieses Rezipienten gehören* – zu seiner Sachkompetenz natürlich, aber diese kann ja überhaupt nie grenzscharf von der Sprachkompetenz abgelöst werden; gerade darum ist es auch so wichtig, *auch* die Sprachkompetenz nicht als ideale Abstraktion aufzufassen, sondern als den Sprachbesitz des einzelnen, konkreten Individuums (vgl. Punkt A 3.2 oben S. 117 f.), als die „Programmierung“ dieses Individuums, wobei die rein sprachliche Programmierung unlösbar in die allgemeine Programmierung, d. h. letztlich in das „Ich“ jedes Menschen überhaupt eingebettet ist. Und darum ist es keine „Störung“, sondern *zu erwarten*, daß auch der *gleiche* Text bei *gleicher* Rezeptionssituation von jedem „Ich“ etwas anders verstanden wird, je nach der individuellen (natürlich ihrerseits wieder gesellschaftlich bedingten) Konstitution dieses „Ich“.

C 9 Zum politischen Anspruch, den diese Texte in ihrer Zeit erhoben

Sie haben nun wohl auch alle den eminent *politischen* Anspruch erkannt, den diese Texte seinerzeit erhoben – es waren keineswegs Texte für den Schulgebrauch, sondern Mahnungen zu rücksichtsloser philosophischer wie politischer Analyse der eigenen Zeit, geschrieben unmittelbar vor und während der Französischen Revolution, mit deren Errungenschaften und Gefahren sich Pestalozzi sehr intensiv auseinandersetzte. Heute ging es uns nicht um diese politische Dimension, sondern um die fachliche Frage, welche Prozesse sich bei konkreter Textrezeption abspielen und wie das sich ergebende Verständnis durch den Text selbst (Schmidts „Textformular“) *und* durch die Kompetenz und die gesamte Situation des jeweiligen Rezipienten bedingt ist, wie aber der Anteil dieser beiden Konstituenten jedes Verständnisses bei verschiedenen Textsorten

recht verschieden sein kann (man könnte sagen: je nach dem Grad der „Fiktionalität“ des Textes oder umgekehrt: je nach dem Grad seines „Eindeutigkeitsanspruchs“) und wie man linguistische Methoden entwickeln kann, die eine intersubjektive, wirklich wissenschaftliche Beschäftigung mit Texten ermöglichen, und zwar für Texte aller Textsorten und innert nützlicher Frist, wenn auch unter erklärtem Verzicht auf logische Idealität und Formalisierung. Und weil alle menschliche Realität so weitgehend auf Sprache und damit auf Texten und auf dem Austausch von Texten aufgebaut ist (man denke an das gesamte Rechtswesen, an die politische Willensbildung – vgl. Textanalyse I S. 121 bis 126), hat auch die scheinbar rein fachliche Arbeit des Linguisten, wenn er wissenschaftliche Textanalyse treibt, eine nicht zu übersehende allge-
mein-gesellschaftliche und damit auch politische Bedeutung.

Ich danke Ihnen, daß sie so aufmerksam zugehört haben bei meinem Versuch, die Phänomene bei der Textrezeption wissenschaftlich bewußt zu machen, durch eine Theorie und damit verknüpfte Operationen, und ich danke ihnen noch besonders, daß sie bei der Durchführung solcher Operationen am „Raupenfänger“ so kollegial und ehrlich mitgespielt haben. Wenn dabei dem einen oder andern von Ihnen auch mein Landsmann Pestalozzi in etwas anderm Licht erschienen sein sollte, nämlich nicht nur als harmloser Menschenfreund und idealistischer Pädagoge, sondern als leidenschaftlicher politischer Denker und Mahner, dann wäre das ein Nebeneffekt, über den ich mich besonders freuen würde. (Zu dieser Frage vgl. Adalbert Rang in der Festschrift für Helmut Richter, PH Berlin, 1971).

TEXTSORTEN – PROBLEME

Von Elisabeth Gülich und Wolfgang Raible

Zusammenfassung

Die Verfasser unterscheiden zwischen Textsorten als systematischen Einheiten und Textvorkommen als Manifestationen von Textsorten. Textsorten als systematische Einheiten sind mit textinternen, aus dem Sprachsystem der jeweiligen Einzelsprache abgeleiteten Merkmalen zu beschreiben, Textvorkommen als Manifestationen von Textsorten mit textinternen und textexternen Merkmalen. Es wird zunächst der Versuch einer Systematik textexterner Merkmale unternommen, mit deren Hilfe eine grobe Klassifizierung von Textvorkommen möglich ist. Entscheidend für die Differenzierung von Textsorten sind jedoch die textinternen Merkmale, insbesondere die Beschreibung des Textganzen als Abfolge von funktionellen Teilen, sogenannten Teiltexen, die durch eine hierarchisch geordnete Menge von Gliederungsmerkmalen delimitiert werden können. Sowohl die Gliederungsmerkmale als auch die Art und die Abfolge der durch sie delimitierten Teiltexen – im Sinne einer ‚Makrostruktur‘ des Textganzen – erweisen sich als textsortenspezifisch. Die Konzeption wird an zwei Beispieltexen vorgeführt.

Der Aufsatz stellt die im wesentlichen unveränderte Version des Vortrags dar, den die Verfasser am 7. April 1973 auf der Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim gehalten haben. Die Konzeption einer Beschreibung von Textvorkommen mit Hilfe textinterner Merkmale (Hierarchie der Gliederungsmerkmale, Gliederung in Teiltexen) wurde von den Verfassern in der Zwischenzeit weiter fundiert und ausgebaut (Elisabeth Gülich / Klaus Heger / Wolfgang Raible, Linguistische Textanalyse. Überlegungen zur Gliederung von Texten, Hamburg 1974, Beiträge zur Textlinguistik, Band 8). Trotz einiger Modifikationen bleibt die im nachstehenden Beitrag dargelegte Grundkonzeption gültig.

Inhaltsübersicht

1. Thesen zur Textsortenproblematik
2. Motivationen für die Untersuchung von Textsorten
3. Zwei Voraussetzungen für die Definition von Textsorten
 - 3.1 Verschiedene Stufen des Handelns
 - 3.2 Modell sprachlicher Kommunikation
4. Systematik textexterner Merkmale
 - 4.1 Sprachliche Grundfunktionen
 - 4.2 Typen von Kommunikationsprozessen
 - 4.3 Bereich der Gegenstände und Sachverhalte
 - 4.4 Gemeinsame Kommunikationssituation
 - 4.5 Kommunikationsrichtung
5. Beschreibung von Manifestationen von Textsorten mit textexternen Merkmalen

6. Systematik textinterner Merkmale
 - 6.1 Textinterne Merkmale als Analoga zu textexternen
 - 6.2 Textinterne Merkmale als Auswahl aus den Regeln des Sprachsystems
 - 6.3 Teiltexte als funktionelle Teile von Texten
7. Analyse des ersten Beispieltexsts: Boccaccio, Decamerone VIII, 1
 - 7.1 Text und Übersicht über die Gliederung des Texts
 - 7.2 Textanalyse
8. Analyse des zweiten Beispieltexsts: Entscheidung des 2. Zivilsenats des Bayerischen Obersten Landesgerichts vom 19. 7. 1967
 - 8.1 Text und Übersicht über die Gliederung des Texts
 - 8.2 Textanalyse
9. Ergebnisse
 - Literaturverzeichnis

1. *Thesen zur Textsortenproblematik*

I Wir unterscheiden drei Typen kommunikativen Handelns: nur nicht-sprachlich realisierbares, sprachlich und/oder nicht-sprachlich realisierbares und nur sprachlich realisierbares Handeln (vgl. die Handlungsmatrix auf S. 148). Textvorkommen, die zum Typ des nur sprachlich realisierbaren kommunikativen Handelns gehören, sind nach unserer Definition Manifestationen von Textsorten.

II Man kann versuchen, Manifestationen von Textsorten mit textexternen, mit textinternen oder mit beiden Arten von Merkmalen zu beschreiben. Die Merkmale lassen sich durch ein Modell sprachlicher Kommunikation spezifizieren, und zwar die textinternen durch den Faktor ‚Sprachsystem‘, die textexternen durch die Faktoren ‚Sprecher‘, ‚Hörer‘, ‚Intention‘, ‚Reaktion‘, ‚Bereich der Gegenstände und Sachverhalte‘ und ‚Kommunikationssituation‘.

III Textvorkommen, die intuitiv als Manifestationen bestimmter Textsorten angesehen werden, die aber nicht durch alle Gruppen, sondern nur durch eine Teilmenge der Gruppen textexterner Merkmale zu beschreiben sind, sind keine Manifestationen von Textsorten, sondern Kommunikationsarten.

IV Textvorkommen, die intuitiv als Manifestationen bestimmter Textsorten bezeichnet werden, lassen sich allein durch textexterne Merkmale nicht vollständig von anderen Textvorkommen abgrenzen, die intuitiv als Manifestationen anderer Textsorten angesehen werden.

V Eine vollständige Beschreibung von Textvorkommen als Manifestationen von Textsorten in unserem Sinne (s. o. These I) erfordert stets

die Berücksichtigung textexterner und textinterner Merkmale. Dabei gilt:

- Sind zwei oder mehrere Textvorkommen nach der Konfiguration ihrer textexternen Merkmale zu unterscheiden, so werden sie dann nicht als Manifestationen je verschiedener Textsorten angesehen, wenn textintern keine Differenzierungskriterien nachzuweisen sind.
- Sind zwei oder mehrere Textvorkommen nach der Konfiguration ihrer textexternen Merkmale nicht zu unterscheiden, so handelt es sich dennoch um Manifestationen je verschiedener Textsorten, wenn jedes Textvorkommen verschiedene Konfigurationen textinterner Merkmale aufweist. In solchen Fällen spezifizieren die textexternen Merkmale eine Textsortenklasse, wie z. B. ‚Erzählung‘, für die es auf textinterner Seite verschiedene Realisierungsmöglichkeiten gibt.

VI Alle kommunikativen Handlungen, also Handlungen der Stufen 3, 4 und 5 der Handlungsmatrix (vgl. S. 148) haben eine kommunikative Funktion. Die kommunikative Funktion einer sprachlich und/oder nicht-sprachlich realisierten Handlung der Stufen 4 und 5 der Matrix läßt sich mit Hilfe der aus dem Modell sprachlicher Kommunikation gewonnenen textexternen Merkmale beschreiben. Da wir von Textsorten nur bei Handlungen der Stufe 5 sprechen, ergibt sich, daß zwar jede Manifestation einer Textsorte eine oder mehrere kommunikative Funktionen hat, aber nicht jeder möglichen kommunikativen Funktion eine Textsorte entspricht.

VII Texte lassen sich in funktionelle Teile gliedern; wir bezeichnen diese funktionellen Teile als ‚Teiltexte‘. Je nach Einbettungstiefe unterscheiden wir Teiltexte verschiedenen Grades. Die Art und Abfolge der Teiltexte konstituieren die Makrostruktur eines Texts. Wir nehmen an, daß die Makrostruktur eines Texts textsorten-spezifisch ist.

VIII Die für eine Textsorte charakteristische Auswahl aus den Regeln des Sprachsystems im allgemeinen und die Regeln für Art und Abfolge der Teiltexte im besonderen werden wesentlich durch Konvention und Tradition bestimmt.

2. Motivationen für die Untersuchung von Textsorten

Es gibt verschiedene Motivationen dafür, über das Problem der Differenzierung von Textsorten nachzudenken. Wir wollen hier nur drei davon nennen:

1.) Jeder, der sich um eine Texttheorie bemüht und dabei auf die Empirie der Texte rekurriert, muß sich fragen, ob Regeln, die an Hand existierender Texte gewonnen werden, spezifisch für die Textsorte sind, deren Manifestation der betreffende Text ist, oder ob sie für alle Sorten von Texten verbindlich sind.

2.) Textwissenschaften wie die Literaturwissenschaft stehen immer wieder vor dem Problem, bestimmte literarische Textsorten oder „Gattungen“ definieren zu müssen. Es stellt sich die Frage, ob linguistische Kriterien zur Lösung dieses Problems beitragen können.

3.) Sprachbarrieren rühren wahrscheinlich weniger von einer mangelnden satzgrammatischen Kompetenz her als vielmehr von der Unfähigkeit, bestimmte Textsorten aktiv oder passiv zu beherrschen. Ein typischer Fall dürfte unser zweiter Beispieltext sein, bei dem ein gewöhnlicher Sterblicher gerne einen Dolmetscher in Form eines Rechtsgelehrten in Anspruch nimmt. Mit anderen Worten: hier ist oft nicht einmal die passive Kompetenz für die Beherrschung der Textsorte vorhanden.

3. Zwei Voraussetzungen für die Definition von Textsorten¹

3.1 Verschiedene Stufen des Handelns

Unsere erste Voraussetzung ist die, daß Textvorkommen als Realisierungsform sprachlicher Kommunikation eine besondere Form menschlichen Handelns darstellen. Als solche müssen sie eingebettet werden in andere, nicht-sprachliche Formen des Handelns. Die Einbettungsverhältnisse stellen sich für uns als eine Abfolge von 5 Stufen dar; sie sind in der nachstehenden Matrix zusammengestellt²:

Allgemeinste Form menschlichen Handelns ist dabei, wenn man die Definition von Max Weber zugrundelegt, solches Handeln, mit dem der Handelnde einen subjektiven Sinn verbindet (Weber 1968: 281). Ein

¹ Der hier vorgeschlagene Ansatz weist eine Reihe von Parallelen zu dem der „Freiburger Arbeitsgruppe“ auf (Steger et al. 1974), insbesondere hinsichtlich des Ausgehens von einem Kommunikationsmodell und hinsichtlich der Unterscheidung zwischen – in unserer Terminologie – textexternen und textinternen Merkmalen (die „Freiburger Arbeitsgruppe“ unterscheidet zwischen ‚Redekonstellationstyp‘, der sich aus außersprachlichen Verhaltenselementen ergibt, und ‚Textsorte‘, in der sich ‚Wahrscheinlichkeiten des Auftretens von Elementen und Verknüpfungsregeln der Sprachstruktur‘ manifestieren; vgl. Steger et al. 1974: 62 u. ö.).

² Eine entsprechende Matrix wird auch in Gülich/Raible 1974 a, Kap. 2 zugrundegelegt.

Stufen des Handelns		Beispiele				
1. Stufe: Handeln		1	1	1	1	1
2. Stufe: soziales Handeln		0	1	1	1	1
3. Stufe: kommunikatives Handeln		0	0	1	1	1
4. Stufe: sprachlich und/oder nicht-sprachlich realisierbares Handeln		0	0	0	1	1
5. Stufe: nur sprachlich realisierbares Handeln		0	0	0	0	1
	sich räuspern					
	Einhalten der Verkehrsregeln unabhängig von der Anwesenheit anderer Verkehrsteilnehmer					
	einem anderen Kraftfahrer die Vorfahrt lassen					
	einen anderen Verkehrsteilnehmer beleidigen					
	wegen Beleidigung Anzeige erstatten					

Beispiel für Handeln, auf das nur dieses Merkmal zutreffen würde, wäre etwa die Handlung des sich Räusperns. Die nächste Stufe des Handelns in unserer Hierarchie ist soziales, d. h. auf andere bezogenes Handeln. Ein Beispiel wäre das Einhalten der Verkehrsregeln auch dann, wenn keine anderen Verkehrsteilnehmer in Sicht sind. Das Merkmal, das zu den beiden bisherigen Merkmalen auf der nunmehr 3. Stufe des Handelns hinzutritt, ist dasjenige der Interaktion, die wir als Aus-

tausch sozialer Handlungen verstehen³. Bei der Interaktion wird, um bei dem Beispiel des Straßenverkehrs zu bleiben, auf das Vorhandensein von anderen Verkehrsteilnehmern reagiert. Auf dieser 3. Stufe des Handelns befindet sich z. B. ein Kraftfahrer, der einem anderen die Vorfahrt läßt. Wir nennen diese 3. Stufe ‚kommunikatives Handeln‘. Auf der 4. und 5. Stufe dieser Hierarchie des Handelns spielt sich die Kommunikation durch Sprache ab. Stufe 4 umfaßt solche Handlungen, die sprachlich und/oder nicht-sprachlich realisiert werden können – im Falle der Verkehrsteilnehmer also z. B. das Beleidigen mit Verbalinjurien oder durch Zeigen des Vogels. Stufe 5 ist schließlich solchen Handlungen vorbehalten, die nur sprachlich realisierbar sind, z. B. das Anzeigen eines Verkehrsteilnehmers wegen Beleidigung. Jede dieser angeführten Stufen des Handelns setzt alle vorhergehenden Stufen voraus, d. h. sie enthält die Merkmale aller vorhergehenden Stufen und ein eigenes spezifisches Merkmal dazu⁴. Sprechhandlungen sind also eine spezifische Art interaktiven bzw. kommunikativen Handelns der Stufe 3. Anders gesagt: die Typen von Interaktion auf den Stufen 4 und 5 sind Interaktionstypen, die auch bzw. nur sprachlich realisiert werden können.

Wir führen an dieser Stelle die Konvention ein, von Manifestationen von Textsorten nur dann zu sprechen, wenn Handlungen der Stufe 5 vorliegen (s. o. These I). Dies bedeutet, daß Handlungen wie ‚Bitten‘, ‚Grüßen‘, ‚Drohen‘ nicht als Manifestationen von Textsorten angesehen werden.

3.2 Modell sprachlicher Kommunikation

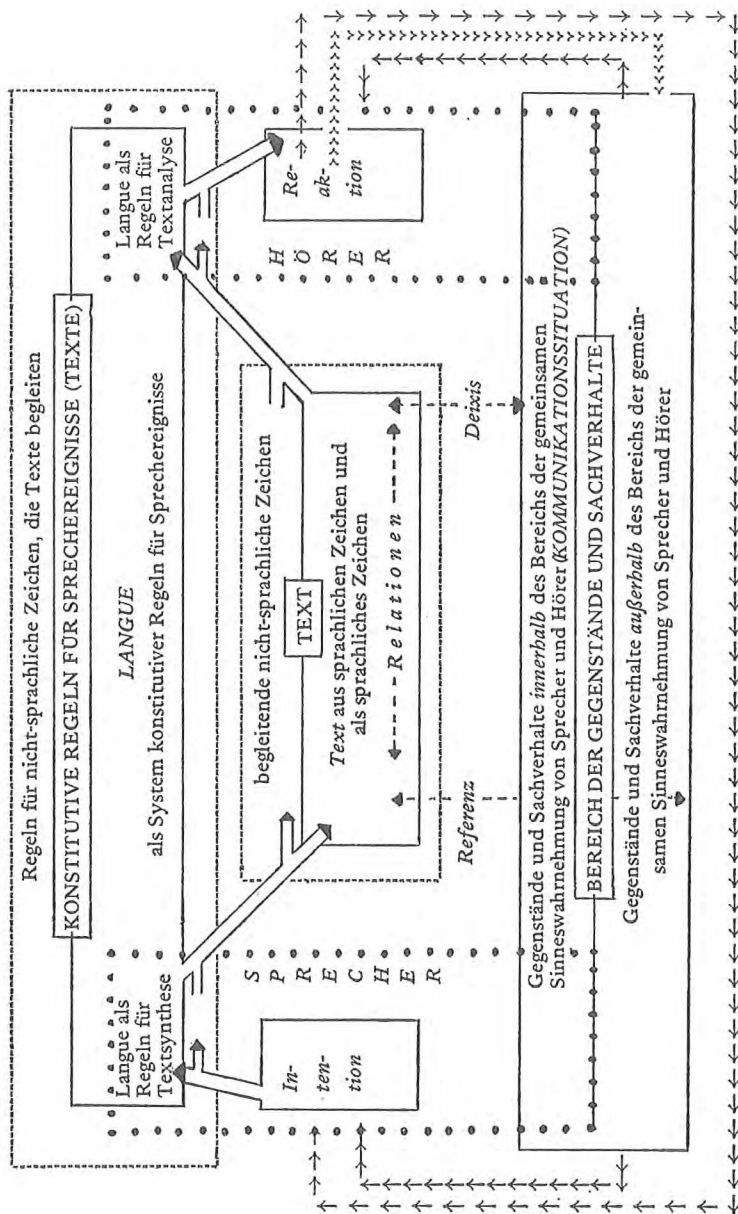
Die zweite Voraussetzung für unsere Konzeption von Textsorten ist das nachfolgende Modell sprachlicher Kommunikation⁵.

Dieses Modell besteht aus den Faktoren SPRECHER und HÖRER – wobei Sprecher und Hörer jeweils als Untermenge die Faktoren INTENTION bzw. REAKTION enthalten; die übrigen Faktoren sind: KONSTITUTIVE REGELN FÜR SPRECHEREIGNISSE, BEREICH DER GEGENSTÄNDE UND SACH-

³ Vgl. dazu etwa Watzlawick et al. 1972: 50 f. Vgl. ferner die Definition bei Steger et al. 1974: 56; die Möglichkeit der sprachlichen Kommunikation ohne face-to-face-Beziehung (z. B. beim Telefongespräch) macht jedoch Einschränkungen dieser Definition erforderlich.

⁴ Zu einer ähnlichen Hierarchie vgl. Kallmeyer et al. 1974, Kap. 1.2.4.

⁵ Das Kommunikationsmodell wird im einzelnen entwickelt in Gülich/Raible 1974 a, Kap. 2.



MODELL SPRACHLICHER KOMMUNIKATION

VERHALTE sowie TEXT. Der Bereich der Gegenstände und Sachverhalte zerfällt in zwei komplementäre Mengen, nämlich solche Gegenstände und Sachverhalte, die im Bereich der Sinneswahrnehmung von Sprecher und Hörer sind – dies ist die KOMMUNIKATIONSSITUATION – und solche, für die dies nicht zutrifft. Dort, wo in der Skizze die Bereiche von Sprecher und Hörer sich mit anderen Bereichen überschneiden, liegt eine Steuerung des Sprechers bzw. Hörers durch diese Bereiche vor. Im Falle des Bereichs der Gegenstände und Sachverhalte außerhalb der gemeinsamen Sinneswahrnehmung von Sprecher und Hörer ist dies durch durchgehende Pfeile ausgedrückt⁶.

Wir unterscheiden nun an Hand dieses Modells zwischen textinternen und textexternen Merkmalen. Textexterne Merkmale sind solche, die sich auf die Faktoren ‚Sprecher‘, ‚Hörer‘ – und mit ihnen ‚Intention‘ und ‚Reaktion‘ – sowie ‚Bereich der Gegenstände und Sachverhalte‘ bzw. ‚Kommunikationssituation‘ im Modell sprachlicher Kommunikation beziehen; textinterne Merkmale sind solche, die auf den Faktor ‚Sprachsystem‘ bezogen sind, d. h. die sich als Regeln auf der Ebene des Sprachsystems formulieren oder auf derjenigen Ebene, auf der sich die Regeln des Sprachsystems manifestieren, also im Textvorkommen, nachweisen lassen. Wir nehmen nun an, und das ist eine unserer Hauptthesen (vgl. oben These V), daß sich Manifestationen von Textsorten, wenn je, als Konfigurationen textinterner mit textexternen Merkmalen beschreiben und differenzieren lassen.

4. Systematik textexterner Merkmale

Die Konzeption der Sprechhandlung als besondere Form des Handelns würde es nun nahelegen, eine allgemeine Handlungsgrammatik oder Handlungstheorie als geeignete Grundlage für die Textsortendifferenzierung zu betrachten.⁷ Eine solche steht jedoch bislang nicht zur Verfügung. Gleichwohl ist es vermutlich möglich, durch Kombination von Mengen bestimmter textexterner Merkmale bzw. Merkmalgruppen zu einer einigermaßen brauchbaren Systematik zu kommen. Die Merkmale sollen dabei, soweit dies irgend möglich ist, aus dem Modell sprachlicher Kommunikation abgeleitet werden.

⁶ \Rightarrow bedeutet die Richtung, in welcher der Prozeß abläuft.

\gggg bedeutet einen möglichen, aber nicht notwendigen Prozeß.

$\rightarrow\rightarrow\rightarrow$ bedeutet eine Steuerung durch eine mögliche Reaktion.

⁷ Vgl. zu dieser Forderung z. B. S. J. Schmidt in: Gülich / Raible 1972: 140.

4.1 Wir beginnen mit einer ersten Merkmalgruppe, die wir **SPRACHLICHE GRUNDFUNKTION** nennen. Sie ergibt sich für uns aus den möglichen Intentionen, die ein Sprecher mit dem, was er sagt, verbindet. Die Funktion, die jeder sprachlichen Kommunikation zugrundeliegt, ist die Intention zu kommunizieren. Wie Gerold Ungeheuer (1972:202 f.) gezeigt hat, spielt diejenige Art von Kommunikation, der nur die Intention zu kommunizieren zugrundeliegt, im Prozeß menschlicher Kommunikation eine durchaus wichtige Rolle. Eine zweite Stufe wird erreicht, wenn zu der Kommunikationsintention noch eine spezifische Mitteilungsentention kommt. Die dritte und letzte Stufe wäre dann erreicht, wenn zu Kommunikationsintention und Mitteilungsentention noch eine Reaktionserwartung, d. h. die Erwartung einer sprachlichen oder nicht-sprachlichen Anschlußhandlung hinzukommt. In Anlehnung an Karl Bühler (1934) könnte man die drei genannten Stufen auch als ‚Ausdrucksfunktion‘, ‚Darstellungsfunktion‘ und ‚Appellfunktion‘ bezeichnen⁸.

4.2 Die zweite Gruppe von Merkmalen besteht aus **TYPEN VON KOMMUNIKATIONSPROZESSEN**. Wir unterscheiden hier zwischen erstens alltäglicher Kommunikation, zweitens öffentlicher und/oder rechtlicher, drittens wissenschaftlicher und viertens literarischer Kommunikation⁹. Eine ähnliche Unterscheidung, allerdings auf anderer Ebene, wird in der Prager Schule zwischen vier „funktionalen Redestilen“ getroffen¹⁰.

4.3 Die dritte Merkmalgruppe betrifft den **BEREICH DER GEGENSTÄNDE UND SACHVERHALTE**, der Denotatum der sprachlichen Mitteilung ist. Hier wird unterschieden zwischen einem Denotatumsbereich, der auf Raum und Zeit bezogen ist – gleichgültig ob fiktiv oder nicht – und einem Denotatumsbereich, der nicht auf Raum und Zeit bezogen ist. Wo ein Bezug auf Raum und Zeit vorliegt, könnte man noch unterscheiden zwischen Bezug auf Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft bzw. zwischen verschiedenen Kombinationen dieser Zeitstufen.

⁸ Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß nach Bühler in jeder Äußerung alle drei Funktionen zugleich gegeben sind, daß jedoch eine von ihnen jeweils überwiegt. Dagegen wird hier angenommen, daß die niedrigeren Stufen auch ohne die höheren möglich sind.

⁹ Die Typen von Kommunikationsprozessen entsprechen z. T. den Diskurstypen bei Schmidt 1973: 124, 126 f., die als „Teilsysteme des gesamtgesellschaftlichen Kommunikationssystems“ definiert werden (126).

¹⁰ Vgl. z. B. Beneš 1971: 461 f., der sich auf die Unterscheidung von Havránek beruft. Riesel 1963: 14 ff. fügt als fünften Stil noch den Stil der Presse hinzu.

4.4 In der vierten Merkmalgruppe geht es um die Frage, ob Sprecher und Hörer eine GEMEINSAME KOMMUNIKATIONSSITUATION haben. Hier bestehen drei Möglichkeiten: 1.) die Möglichkeit, daß Sprecher und Hörer sich zur selben Zeit am selben Ort befinden; dies ist der Standardfall sprachlicher Kommunikation. 2.) gibt es die Möglichkeit der teilweise gemeinsamen Kommunikationssituation; in der Regel ist hier der Ort verschieden, die Kommunikationszeit jedoch gleich: es liegt also eine der vielen Arten von Telekommunikation vor. 3.) besteht die Möglichkeit, daß Sprecher und Hörer zu verschiedener Zeit an verschiedenen Orten sind. Eine solche Art der Kommunikation ist nur durch Aufzeichnungstechniken, insbesondere durch diejenige der geschriebenen Sprache möglich. Falls Sprecher und Hörer an einer gemeinsamen Kommunikationssituation teilhaben, handelt es sich auf beiden Seiten um definite Personen oder Personengruppen. Haben dagegen Sprecher und Hörer nicht an einer gemeinsamen Kommunikationssituation teil, so kann man weiterhin noch unterscheiden, ob der Text einen definiten Sprecher oder Autor hat und ob er sich an eine oder mehrere definite bzw. definierte Personen richtet.

4.5 Die fünfte Gruppe von Merkmalen auf der textexternen Seite beschreibt die RICHTUNG, in welcher die Kommunikation verläuft. Wir unterscheiden hier zwischen Monolog und Dialog¹¹. Dabei legen wir fest, daß das Merkmal ‚Dialog‘, also Wechsel von Sprecher und Hörer auf der ersten Ebene der Kommunikation, nur dann möglich ist, wenn in der vorhergehenden Merkmalgruppe das Merkmal ‚gemeinsame oder teilweise gemeinsame Kommunikationssituation‘ gegeben ist. Damit wäre z. B. ein Briefwechsel auf keinen Fall eine Textsorte. Dort, wo die Kommunikationsrichtung ‚Dialog‘ vorliegt, kann weiterhin unterschieden werden danach, ob die Gesprächspartner in der Kommunikation gleichberechtigt sind, oder ob ihre Rollen in der Weise festgelegt sind, daß einer der beiden Partner den Gesprächsverlauf bestimmt, wie etwa bei der Kommunikation zwischen Prüfer und Prüfling, Interviewer und Interviewtem, Berater und Beratenem usw.¹². In der folgenden Übersicht werden die textexternen Merkmale und Merkmalgruppen noch einmal zusammengefaßt:

¹¹ Diese Merkmale werden im Modell von S. J. Schmidt als Redetypen berücksichtigt (1973: 124, 127).

¹² Vgl. zu diesem Merkmal Steger et al. 1974: 79 f.; Sandig 1972: 117; Brettschneider 1972: 129.

<i>jeweilige Merkmalgruppe</i>	<i>Merkmale der jeweiligen Gruppe</i>
Sprachliche Grundfunktion	Kommunikationsintention („Ausdrucksfunktion“) Mitteilungsintention („Darstellungsintention“) Reaktionserwartung („Appellfunktion“)
Typ von Kommunikationsprozeß	alltäglich öffentlich und/oder rechtlich wissenschaftlich literarisch
Bereich der Gegenstände und Sachverhalte	auf Raum und Zeit bezogen nicht auf Raum und Zeit bezogen
Gemeinsame Kommunikationssituation zwischen Sprecher und Hörer	gemeinsame Kommunikationssituation teilweise gemeinsame Kommunikationssituation verschiedene Kommunikationssituation
Kommunikationsrichtung	Monolog Dialog

5. Beschreibung von Manifestationen von Textsorten mit textexternen Merkmalen.

Aus den fünf Merkmalgruppen ergeben sich, falls aus jeder Gruppe nur ein Merkmal ausgewählt werden könnte, 120 Kombinationsmöglichkeiten¹³. Man könnte nun in einem ersten Schritt den Versuch unter-

¹³ Die Zahl von 120 – statt der theoretisch zu erwartenden 144 – Möglichkeiten ergibt sich durch die oben auf S. 153 eingeführte Restriktion. Wenn man mehr Merkmale zugrundelegen würde, was im Sinne einer genaueren Differenzierung vielleicht wünschenswert erschiene, bekäme man dementsprechend eine höhere Zahl von Kombinationsmöglichkeiten. Das hätte u. a. auch den Nachteil, daß viele Merkmalkombinationen in der Praxis nicht vorkommen oder gar nicht vorkommen können. So erge-

nehmen, mit entsprechenden Quintupeln von Merkmalen Textvorkommen zu beschreiben, die intuitiv als Manifestationen von Textsorten angesehen werden. Dies soll im folgenden probenhalber geschehen. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß für uns Manifestationen von Textsorten nicht allein mit textexternen Merkmalen beschrieben werden können.

Erstes Beispiel sei der Brief. Der Brief ist indifferent gegenüber der sprachlichen Grundfunktion, gegenüber dem Typ von Kommunikationsprozeß und dem Denotatumsbereich. Nur bei den beiden letzten der obengenannten Merkmalgruppen besteht eine Möglichkeit zur Spezifizierung: es liegt keine dem Sprecher und Hörer gemeinsame Kommunikationssituation vor, Sprecher und Hörer sind jedoch definit. Weiterhin ist die Kommunikationsrichtung diejenige des Monologs. Auch eine eventuelle Textsorte ‚Telefongespräch‘ wäre nach den ersten drei Gruppen textexterner Merkmale nicht zu bestimmen. Unterschiede zum Brief würden hier darin liegen, daß das Telefongespräch sich normalerweise nicht mit literarischer Kommunikation vereinbaren läßt, und daß die Kommunikationsrichtung ‚Dialog‘ vorliegt, wobei die Kommunikationsrichtung bezüglich Gleichberechtigung oder Nicht-Gleichberechtigung nicht zu spezifizieren ist. Man könnte also via Telefongespräch ebenso gut Interviews wie Beratungsgespräche, Prüfungen oder Alltagsgespräche führen. Wir sprechen bei solchen Textvorkommen, die man nur als ‚Brief‘ oder ‚Telefongespräch‘ bezeichnet, und die bezüglich mindestens zwei der ersten drei Merkmalgruppen nicht spezifizierbar sind, auf keinen Fall von Manifestationen einer Textsorte, sondern analog zu dem Terminus ‚Sprecharten‘, den Eugenio Coseriu für das Merkmalpaar ‚spontan/nicht-spontan‘ geprägt hat, von KOMMUNIKATIONSARTEN¹⁴ (vgl. oben These III).

Telekommunikation, Rundfunksendung, Buch, Zeitungsartikel usw. sind solche Kommunikationsarten.

Die Spezifizierung eines Textvorkommens nach allen fünf Gruppen textexterner Merkmale ergibt die sogenannte „kommunikative Funktion“ des Textvorkommens (vgl. oben These VI).

Daraus, daß wir vorthoretisch-intuitive Manifestationen von Textsorten, die nicht voll nach unseren textexternen Merkmalen spezifi-

ben sich beispielsweise aus der Matrix von Steger et al. 1974: 94 f. bereits 7776 mögliche Kombinationen. Hier wurde dagegen aus Gründen der systematischen Ökonomie versucht, mit möglichst wenigen Merkmalen auszukommen.

¹⁴ Coseriu in: Gülich / Raible 1972: 138 f.

zierbar sind, von vornherein nicht als Manifestationen von Textsorten betrachten, ergibt sich nun keineswegs, daß Textvorkommen, die textextern voll spezifizierbar sind, automatisch auch den Status einer Manifestation einer Textsorte erhielten. Abgesehen von unserer These, Manifestationen von Textsorten müßten stets als Konfigurationen textinterner mit textexternen Merkmalen beschrieben werden (vgl. oben These V), liegt dies daran, daß Textvorkommen, die man intuitiv als Manifestationen verschiedener Textsorten bezeichnen würde, bei der Spezifizierung nur durch unsere textexternen Merkmalkombinationen dieselben oder fast dieselben Merkmale aufweisen. Beispiele wären die eventuellen Textsorten ‚Roman‘, ‚Novelle‘, ‚Erzählung‘, oder auch ‚Verhör‘ und ‚Interview‘.

6. *Systematik textinterner Merkmale*

Wir haben die These aufgestellt, Manifestationen von Textsorten müßten sich durch textinterne und textexterne Merkmale differenzieren lassen (vgl. oben These V). Wir haben bis jetzt die textexternen Merkmale behandelt, und wenden uns nun den textinternen Merkmalen zu, also solchen Merkmalen, die innerhalb von Textvorkommen nachweisbar sind und sich auf der Ebene des Sprachsystems paradigmatisieren oder systematisieren lassen.

6.1 Textinterne Merkmale als Analoga zu textexternen Merkmalen

Zunächst sollen textinterne Merkmale besprochen werden, die textexternen Merkmalen entsprechen. Dies sei zuerst an den sprachlichen Grundfunktionen demonstriert. Den drei aufgeführten Stufen sprachlicher Grundfunktionen (s. o. S. 152) kann textintern das Vorhandensein bestimmter Typen dessen entsprechen, was wir als ‚metakommunikative Sätze‘ bezeichnen. Solche metakommunikativen Sätze thematisieren zu Beginn eines Kommunikationsakts den ganzen nachfolgenden Kommunikationsakt. Sie sind z. B. unbedingt nötig dort, wo in einem Text auf einer zweiten Ebene der Kommunikation Äußerungen eingebettet sind, die nicht an den Hörer oder Leser gerichtete Äußerungen des Autors, sondern eingebettete Äußerungen handelnder Personen sind¹⁵.

¹⁵ Die Notwendigkeit solcher metakommunikativen Sätze ergibt sich hier daraus, daß die Parameter der primären Kommunikationssituation zwischen Sprecher und Hörer solange weiter gelten, bis sie explizit außer Kraft gesetzt werden. Vgl. dazu ausführlicher Gülich / Raible 1974, Abschnitt 1.3.2 und 1.4.1.

Auf der Ebene der Kommunikation zwischen Sprecher und Hörer sind die metakommunikativen Sätze bei gemeinsamer Kommunikationssituation zwar nicht unbedingt nötig, dennoch sind sie auch hier relativ häufig; z. B. wird eine Frage oft eingeleitet durch einen Satz wie „ich wollte Sie fragen, ob...“, eine Bitte durch „ich möchte Sie um etwas bitten“ usw.¹⁶. Es gibt entsprechend eine Reihe von metakommunikativen Verben insbesondere für die Ankündigung der nachfolgenden Realisierung der zweiten oder dritten Stufe unserer sprachlichen Grundfunktionen. Für die Beschreibung einer Reihe von Textvorkommen als Manifestation bestimmter Textsorten sind diese metakommunikativen Sätze wesentlich: Ein typisches Beispiel ist die Ankündigung von Nachrichtenendungen im Rundfunk. Speziell für die dritte Stufe der sprachlichen Grundfunktionen, die „Appellfunktion“, haben sehr viele Sprachen unabhängig vom Vorhandensein metakommunikativer Sätze auch besondere Formen syntaktischer Realisierung z. B. Frage, Imperativ, Höflichkeitsformen.

Dabei dürfen kommunikative Funktionen wie ‚Frage‘ oder ‚Aufforderung‘ nicht per se mit der syntaktischen Form der Frage und des Imperativs identifiziert werden, zumal sich die entsprechenden Funktionen z. T. auch anders realisieren lassen als durch die genannten syntaktischen Mittel¹⁷.

Die Kommunikationssituation als Bezugspunkt der *ego-hic-nunc*-Origo braucht in Texten, deren Sprecher und Hörer Kommunikationsort und -zeit gemeinsam haben, nicht thematisiert zu werden. Sie muß es es dagegen, zumindest teilweise, wenn Sprecher und/oder Hörer definit und die Kommunikationssituation nicht beiden gemeinsam ist. Z. B. gehört zur Kommunikationsart des Briefs die Angabe des Adressaten sowie als Bezugspunkt der *ego-hic-nunc*-Origo die Angabe des Absenders mit Ort und Datum. Für Texte im öffentlich-rechtlichen Bereich ist es relativ charakteristisch, daß auch die Parameter der Situation, also Sprecher und Hörer, Zeit und Ort, sowie die Mitteilungsintention (z. B. ‚verwarnen‘, ‚vorladen‘, ‚anweisen‘ etc.) thematisiert werden (s. u. Abschnitt 8.2, S. 189).

Der Merkmalgruppe ‚Denotationsbereich‘ entspricht bei Bezug auf Raum und Zeit das Vorkommen aller Tempora – in Erzähltexten z. B. überwiegend das Vorkommen von Vergangenheitstempora. Ist dage-

¹⁶ Zur Funktion solcher metakommunikativen Sätze als Eröffnungssignale in der gesprochenen Sprache vgl. Gülich 1970, Kap. 4.2.

¹⁷ Vgl. dazu u. a. Coseriu in: Gülich / Raible 1972: 138; Wunderlich 1972: 13.

gen der vom Text bezeichnete Denotatumsbereich nicht hier und jetzt oder dort und damals oder dort und inskünftig anzusiedeln, so entspricht dem ein Überwiegen von Präsentia. Dies bedeutet jedoch nicht, daß das überwiegende Vorkommen von Präsentia einen Text automatisch dem Denotatumsbereich ‚nicht auf Raum und Zeit bezogen‘ zuweist. Dies würde erst durch Kombination des Präsens mit anderen Signalen geschehen.

6.2 Textinterne Merkmale als Auswahl aus den Regeln des Sprachsystems

Bei der Betrachtung textinterner Merkmale in Analogie zu textexternen Merkmalen, die wir eben vorgenommen haben, hat sich erwiesen, daß in der Regel keine eins-zu-eins-Zuordnung textexterner zu textinternen Merkmalen gegeben ist.

Nun kann man alle textinternen Merkmale der Manifestationen eventueller Textsorten, unabhängig davon, ob sie ein textexternes Analogon haben, als durch eine Untermenge aus den Regeln des Sprachsystems spezifiziert ansehen. Beide Aspekte, der der Analogie zu textexternen Merkmalen und der der Auswahl aus den Regeln des Sprachsystems, decken sich nur partiell. Das liegt daran, daß einerseits nicht alle textexternen Merkmale thematisiert zu sein brauchen und daß andererseits nicht alle textinternen Merkmale des Textvorkommens mit textexternen Merkmalen in Zusammenhang gebracht werden können.

Ein des öfteren genannter Fall, an dem deutlich wird, daß in bestimmten Textvorkommen bestimmte Regeln des Sprachsystems nicht angewandt werden dürfen, ist derjenige der Nachrichtentexte. Bei deutschen Nachrichtentexten besteht bekanntlich ein weitgehendes Verbot der Pronominalisierung¹⁸. Ein anderes Beispiel wären deutsche Gesetzestexte. Hier besteht 1.) ein Verbot, über die Paragraphengrenze hinaus zu pronominalisieren; 2.) ein Verbot, die 1. und die 2. Person zu thematisieren, und 3.) ein Verbot, in Hauptsätzen Vergangenheitstempora zu gebrauchen. Diese Verbote unterliegen zu einem sehr großen Teil bestimmten Konventionen. Z. B. ist es nicht ohne weiteres vom Sprachsystem oder von der Mitteilungsentention her einsichtig, daß in Nachrichtentexten nicht pronominalisiert wird.

Wie die Konventionen auch im Falle von Kommunikationsarten sich ändern können, zeigt etwa auch der Vergleich eines antiken mit einem modernen Brief¹⁹.

¹⁸ Vgl. Harweg 1968 a; Sandig 1972: 118, Anm. 3.

6.3 Teiltexte als funktionelle Teile von Texten

Besonderes Interesse im Zusammenhang mit der Differenzierung von Textsorten verdienen solche Regeln des Sprachsystems, die für die Konstituierung von Einheiten verantwortlich sind, die größer sind als Sätze. Wir nennen solche textkonstituierenden Einheiten ‚Teiltexte‘ und verstehen sie als „funktionelle“ Teile von Texten, d. h. als Teile, die eine – durch die Analyse genauer zu bestimmende – Funktion im Zusammenhang des Gesamttexts haben. Ein Text als Ganzes stellt einen Teiltext nullten Grades dar²⁰, der sich in eine bestimmte Zahl gleichberechtigter funktioneller Teile oder Teiltexte ersten Grades untergliedern läßt (vgl. oben These VII). Ein Teiltext ersten Grades kann seinerseits wieder funktionelle Teile zweiten Grades haben usw. Die Analyse eines Textganzen nach funktionellen Teilen ist zumindest seit Propps „Morphologie des Märchens“ (1928 = 1972) mit einigem Erfolg bei Erzähltexten durchgeführt worden²¹. Die „Funktionen“ bei

¹⁹ Eine sehr interessante und zugleich schwierige Aufgabe würde darin bestehen, festzustellen, wo bei Manifestationen bestimmter Textsorten und bei den sie spezifizierenden Regeln des Sprachsystems die Grenze zwischen Konventionalität und Notwendigkeit liegt. Das Verbot der Pronominalisierung in Nachrichtentexten ist zweifelsohne konventionell, das analoge Verbot, in Gesetzestexten (nicht unbedingt damit identisch sind Satzungstexte) nicht über die Paragraphengrenze hinaus zu pronominalisieren, ist dagegen nicht konventionell, weil jeder Paragraph einen generellen, abstrakten und abgeschlossenen Fall darstellt, der auch für sich genommen eine abgeschlossene Einheit bilden soll. Durch diese Eigenschaften eines Gesetzestextes ist auch die Nicht-Konventionalität des Verbots bedingt, in Hauptsätzen von Gesetzestexten Vergangenheits tempora zu gebrauchen. Konventionell hingegen ist das in deutschen Gesetzen verbindliche Verbot, die erste oder die zweite Person zu thematisieren. Vgl. dagegen etwa die Gesetze im Pentateuch.

²⁰ Es mag auf den ersten Blick verwundern, daß auch das Textganze als *Teiltext*, hier als ein solcher nullten Grades, bezeichnet wird. Dies ist jedoch zum einen innerhalb des gewählten Bezeichnungssystems für Teiltexte nur logisch: Das linke Superskript gibt eine Ordnungszahl an, welche der Zahl der Zifferneinheiten des rechten Superskripts entspricht. Ist das rechte Superskript z. B. 3.10.1.1, so ist der Teiltext ein Teiltext vierter Ordnung, er wird also bezeichnet als ⁴TT^{3.10.1.1}. Fehlt nun rechts ein Superskript – und dies muß beim Textganzen der Fall sein –, so steht als linkes Superskript folgerichtig eine Null. Mit anderen Worten: Das Textganze erweist sich als Sonderfall eines Teiltextes. Daß die Indizierung als Teiltext nullten Grades das Textganze als Sonderfall eines Teiltextes ausweist, ist nun nicht nur vom Bezeichnungssystem her konsequent. Dieser Betrachtungsweise entspricht nämlich zum anderen das Faktum, daß das Textganze nie ein Absolutum ist, sondern daß ein Text, der, für sich betrachtet, als Ganzes, d. h. als Teiltext nullten Grades, erscheint, innerhalb eines anderen Texts durchaus den Rang eines Teiltextes höherer Ordnung haben kann: Z. B. wäre die Novelle aus Boccaccios *Decamerone*, die im nachfolgenden Teil 7 dieser Ausführungen betrachtet wird, im Rahmen des ganzen *Decamerone* allemal nur ein Teiltext 1. Grades; hier wird er dagegen für sich betrachtet und ist als Ausgangspunkt der Analyse Teiltext nullten Grades.

Propp und in der von ihm beeinflussten Erzählforschung sind jedoch thematisch definiert, während unsere Teiltexte ebenso wie das Textganze, dessen funktionelle Teile sie sind, auch und vor allem als formal abgrenzbare Einheiten verstanden werden. Den Gliederungsmerkmalen, die eine solche Abgrenzung leisten, muß daher besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Natürlich haben die Teiltexte auch eine sprachlich thematisierbare ‚Bedeutung‘ in Bezug auf das Textganze. Bei einer solchen Thematisierung in bezug auf das Textganze ist zu unterscheiden zwischen dem Textganzen qua Textsorte und dem Textganzen qua Textvorkommen. Bezeichnungen, welche die Funktion eines Teiltexts bezüglich des Textganzen im Sinne der Textsorte thematisieren, müssen natürlich wesentlich abstrakter sein als die Bezeichnungen des zweiten Typs (s. u. S. 173 f.).

Die Teiltexte konstituieren die Makrostruktur eines Textvorkommens²². Bei der Beschreibung von Textvorkommen als Manifestationen einer Textsorte ist nun zu prüfen, inwieweit die Makrostruktur, d. h. die Art und die Abfolge der Teiltexte und die Gliederungsmerkmale, welche die Teiltexte delimitieren, textsorten-spezifisch sind²³. Dies soll im folgenden anhand von zwei Textbeispielen geschehen.

7. Analyse des ersten Beispieltexts: Boccaccio, *Decamerone* VIII, 1

7.1 Text und Übersicht über die Gliederung des Texts

Zeichenerklärung: iTT = Teiltext i-ten Grades; iTT^j = j-ter Teiltext i-ten Grades; $iTT^{j.k}$ = k-ter Teiltext i-ten Grades, der eine Unterfunktion des j-ten Teiltexts i-minus-ein-ten Grades ist. Beispiel ${}^2TT^{3.1}$ = Unterfunktion von ${}^1TT^3$, also des dritten Teiltexts ersten Grades.

Abkürzungen:

Bereich G u. S = Bereich der Gegenstände und Sachverhalte

W = Wolfhart

A = Ambruogia

G = Gasparruolo

²¹ Vgl. insbesondere die Arbeiten der französischen Semiologen wie A. J. Greimas, T. Todorov, C. Bremond.

²² Es ist darauf hinzuweisen, daß der Terminus ‚Makrostruktur‘ hier – anders als etwa bei van Dijk 1972: 130 ff. und 1973 – auf die Textoberfläche bezogen wird.

²³ Mit der Untersuchung von Teiltexten im Sinne von funktionellen Teilen eines Textganzen knüpfen wir an einen Vorschlag von W.-D. Stempel an (in: Gülich / Raible 1972: 175–179), nach dem die Untersuchung von Textkomponentensorten Aufschluß über die Konstitution von Textsorten geben könnte.

O_{TT}

1_{TT}1

[*Decamerone VIII, 1*]

[*"Rahmen"*]

Es schließt des Dekameron siebenter Tag, und es beginnt der achte, an welchem unter der Herrschaft Laurettas von den Streichen gesprochen wird, 5 welche tagtäglich eine Frau dem Manne oder der Mann der Frau oder auch ein Mann dem andern spielt.

2_{TT}1.1

[*Thematisierung des Kommunikationsakts durch den Erzähler des Decamerone*]

Schon erschienen am Sonntagmorgen auf den Gipfeln der höchsten Berge die 10 Strahlen der aufgehenden Sonne, jeder Schatten schwand, und man erkannte deutlich die Dinge umher, als die Königin mit ihrer Gesellschaft aufstand. Erst gingen sie ein wenig im tauigen 15 Grase umher und besuchten dann um die Mitte der zweiten Tagesstunde ein nahes Kirchlein, hörten dort den Gottesdienst und begaben sich hierauf nach Hause zurück. 20 Nachdem man fröhlich und heiter gespeist hatte, sang und tanzte man eine Zeitlang, worauf sich mit Urlaub der Königin zur Ruhe niederlegen konnte, wer da wollte. Doch als die Sonne 25 bereits den Mittagskreis überschritten hatte, eilten alle, wie es der Königin gefiel, sich an dem schönen Springbrunnen zum gewohnten Erzählen niederzusetzen, und auf Befehl der 30 Königin begann Neifile also:

Thematisierte Faktoren d. Kommun. modells

Sprecher	Intention Hörer	Kommunikat.	Bereich G u S
			+
		+	
		+	
		+	
		+	
	+		
	+		
+			

O_{TT}

1_{TT}1

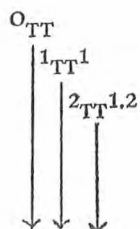
2_{TT}1.2

[*Thematisierung des Kommunikationsakts
durch die Erzählerin der Novelle*]

Da es dem Himmel einmal gefallen hat,
daß ich am heutigen Tag mit meiner Erzählung den Anfang machen soll, so
schicke ich mich denn darein. Darum,
35 ihr liebevollen Damen, beliebt es mir,
euch, denen nun schon so viele Possen
vorgetragen wurden, welche den Männern
von Frauen gespielt wurden, einen
Streich zu erzählen, der einer Frau
40 von einem Manne gespielt ward. Doch
tue ich es nicht, um ihn deshalb zu
tadeln oder zu behaupten, daß der Frau
nicht ganz recht geschehen sei, sondern
im Gegenteil, um den Mann zu loben und
45 die Frau zu tadeln und um euch zu zeigen,
daß auch die Männer die anzuführen wissen,
die ihnen allzusehr vertrauen, wie
sie von denen betrogen werden, denen
sie blindlings Glauben schenken; wes-
50 halb denn eigentlich das, was ich vor-
tragen will, nicht ein Possen, sondern
ein wohlverdienter Lohn zu nennen wäre.
Wir wissen, daß jede Frau durchaus ehrbar
sein und ihre Keuschheit wie ihr Leben hü-
55 ten, auch aus keinem Grunde diese zu be-
flecken sich gestatten soll, was sich
bei der Schwachheit unserer Natur frei-
lich nicht so vollständig beobachten
läßt, wie es sein sollte. Dennoch be-
60 haupte ich, daß diejenige des Feuers
würdig ist, welche sich um Geldes wil-
len dazu verleiten läßt. Die Frau aber,
welche aus Liebe, deren allmächtige Ge-

Themati-
sierte
Faktoren
d. Kommun.
modells

Sprecher	Hörer	Intention	Kommun. sit.	Bereich G u S
+			+	
	+			
		+		+



walt sie erkennt, dahin gelangt, verdient von jedem nicht zu strengen Richter Vergebung, wie uns vor einigen Tagen Filostrato am Beispiel der Madonna Filippa aus Prato zeigte.

Thematisierte Faktoren d. Kommun. modells			
Bereich	G u S	Kommun. sit.	Intention
Sprecher			
Hörer			

O_{TT}

1_{TT}²

2_{TT}^{2.3}

3_{TT}^{2.3.2}

[A's Bedingungen]

Nach vielem Hin- und Herreden kam die Frau zu dem Schluß, daß sie geneigt wäre, zu tun, was Wolfhart begehrte, jedoch unter zwei Bedingungen: erstens

100 dürfe er es nie jemand offenbaren, zweitens müsse er ihr, da er ein reicher Mann sei, zweihundert Goldgulden geben, die sie gerade für einen bestimmten Zweck brauche; so wäre sie

105 dann immer bereit, sich seinen Wünschen zu fügen,

3_{TT}^{2.3.3}

[Akzeptieren der Bedingungen = Vorbereitung des 2. Betrugs (1)]

Als Wolfhart diesen Beweis ihres Geizes vernahm, erzürnte ihn ihre niedere Gesinnung, und seine Liebe

110 für sie, die er bisher für eine edle Frau gehalten, verwandelte sich nahezu in Haß, Nun sann er darauf, sie zu überlisten, und ließ ihr daher antworten, er sei gern bereit, dies

115 wie alles andere zu tun, was in seinen Kräften stehe. Daher möge sie nur schicken und ihm sagen lassen, wann er zu ihr kommen solle. Er wolle ihr dann das Geld bringen und niemand

120 solle von dieser Sache wissen, einer von seinen Kameraden ausgenommen, dem er völlig vertrauen könne und der bei allem, was er tue, sein Begleiter sei.

Als die Frau, oder vielmehr das schlechte Weib, dies hörte, war sie zufrieden und ließ ihm zurücksagen, ihr Mann Gasparuolo müsse in einigen Tagen geschäftshalber bis nach Genua reisen.

Sie lasse es ihn dann wissen und

130 schicke zu ihm,

Personen- konstellation	Zeitbestimmung	Ortsbestimmung	Renominierung
W A G			
		+	A W
		+	
		+	A

[illegible]

O _{TT}	1 _{TT} ²	2 _{TT} ^{2.6}	3 _{TT} ^{2.6.1}	3 _{TT} ^{2.6.2}		W	A	G	Zeitbestimmung	Ortsbestimmung	Renominierung
					und sprach: "Allerdings habe ich sie empfangen, ich habe nur noch nicht 195 daran gedacht, es dir zu sagen." Nun sprach Gasparruolo: "Ich bin zufrieden, Wolfhart. Geht mit Gott, und Eure Rechnung will ich schon richtig machen."						
					[Resümee, Bewertung]						A
					200 Wolfhart ging, und das überlistete Weib lieferte ihrem Mann den schmachvollen Preis ihrer Schande aus, nachdem ihr verschlagener Liebhaber so ohne Kosten die habstüchtige Schöne				+		
					205 genossen hatte.						

7.2 Textanalyse

Wenn wir als erstes Textbeispiel einen literarischen Text wählen, so gehen wir davon aus, daß die Textsortendifferenzierung im Bereich literarischer Texte im Prinzip mit denselben Kriterien vorgenommen werden kann wie im Bereich gebrauchssprachlicher Texte. Daß es sich bei dem gewählten Text um eine Übersetzung handelt²⁴, erscheint uns in diesem Zusammenhang nicht als relevant.

Als Kommunikationsakt zwischen Autor und Leser kann auch ein literarischer Text zunächst mit den obengenannten textexternen Merkmalgruppen beschrieben werden: Die sprachliche Grundfunktion ist die „Darstellungsfunktion“; die spezifische Intention wird im Vorwort des *Decamerone* als Erzählen zur Unterhaltung und zur Aufheiterung angegeben. Es handelt sich um literarische Kommunikation. Der Bereich der Gegenstände und Sachverhalte ist raum- und zeitbezogen. Da es sich um geschriebene literarische Kommunikation handelt, liegt keine

²⁴ Der Text wurde entnommen aus der in der Reihe „Exempla classica“ Nr. 32 (Fischer Bücherei 1961) erschienenen Übersetzung von K. Witte / H. Bode.

gemeinsame Kommunikationssituation für Sprecher und Hörer vor; der Autor ist definit, der Leser nicht definit. Die Kommunikationsrichtung ist die des Monologs.

Aus dieser Beschreibung nach textexternen Merkmalen ergibt sich eine grobe Charakterisierung dessen, was man als Textsortenklasse ‚literarische Erzählung‘ bezeichnen könnte (vgl. oben These V). Eine Charakterisierung der Textsorte ‚Novelle‘ im Unterschied zu Textsorten wie ‚Roman‘, ‚Märchen‘ oder ‚Chronik‘ ist auf diesem Wege nicht zu erreichen. Sie ist, wenn überhaupt, nur möglich mit Hilfe einer Analyse nach textinternen Merkmalen, d. h. insbesondere nach Teiltexten verschiedenen Grades.

Als Teiltext nullten Grades wird die Novelle als Ganzes angesehen (vgl. dazu Anm. 20).

Sie gliedert sich in zwei Teiltexte ersten Grades, die mit den traditionellen literaturwissenschaftlichen Termini als ‚Rahmen‘ und ‚Binnen-erzählung‘ bezeichnet werden können. Die Funktion des ersten Teiltexts ersten Grades, also des Rahmens, im Zusammenhang des Gesamttexts besteht in der Thematisierung eines Kommunikationsakts, und zwar des Kommunikationsakts zwischen den zehn (fiktiven) Personen, die sich in einem Landhaus bei Florenz die Novellen des *Decamerone* erzählen. Diese Thematisierung erfolgt, wie aus der Matrix auf der rechten Seite des oben analysierten Texts hervorgeht, zweimal: zuerst durch den Erzähler des *Decamerone* und dann durch die Erzählerin der Novelle VIII, 1, Neifile. Auf diese Weise ergeben sich zwei untergeordnete Teile des ersten Teiltexts ersten Grades, also zwei Teiltexte zweiten Grades. In beiden werden die Kommunikationspartner, Sprecher und Hörer, und die Kommunikationssituation, Zeit und Ort, thematisiert. Der Typ von Kommunikationsprozeß wird als alltäglich dargestellt. Es liegt eine Sprecher und Hörer gemeinsame Kommunikationssituation vor. Die sprachliche Grundfunktion bzw. Intention wird zunächst als *Erzählen* (Zeile 28) angegeben und dann (Zeile 40 ff.) durch Angabe der Gründe für das Erzählen spezifiziert. Der dargestellte Bereich der Gegenstände und Sachverhalte ist raum- und zeitbezogen. Welcher spezielle Denotatumsbereich ausgewählt wird, wird in der Überschrift zum 8. Tag angegeben und von der Erzählerin spezifiziert durch Bezeichnung des zu Erzählenden auf einer Abstraktionsebene mit Ausdrücken wie *Possen* und *Streich* (Zeile 36, 39). Die Richtung des thematisierten Kommunikationsakts, der ja ein Kommunikationsakt auf der zweiten Ebene ist, ist die des Monologs.

Die Abgrenzung zwischen den beiden Teiltextritten zweiten Grades wird insbesondere durch metakommunikative Verben geleistet: ... *begann Neifile also* (Zeile 30) und *mit meiner Erzählung den Anfang machen* (Zeile 32 f.). Die Verwendung von metakommunikativen Verben, die sich auf den Kommunikationsakt ‚Erzählen‘ beziehen, also hier speziell: von metanarrativen Verben, ebenso wie das Vorkommen von Ausdrücken, die den Text auf einer Abstraktions- oder Metaebene substituieren²⁵, ist ein deutliches Unterscheidungs- und Abgrenzungskriterium zwischen dem ersten und dem zweiten Teiltextritten ersten Grades, also zwischen Rahmen und Binnenerzählung. Insgesamt ist der Teiltextritt ‚Thematisierung des Kommunikationsakts‘ als erster Teiltextritt einer Erzählung konstitutiv für die Textsorte ‚Rahmenerzählung‘.

Der zweite Teiltextritt zweiten Grades leitet in seinem letzten Teil zur Binnenerzählung über. Dies geschieht dadurch, daß ein Wertmaßstab angegeben wird, der später bei der Beurteilung der erzählten Handlungen zugrundegelegt wird. Die Indefinita und das Präsens entsprechen der allgemeinen, d. h. vom Einzelfall abstrahierenden Ebene, die hier intendiert ist.

Der Beginn des zweiten Teiltextritten ersten Grades, der Binnenerzählung, ist deutlich markiert durch die Lokalisierung des darzustellenden Denotationsbereichs in Raum und Zeit: *einst in Mailand* (Zeile 69). Im Gegensatz zum Schluß des vorhergehenden Teiltextritten bezieht sich die Erzählerin nun auf definite Personen: *ein Deutscher, eine schöne Frau, ein reicher Kaufmann*. Der Einschnitt zwischen den beiden Teiltextritten wird auch durch den Tempuswechsel (Präsens zu Präteritum) gekennzeichnet. Dieser erste Satz, der im übrigen ein typischer Textanfangssatz im Sinne Harwegs (1968) ist, wird durch *also* mit dem ersten Teiltextritten ersten Grades verknüpft.

Die Zeitbestimmung *einst* leistet nur eine zeitliche Lokalisierung in der Vergangenheit ohne irgendeine Präzisierung. Zeitbestimmungen dieser Art scheinen typisch für Erzählungen zu sein; sie sind oft formelhaft wie etwa auch *eines Tages*, *an einem schönen Sommerabend* oder *es war einmal* und lassen sich geradezu als Erzählsignale interpretieren²⁶. Dabei kann man unterscheiden zwischen typischen Anfangssignalen, die die Einführung der Personen einleiten (hier: *einst*) und solchen Signalen wie *eines Tages* (Zeile 91), die den Beginn der „Haupthandlung“ si-

²⁵ Vgl. dazu Raible 1972: Kap. 3.3.

²⁶ Bei Raible 1971: 305 ff. werden solche Signale als ‚Episodenmerkmale‘ bezeichnet. Vgl. dazu auch Gülich / Raible 1974, Abschnitt 1.4.3.

gnalisieren, indem sie aus dem durch das Anfangssignal bezeichneten Zeitraum einen bestimmten Ausschnitt herausgreifen. Die letzteren Signale sind übrigens häufig mit einem Tempuswechsel kombiniert, z. B. in französischen Novellen mit dem Wechsel zwischen *Imparfait* und *Passé Simple*²⁷.

Der zweite Teiltext ersten Grades, die Binnenerzählung, ist bei uns in die folgenden sechs Teiltexte zweiten Grades untergliedert: 1. Einführung der Hauptperson, 2. Ausgangssituation, 3. Vorbereitung des ersten Betrugs (d. h. des Ehebruchs), 4. Vorbereitung des zweiten Betrugs (d. h. des Betrugs um das geforderte Geld), 5. Ausführung des ersten Betrugs, 6. Ausführung des zweiten Betrugs. Zu dieser Untergliederung kommen wir zunächst durch das Kriterium der Veränderung in der Personenkonstellation. Konstitutiv für einen Teiltext ist die An- bzw. Abwesenheit der verschiedenen Personen (vgl. die Matrix auf der rechten Seite der Beispielanalyse, S. 164 ff.). Wir berücksichtigen dabei nur die drei Hauptpersonen: Wolfhart, Ambruogia und Gasparruolo. Nicht berücksichtigt wird, ob eine abwesende Person von einer anwesenden in der Rede erwähnt wird. Wie die Matrix zeigt, ist die zuerst eingeführte Person Wolfhart in allen Teiltexten anwesend; die Teiltexte unterscheiden sich also dadurch, mit welchem Handlungspartner Wolfhart auftritt. Im einleitenden Teiltext ist nur von Wolfhart die Rede, im zweiten und im letzten Teiltext sind jeweils alle drei Personen anwesend, in den mittleren Teiltexten, d. h. dem dritten, vierten und fünften ist jeweils eine Person ausgeschlossen, nämlich Gasparruolo im dritten und fünften und Ambruogia im vierten Teiltext. Dabei ist es so, daß der jeweils Ausgeschlossene nicht wissen darf, was die Anwesenden tun oder besprechen.

Zusätzlich zu der Veränderung in der Personenkonstellation können als Gliederungsmerkmale für die Teiltexte zweiten Grades die Zeitbestimmungen herangezogen werden, die ebenfalls jeweils am Beginn eines neuen Teiltexts stehen. Sie betreffen die weitere Abfolge der dargestellten (durch die Erzählsignale am Anfang in der Vergangenheit lokalisierten) Ereignisse und setzen die Teiltexte in chronologische und meist zugleich inhaltliche Beziehung zueinander, z. B. wenn es heißt: *als Gasparruolo endlich von Genua heimkehrte* (Zeile 175 f.). Auch diese

²⁷ Zur Rolle dieses Tempuswechsels in der Textgliederung vgl. die Analyse von André Maurois' Erzählung „La maison“ in Gülich 1974: 292 ff. – Bei Boccaccio ist ein entsprechender Tempuswechsel nicht zu beobachten; die Gründe dafür legt Weinrich 1971: 132–136 dar.

Form der Zeitangabe scheint uns für erzählende Texte charakteristisch zu sein; in einer juristischen Falldarstellung z. B. sind, wie die Analyse des nächsten Textbeispiels zeigen wird, Zeitbestimmungen dieses Typs nicht üblich. Die Zeitbestimmung am Beginn eines neuen Teiltexs (zweiten Grades) ist im vorliegenden Text jeweils mit einer Ortsangabe kombiniert.

Zeitbestimmungen kommen jedoch nicht nur in Verbindung mit einer Veränderung in der Personenkonstellation vor, sondern auch innerhalb der durch die Veränderung in der Personenkonstellation delimitierten Teiltexs zweiten Grades. Sie ermöglichen somit eine weitere Untergliederung der Teiltexs zweiten Grades in Teiltexs dritten Grades.

Als weiteres Gliederungsmerkmal fungiert in dem vorliegenden Text die Renominalisierung, d. h. die Wiederaufnahme einer vorher durch Pronomina bezeichneten Person durch den Eigennamen oder ein Nomen mit bestimmtem Artikel. Renominalisierung tritt ebenfalls als zusätzliches Gliederungsmerkmal neben einer Veränderung in der Personenkonstellation und/oder einer Zeitbestimmung auf; sie kommt jedoch auch als alleiniges Gliederungsmerkmal vor und wäre also möglicherweise ebenfalls für eine weitere Untergliederung der Teiltexs zweiten Grades geeignet. Dabei wäre allerdings darauf zu achten, ob Renominalisierung und Pronominalisierung auf derselben Ebene der Kommunikation vorkommen; man kann nicht von Renominalisierung sprechen, wenn die betreffende Person vorher nicht auf der ersten Ebene der Kommunikation in pronominalisierter Form vorgekommen ist, sondern auf der zweiten Ebene, d. h. in direkter oder indirekter Rede²⁸.

Wir kommen also anhand dieser Beispielanalyse zu einer Hierarchie von Gliederungsmerkmalen für Teiltexs solcher Texte, deren Denotationsbereich auf Raum und Zeit bezogen ist: 1. Veränderung in der Personenkonstellation, 2. Zeit- (und Orts-)bestimmungen und 3. Renominalisierung. Diese Hierarchie bezieht sich allerdings nur auf die Binenerzählung, die ja auch allein als Text (Teiltexs nullten Grades) möglich wäre. Wenn man den Rahmen mitberücksichtigt, so stehen an erster Stelle die metanarrativen Sätze und die Substitutionen auf Abstraktions- und Metaebene („Possen erzählen“) und an zweiter Stelle

²⁸ Die Notwendigkeit einer Trennung der verschiedenen Ebenen der Kommunikation bei der Textgliederung wird ausführlicher dargelegt und begründet in Gülich / Raible 1974, Abschnitt 1.3.2 und 3.1.

der Tempuswechsel vom Typ Präsens zu Präteritum²⁹. Erst danach würde dann die oben angegebene Hierarchie folgen³⁰. Als charakteristisch für die Delimitierung von Teiltextrn niedrigeren Grades erweist sich, wie aus der Matrix auf der rechten Seite des Texts (S. 164 ff.) deutlich hervorgeht, eine Kombination mehrerer Gliederungsmerkmale. Wir vermuten, daß die hier gefundenen Gliederungsmerkmale zumindest teilweise auch bei der Gliederung von Manifestationen anderer Textsorten verwendet werden können, z. T. wohl auch solcher, deren Denotatumsbereich nicht auf Raum und Zeit bezogen ist³¹.

Abschließend muß die Frage gestellt werden, was die Analyse nach Teiltextrn für die Textsortenklasse ‚Erzählung‘ bzw. für die Textsorte ‚Novelle‘ ergibt bzw. ergeben könnte. Es ist evident, daß eine chronologische Abfolge der Denotata von Teiltextrn konstitutiv für erzählende Texte ist³², allerdings unter der Bedingung, daß sie durch eine bestimmte sprachliche Realisierung von Zeitbestimmungen gekennzeichnet ist. Andernfalls würde dies Merkmal auch z. B. auf eine juristische Falldarstellung oder eine Chronik zutreffen.

Was die Art der Teiltextrn betrifft, so haben wir bereits festgestellt, daß ein einleitender Teiltextrn ‚Thematisierung des Kommunikationsakts‘ konstitutiv für die Textsorte ‚Rahmenerzählung‘ ist. Konstitutiv für literarische Erzählungen, z. T. wohl auch für Erzählungen in alltäglichen Kommunikationsprozessen ist ferner ein Teiltextrn ‚Einführung der Personen‘ oder ‚Ausgangssituation‘. Um die übrigen oben analysierten funktionellen Teile der Binnenerzählung der Boccaccio-Novelle für die Beschreibung bestimmter Typen von Erzählungen nutzbar zu machen, müßte man vom vorliegenden Text abstrahieren und für sie Benennungen etwa in der Art wählen, wie sie William Labov und Joshua Walczky (1967) bei der Analyse mündlicher Erzählungen oder Gerold Hilty (1967) bei der Analyse der *Novelas ejemplares* von Cervantes benutzt haben. Es wäre möglich, zu diesem Zweck jeweils zwei Teil-

²⁹ Nach Weinrich 1971 würde es sich hier um einen Wechsel der Sprechhaltung handeln (besprochene Welt zu erzählter Welt). Tempuswechsel vom Typ Imparfait zu Passé Simple (nach Weinrich: Reliefgebung) würde in unserer Hierarchie an niedrigerer Stelle stehen. Vgl. Gülich 1974: 295 f.

³⁰ Zur Begründung und genaueren Darstellung der – leicht modifizierten – Hierarchie vgl. Gülich / Raible 1974, Abschnitt 1.3 und 1.4.

³¹ Eine Analyse „narrativer Sequenzen“ mit Hilfe von Gliederungsmerkmalen wird von Rydner 1971 am Beispiel eines Ausschnitts aus dem altfranzösischen Roman „La Mort Artu“ durchgeführt.

³² Vgl. dazu u. a. auch Stempel 1971, van Dijk 1972: 292 f. oder van Dijk / Ihwe / Petöfi / Rieser 1972: 16 f.

texte der Binnenerzählung der Boccaccio-Novelle zu einem zusammenzufassen, und zwar den ersten und zweiten, den dritten und vierten, den fünften und sechsten. Für eine Erzählung wären dann mindestens drei Teiltexte erforderlich, die man als 1. Beschreibung der Ausgangssituation, 2. Darstellung der Entstehung eines Konflikts und 3. Darstellung der Lösung eines Konflikts bezeichnen könnte. In Übertragung der Ergebnisse von Labov / Waletzky auf geschriebene Erzählungen könnte man auch die Termini 1. „orientation“, 2. „complication“ und 3. „resolution“ wählen³³.

In der hier vorliegenden Erzählung wären alle drei Teiltexte verdoppelt, was sich durch das Thema des zweifachen Betrugs erklären läßt. Wie der Betrug in beiden Fällen im einzelnen vorstatten geht, ist der weiteren Untergliederung der Teiltexte zweiten Grades in Teiltexte dritten und gegebenenfalls vierten Grades zu entnehmen. Diese Frage ist indessen nur noch für die vorliegende Novelle als Textvorkommen interessant, nicht jedoch für die Novelle als Manifestation einer Textsorte.

Die drei obengenannten obligatorischen Teiltexte wären je nach der Textsorte ‚Novelle‘, ‚Roman‘, ‚Märchen‘ usw. zu spezifizieren und gegebenenfalls zu ergänzen. Eine entscheidende – und sehr schwierige – Frage wäre dabei, ob nicht nur eine Mindestzahl, sondern auch eine Höchstzahl von Teiltexten angegeben werden könnte, durch die sich z. B. Novelle und Roman unterscheiden ließen. Dabei müßten allerdings immer die Gliederungsmerkmale bzw. die Einleitungsformen der einzelnen Teiltexte mitberücksichtigt werden, d. h. sie müßten ebenso wie die Teiltexte selbst als Differenzierungskriterien verwendet werden³⁴.

³³ Die vierte und fünfte Funktion von Labov / Waletzky: „evaluation“ und „coda“ scheinen für geschriebene, zumindest für literarische Erzählungen nicht typisch zu sein. Bei Hilty (1967) sind die drei Teile der Novelle: 1. die Darstellung einer bestimmten gesetzmäßigen Ordnung, 2. die Durchbrechung dieser Ordnung und 3. die Wiederherstellung der Ordnung. – Auch bei Claude Bremond (1968, 1970 u. ö.) besteht eine Erzählsequenz aus drei Funktionen: 1. Ausgangszustand einer Handlung, 2. Handlung, die den Ausgangszustand verändert, 3. Resultat der Handlung.

³⁴ Z. B. wird der Unterschied zwischen Novelle und Märchen sicher weniger in der Anzahl der Teiltexte liegen als in den Einleitungsformen der Teiltexte und natürlich in der inhaltlichen Ausfüllung der Teiltexte. – Zur Differenzierung verschiedener Typen von Erzählungen wie Legende, Fabel, Märchen, Kriminalroman vgl. van Dijk 1972 a, besonders S. 318 f.

8. Analyse des zweiten Beispieltexts: Beschluß des zweiten Zivilsenats des bayerischen Obersten Landesgerichts vom 19.7.1967

8.1 Gliederung des Texts

⁰_{TT} [Was der Entscheidung zugrunde liegt] Gründe

¹ _{TT} ¹ [Darstellung des vorliegenden Falls]	1.	
² _{TT} ^{1.1}	1. Die Antragstellerin Frau Brigitte K. geborene S. schloß am 20.12.1941 vor dem Standesbeamten in Greifswald die Ehe mit Reimar K. In der Heiratsurkunde ist als Wohnort des Ehemannes zur Zeit der Eheschließung Stralsund, als solcher der Ehefrau Greifswald angegeben. Die Ehegatten waren deutsche Staatsangehörige. Aus der Ehe sind drei bereits volljährige Kinder hervorgegangen.	5
² _{TT} ^{1.2}	2. Mit Urteil vom 5.1.1961 erklärte auf die Klage der Ehefrau das für Santiago in Chile zuständige Zivilgericht diese Ehe für nichtig. Die Eheleute, damals noch beide deutsche Staatsangehörige, hatten ihren gemeinsamen Wohnsitz zu dieser Zeit in Santiago. Der Beklagte hatte sich auf die Klage eingelassen und dem Antrag nicht widersprochen.	10
² _{TT} ^{1.3}	3. Das Gericht war davon ausgegangen, daß materiellrechtlich deutsches Eherecht anzuwenden sei. Es hatte jedoch fälschlich angenommen, daß die Ehe in Deutschland vor einem unzuständigen Standesbeamten geschlossen und deshalb nach § 21 EheG 1938 nichtig sei. Da diese Rechtsfolge auch dem chilenischen Recht entspreche, habe der Klage stattgegeben werden müssen. Das Urteil ist nach den getroffenen Feststellungen rechtskräftig.	15 20
² _{TT} ^{1.4}	Reimar K. hat sich inzwischen in Chile wieder verheiratet. Frau Brigitte K., die nunmehr in München wohnt, beabsichtigt eine zweite Ehe einzugehen.	25
	4. Sie beantragte daher am 11.1.1967 beim Bayer.Staatsministerium der Justiz, dieses möge feststellen, daß die Voraussetzungen für die Anerkennung des Ehenichtigkeitsurteils vom 5.1.1961 gegeben seien.	

0 _{TT}		
1 _{TT} ¹		
2 _{TT} ^{1.5}	5. Die Justizverwaltungsbehörde hat diesen Antrag am 24.2.1967 abgelehnt. Die begehrte Anerkennung verstoße gegen den Zweck eines deutschen Gesetzes und sei daher gemäß § 328 Abs. 1 Nr. 4 ZPO ausgeschlossen. Das chilenische Gericht habe das deutsche Eherecht falsch angewendet. Dessen verfahrensmäßig garantiertes grundsätzliches Bekenntnis zur Unauflöslichkeit der Ehe enthalte eine verbindliche Wertentscheidung für den gesamten Bereich des die Ehe und die Familie betreffenden privaten und öffentlichen Rechts. Dem entspreche die geschlossene Zahl der im Ehegesetz normierten Nichtigkeitsgründe, die eine analoge Anwendung auf ähnliche Tatbestände verbiete. Taste man diesen Grundsatz an, würden die Grundlagen des deutschen staatlichen Lebens erschüttert. Die Anerkennung des Urteils verstoße daher gegen den ordre public.	30 35 40 45
2 _{TT} ^{1.6}	6. Gegen die Ablehnung hat die Antragstellerin durch ihren bevollmächtigten Rechtsanwalt Antrag auf gerichtliche Entscheidung gestellt. Sie sei berechtigt, gegen ihren nach deutschem Recht derzeit in Doppelehe lebenden früheren Ehemann Scheidungsklage sowohl auf Grund des § 48 wie auf Grund des § 43 EheG zu erheben, da er sich schon vor Einreichung der Nichtigkeitsklage anderen Frauen zugewandt habe.	50
1 _{TT} ²	[Beurteilung des Falls]	II.
2 _{TT} ^{2.1}	[Statthaftigkeit des Antrags] Der an keine Frist gebundene Antrag auf gerichtliche Entscheidung ist statthaft und formgerecht gestellt (Art. 7 § 1 Abs. 4, 6 Sätze 1 und 4 FamRÄndG vom 11.8.1961 – BGBI. I S. 1221 ^{*)} –, § 21 Abs. 2 FGG). Zur Entscheidung über den Antrag ist	55

“Steuertext” – im Original nicht wörtlich zitiert: Familienrechts-Änderungsgesetz, § 1, Abs. 4

*) (4) Lehnt die Landesjustizverwaltung den Antrag ab, so kann der Antragsteller die Entscheidung des Oberlandesgerichts beantragen.

0 _{TT}		
1 _{TT} ²		
2 _{TT} ^{2.1}	das Bayerische Oberste Landesgericht berufen (Art. 7 § 1 Abs. 6 Sätze 2 und 4 FamRÄndG ^{**}) § 199 FGg, Art. 23 BayAGGVG i.d.F. des Art. 75 Nr. 3 BayRiG vom 26.2.1965 — GVB1. S. 13). Die Antragstellerin hat als Ehegattin der für nichtig erklärten Ehe ein rechtliches Interesse an der Anerkennung des Urteils (Art. 7 § 1 Abs. 3 Satz 2 FamRÄndG ^{***}).	60 65
2 _{TT} ^{2.2}	[Entscheidung] Der Antrag ist begründet.	
2 _{TT} ^{2.3}	[Begründung der Entscheidung]	
3 _{TT} ^{2.3.1}	[Prüfung, ob § 328 Abs. 1, Nrn. 1 und 2 ZPO anzuwenden sind] 1. Die Anerkennung des nach chilenischem Recht gültigen (vgl. Geimer, Die Prüfung der Gerichtsbarkeit und der internationalen Zuständigkeit bei der Anerkennung ausländischer Urteile S. 39 Nr. 1) und rechtskräftig gewordenen Nichtigkeitsurteils wird zunächst durch die in § 328 Abs. 1 Nrn. 1 und 2 ZPO ^{****}) nicht ausgeschlossen. Hiervon ist zu-	70 75

“Steuertext” — im Original nicht wörtlich zitiert:

**) (6)¹Das Oberlandesgericht entscheidet im Verfahren der freiwilligen Gerichtsbarkeit. ²Zuständig ist das Oberlandesgericht, in dessen Bezirk die Landesjustizverwaltung ihren Sitz hat. ³Der Antrag auf gerichtliche Entscheidung hat keine aufschiebende Wirkung. ⁴§21 Abs.2, §§23, 24 Abs. 3, §§25, 30 Abs. 1-Satz 1 und § 199 Abs.1 des Gesetzes über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit gelten sinngemäß. ⁵Die Entscheidung des Oberlandesgerichts ist endgültig.

**) (3) Die Entscheidung ergeht auf Antrag. Den Antrag kann stellen, wer ein rechtliches Interesse an der Anerkennung glaubhaft macht.

****) ZPO § 328, [Anerkennung ausländischer Urteile] (1) Die Anerkennung des Urteils eines ausländischen Gerichts ist ausgeschlossen:
 1. wenn die Gerichte des Staates, dem das ausländische Gericht angehört, nach den deutschen Gesetzen nicht zuständig sind;
 2. wenn der unterlegene Beklagte ein Deutscher ist und sich auf den Prozeß nicht eingelassen hat, sofern die den Prozeß einleitende Ladung oder Verfügung ihm weder in dem Staate des Prozeßgerichts in Person noch durch Gewährung deutscher Rechtshilfe zugestellt ist;

0 _{TT}		
1 _{TT} ²		
2 _{TT} ^{2,3}		
3 _{TT} ^{2,3,1}	treffenderweise auch die Landesjustizverwaltung still- schweigend ausgegangen. Die Eheleute hatten ihren letzten gemeinsamen gewöhnlichen Aufenthalt in Santiago (§ 328 Abs. 1 Nr. 1, §§ 606, 606a Nr. 2 ZPO); das chilenische Gericht war daher befugt, über den Streitgegenstand zu entscheiden, und hierzu auch international zuständig (vgl. Geimer aaO S. 39, S. 67ff., S. 103ff., S. 113/114), gleichviel ob man sich in der Frage des Verhältnisses von § 606a ZPO zu § 328 Abs. 1 Nr. 1 ZPO der derzeit noch herrschenden Lehre — Nachweise bei Geimer aaO S. 113 Fußnote 81 — an- schließt oder nicht. Der Beklagte hatte sich auf den Rechtsstreit eingelassen (§ 328 Abs. 1 Nr. 2 ZPO).	80
3 _{TT} ^{2,3,2}	[Prüfung, ob § 328 Abs. 1, Nr. 3 ZPO anzuwenden ist]	90
	2. Zu prüfen ist aber, ob die Bestimmung des § 328 Abs. 1 Nr. 3 ZPO ^{*)} der erbetenen Anerkennung ent- gegensteht. Dies wäre der Fall, wenn das ausländische Urteil die dort aufgezählten kollisionsrechtlichen Grundsätze zum Nachteil einer deutschen Partei nicht beachtet hätte. Das Schrifttum läßt diese Bestimmung — gemäß ihrem Wortlaut — überwiegend nur dann ein-	95

“Steuertext” ZPO § 328, Abs. 1

*) 3. wenn in dem Urteil zum Nachteil einer deutschen Partei von den Vor-
schriften des Artikels 13 Abs. 1, 3 oder der Artikel 17, 18, 22 des Einfüh-
rungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch oder von der Vorschrift des
auf den Artikel 13 Abs. 1 bezüglichen Teiles des Artikels 27 desselben Ge-
setzes oder im Falle des § 12 Abs. 3 des Gesetzes über die Verschollenheit,
die Todeserklärung und die Feststellung der Todeszeit vom 4. Juli 1939
(Reichsgesetzbl. I S. 1186) zum Nachteil der Ehefrau eines für tot erklärten
Ausländers von der Vorschrift des Artikels 13 Abs. 2 des Einführungsgesetzes
zum Bürgerlichen Gesetzbuch abgewichen ist;

0 _{TT}	
1 _{TT} ²	
2 _{TT} ^{2,3}	
3 _{TT} ^{2,3,2}	greifen, wenn objektiv eine durch das deutsche internationale Privatrecht nicht berufene Rechtsordnung angewendet wurde (vgl. Kegel, Internationales Privatrecht 2. Aufl. § 22 V S. 379; Stein/Jonas/Schönke/Pohle ZPO 18. Aufl. § 328 Anm. VI Nr. 3; Wieczorek ZPO § 328 Anm. E IIIa; Raape, Internationales Privatrecht 5. Aufl. § 19 IV 2; Jansen FGG Erg. 1962 FamRÄndG Art. 7 § 1 Anm. 8c). Demgegenüber vertritt Gesler (§ 328 ZPO, ein Beitrag zu der Lehre von der zwingenden Natur der Kollisionsnormen S. 61 Nr. 2b) die Ansicht, § 328 Abs. 1 Nr. 3 ZPO greife auch dann ein, wenn eine deutsche Norm falsch angewendet und dadurch gegen den Inhalt der bezeichneten Kollisionsnormen verstoßen worden sei. Folgt man der ersteren Ansicht, scheidet ein Verstoß gegen den Schutzgedanken des § 328 Abs. 1 Nr. 3 ZPO im vorliegenden Fall allein schon deshalb aus, weil das chilenische Gericht deutsches Recht – wenn auch falsch – angewendet hat. Wollte man Gesler beitreten, stünde § 328 Abs. 1 Nr. 3 ZPO der Anerkennung des Urteils dann entgegen, wenn eine der dort genannten Normen zum Nachteil einer deutschen Partei falsch angewendet worden wäre. In Betracht käme hier, wo es sich um die Nichtigkeitserklärung einer Ehe handelt, Art. 13 Abs. 1 EGBGB (vgl. Soergel/Kegel BGB 9. Aufl. Art. 13 EGBGB Rdnrn. 3ff; Ermann/Marquardt BGB 4. Aufl. Art. 13 EGBGB Anm. 4; Palandt/Lauterbach BGB 26. Aufl. Art. 13 EGBGB Anm. 6). Die Frage braucht hier nicht abschließend beantwortet zu werden, da im Urteil des chilenischen Gerichts festgestellt ist, daß der damalige Ehemann der Antragstellerin sich dem Antrag, die Ehe für nichtig zu erklären, angeschlossen hat. Er hat das Urteil nicht angegriffen, sich vielmehr alsbald wieder ver-

0 _{TT}		
1 _{TT} ²		
2 _{TT} ^{2,3}		
3 _{TT} ^{2,3,2}	heiratet, damit also zu erkennen gegeben, daß er das Urteil gelten lassen wolle. In einem solchen Fall steht § 328 Abs. 1 Nr. 3 ZPO der Anerkennung des ausländischen Urteils nicht entgegen (RGZ 121, 24/30; BGHZ 34, 134/143; Gesler aaO S. 63; Staudinger/Raape BGB 9. Aufl. Art. 17 EGBGB Anm. G IV S. 408/409; Kleinrahm, Die Anerkennung ausländischer Entscheidungen in Ehesachen S. 34). Das Bedenken Riezlers (Internationales Zivilprozeßrecht S. 538 Fußnote 2), der durch § 328 Abs. 1 Nr. 3 ZPO gewährte Schutz sei hinsichtlich der der Disposition der Parteien entzogenen Normen unverzichtbar (vgl. hierzu die Nachweise bei Kleinrahm aaO S. 34 Fußnote 76), greift deshalb nicht durch, weil die Anerkennung eines gegen die Norm verstoßenden Urteils ihre Schranken im deutschen ordre public (§ 328 Abs. 1 Nr. 4 ZPO) findet. Dies gilt um so mehr, als die Trennung der Ehe im vorliegenden Fall nach deutschem Recht zwar nicht aus dem vom chilenischen Gericht angenommenen Grunde, aber im Wege der Scheidung gemäß §§ 42 oder 43 EheG auch nach deutschem Recht möglich gewesen wäre (vgl. Staudinger/Raape aaO Art. 17 EGBGB Anm. G IV S. 409).	135
3 _{TT} ^{2,3,3}	[Prüfung, ob § 328 Abs. 1, Nr. 4 ZPO anzuwenden ist]	155
	3. Somit bleibt zu prüfen, ob die erbetene Anerkennung des Urteils gegen die guten Sitten oder gegen den Zweck eines deutschen Gesetzes (§ 328 Abs. 1 Nr. 4 ZPO *) verstoßen würde. Dies wird allerdings im	

“Steuertext” ZPO § 328, Abs. 1

*) 4. wenn die Anerkennung des Urteils gegen die guten Sitten oder gegen den Zweck eines deutschen Gesetzes verstoßen würde;

0 _{TT}	
1 _{TT} 2	
2 _{TT} 2,3	
3 _{TT} 2,3,3	Schrifttum teilweise für den hier gegebenen Fall ange- 160 nommen, daß das ausländische Gericht das deutsche Recht falsch angewendet hat vgl. Raape aaO § 19 IV 5; v. Gierke, Zeitschrift für das Gesamte Handels- und Konkursrecht 1926 Bd. 88, 143/152 Nr. 2b; a.A. wohl v. Bar, Monatsschrift für Handelsrecht und Bankwe- 165 sen Bd.7, 33). Diese Ansicht vermengt aber in system- widriger Weise zwei Fragen, die klar auseinandergehal- ten werden müssen: Verstößt die falsche Anwendung deutschen Rechts an sich oder aber nur durch das hierdurch gewonnene Ergebnis gegen den deutschen 170 ordre public? Offensichtlich stellt die fehlerhafte An- wendung des deutschen Rechts ebensowenig für sich allein gesehen schon eine Verletzung des deutschen ordre public dar, wie sie nach deutschem Recht grund- sätzlich keine Möglichkeit gibt, ein rechtskräftiges Ur- 175 teil anzugreifen. Andernfalls würde dies zu der dem deutschen Recht unbekannten révision au fond füh- ren (vgl. Kegel aaO § 22 V S. 379; Geimer aaO S. 41 mit Nachweisen zu Fußnote 84). Nur am Ergebnis des gewonnenen und anzuerkennenden ausländischen 180 Urteils kann die etwaige Verletzung des deutschen ordre public gemessen werden. Ein Verstoß gegen den Zweck eines deutschen Gesetzes im Sinne des § 328 Abs. 1 Nr. 4 ZPO ist dann anzu- nehmen, "wenn der Unterschied zwischen den Staats- 185 politischen oder sozialen Anschauungen, auf denen das nach den Vorschriften des internationalen Privat- rechts an sich maßgebende Recht des Auslands und das davon abweichende deutsche Recht beruhen, so erheblich ist, daß die Anwendung des ausländischen 190 Rechts direkt die Grundlagen des deutschen staatlichen oder wirtschaftlichen Lebens angreifen würde" (RGZ 60, 296; 138, 216; 169, 245; BGHZ 22, 15 und 167;

0 _{TT}	
1 _{TT} ²	
2 _{TT} ^{2,3}	
3 _{TT} ^{2,3,3}	28, 384; 35, 357; BayObLGZ 1961, 214/220, 221; 1967 Nr. 30; Palandt BGB 26. Aufl. Art. 30 EGBGB 195 Anm. 2b; Soergel-Siebert/Kegel BGB 9. Aufl. Art. 30 EGBGB Rdnrn. 10, 11; Jansen, Freiwillige Gerichts- barkeit Erg. 1962 Art. 7 § 1 FamRÄndG Anm. 8d). Die Anerkennung des ausländischen Urteils muß also im Einzelfall für die deutsche Rechtsordnung schlecht- 200 hin untragbar sein (Soergel-Siebert/Kegel aaO Rdnr.14; Kleinrahm aaO S. 35).
	4. Diese Voraussetzungen sind hier nicht gegeben. Der Senat stimmt mit dem Oberlandesgericht Celle (NJW 1963, 2235) darin überein, daß die Vorschriften der 205 § 15 Abs. 1, § 16 EheG, nach denen eine vor einem unzuständigen Standesbeamten geschlossene Ehe nicht ungültig ist, keine so überragende und absolute Bedeu- tung haben, daß jede davon abweichende Regelung die Grundlagen des deutschen Eherechts oder des 210 deutschen gesellschaftlichen Lebens erschüttern wür- de. In dem vom Oberlandesgericht Celle entschiede- nen Fall hatte das chilenische Gericht das Recht sei- nes Heimatstaates angewendet, wonach die vor einem unzuständigen Standesbeamten geschlossene Ehe für 215 nichtig erklärt werden kann (Art. 122 des Bürgerlichen Gesetzbuchs von Chile — Bergmann, Internationales Ehe- und Kindschaftsrecht I Abschn. II C 1 S. 13 — in Verbindung mit § 3 des chilenischen Ehegesetzes — Bergmann aaO S. 39). Für die Frage, ob das anzuer- 220 kennende Urteil mit dem deutschen ordre public ver- einbar ist, kann es aber keinen Unterschied machen, ob das zu prüfende — nämliche — Ergebnis durch An- wendung des ausländischen Rechts oder durch falsche Anwendung des deutschen Rechts erzielt worden ist. 225 Bereits das Oberlandesgericht Celle hat zutreffend dar- auf hingewiesen, daß die Annahme der Nichtigkeit

0_{TT}

1_{TT}²

2_{TT}^{2,3}

3_{TT}^{2,3,3}

einer Ehe wegen Unzuständigkeit des Standesbeamten nicht etwa eine übermäßig strenge, anderen Rechtsordnungen nicht bekannte Regelung ist; sie gilt nämlich auch z.B. in Spanien (Art. 101 Nr. 4 des spanischen Bürgerlichen Gesetzbuchs), in Frankreich (Art. 165, 191 des Code Civil) und in den Niederlanden (Art. 121, 147 des niederländischen Bürgerlichen Gesetzbuchs vom 10.4.1838). Vor allem aber — und dies erscheint dem Senat als entscheidend — sind die Rechtsfolgen des chilenischen Urteils die der Nichtigkeitserklärung nach deutschem Eherecht (§§ 23, 26, 27 EheG, § 1591 Abs. 1 Satz 1 Halbsatz 2 BGB). Es kann also keine Rede sein, daß die ausgesprochene Rechtsfolge selbst dem deutschen ordre public widerspräche. Nur nebenbei sei darauf hingewiesen, daß auch nach chilenischem Recht die Ehelichkeit der während der Ehe erzeugten Kinder nicht angetastet wird, wenn die Ehe für nichtig erklärt wird (Art. 122 Abs. 2 des chilenischen Bürgerlichen Gesetzbuchs). Die rechtsirrigte Annahme des chilenischen Gerichts, es liege ein Verstoß gegen § 15 des deutschen Ehegesetzes vor, der die Vernichtbarkeit der Ehe begründe, kann aber — wie oben dargelegt — für sich allein die Anerkennung des ausländischen Urteils gemäß § 328 Abs. 1 Nr. 4 ZPO nicht ausschließen.

5. Diese verstößt auch nicht gegen die guten Sitten. Wollte man die erbetene Anerkennung verweigern, würde damit die zweite Ehe des früheren Gatten der Antragstellerin in Chile zu einer "hinkenden Ehe" — ein stets unerwünschtes Ergebnis —; weiter würde Reimar K. nach deutschem Recht in strafbarer Doppelphele leben. Der Antragstellerin ihrerseits wäre die Eingehung der beabsichtigten zweiten Ehe auf geraume Zeit verwehrt, ohne daß die Rechtsstellung der

0 _{TT}	
1 _{TT} ²	
2 _{TT} ^{2,3}	
3 _{TT} ^{2,3,3}	<p>drei volljährigen Kinder hierdurch irgendwie verbessert würde. Die Befürchtung ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Antragstellerin – sollte sich durch diese Schwierigkeiten ihr derzeitiges Verlöbniß auflösen – in gesetzlich nicht erwünschte Beziehungen abgedrängt wird oder daß sie nachträglich eine möglicherweise langwierige Ehescheidung durchzuführen gezwungen ist. 265</p> <p>Alle diese Folgen werden aber vermieden, wenn man den mit dem Ablauf der Zeit sich wandelnden Lebensverhältnissen Rechnung trägt, soweit dies mit dem positiven Recht vereinbar ist. Hier hängt dessen Anwendung von der Auslegung eines unbestimmten Rechtsbegriffs, dem des deutschen <i>ordre public</i>, ab; sie ergibt bei Berücksichtigung der Gesamtumstände des zur Entscheidung stehenden Einzelfalles, daß die erbetene Anerkennung des chilenischen Urteils für die deutsche Rechtsordnung im Hinblick auf den Gesetzeszweck und die guten Sitten keineswegs schlechthin untragbar ist (Kleinrahm aaO S. 35; Kegel aaO S. 185). 270</p> <p>Das deutsche Rechtsgewissen wird durch die beantragte Anerkennung nicht verletzt (vgl. OLG Hamburg JW 1935, 3408; Soergel/Kegel aaO Art. 30 EGBGB Rdnr. 7; OLG Celle aaO), zumal auch Anhaltspunkte für ein Erschleichen des chilenischen Urteils nicht erkennbar hervorgetreten sind. 275</p>
3 _{TT} ^{2,3,4}	<p>[<i>Gesamtergebnis der Prüfung, ob die Bestimmungen von § 328 Abs. 1 Nrn. 1 - 4 ZPO anzuwenden sind</i>]</p> <p>6. Der Antrag der Frau Brigitte K., es möge festgestellt werden, daß die Voraussetzungen für die Anerkennung des vom 4. Zivilgericht (Cuarto Juzgado Civil de Mayor Cuantía) von Santiago (Chile) am 5.1.1961 gefällten Ehenichtigkeitsurteils vorliegen, ist daher 290</p>

0 _{TT}		
1 _{TT} ²		
2 _{TT} ^{2,3}		
3 _{TT} ^{2,3,4}	begründet. Das Gericht ist befugt, diese Feststellung selbst auszusprechen (vgl. Jansen aaO Anm. 10f.; Baumbach/Lauterbach ZPO 29. Aufl. § 28 EGGVG Anm. 3).	295
1 _{TT} ³	[Regelung der Verfahrenskosten]	
	7. Das Verfahren vor dem Bayerischen Obersten Landesgericht ist gebührenfrei (Art. 7 § 2 Abs. 2 Satz 1 FamRÄndG, § 1 KostO). Bei der von der Justizverwaltungsbehörde für das Verfahren vor ihr bestimmten Gebühr hat es sein Bewenden. Eine Kostenerstattung anzuordnen, ist nicht veranlaßt (§ 13 a Abs. 1 Satz 1 FGG). Der Geschäftswert für das Verfahren wird auf 3 000 DM festgesetzt (§ 30 Abs. 2, 3 KostO; vgl. Jansen aaO § 2 Anm. 1c).	300 305

GLOSSAR ZU TEXTBEISPIEL 2

I. In Textbeispiel 2 verwendete Abkürzungen

BayAGGVG	Bayerisches Ausführungsgesetz zum Gerichtsverfassungsgesetz (GVG)
BayObLGZ	Entscheidungen des Bayerischen Obersten Landesgerichts in Zivilsachen
BayRiG	Bayerisches Richtergesetz
BGB	Bürgerliches Gesetzbuch
BGBI	Bundesgesetzblatt
BGHZ	Entscheidungen des Bundesgerichtshofs in Zivilsachen
EGBGB	Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch
EGGVG	Einführungsgesetz zum Gerichtsverfassungsgesetz
EheG	Ehegesetz
FamRÄndG	Familienrechtsänderungsgesetz
FGG	Gesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit
GVBl	Bayerisches Gesetz- und Verordnungsblatt

i.d.F.	in der Fassung
KostO	Kostenordnung
NSW	Neue Juristische Wochenschrift
OLG	Oberlandesgericht
RGZ	Entscheidung des Reichsgerichts in Zivilsachen
ZPO	Zivilprozeßordnung

II. Liste rechtssprachlicher Termini (mit Vorkommensangaben); Kursiv = wesentlich für die Konstitution des Texts oder von Teiltexen

Anerkennung 28, 31, 44, 65, 70, 92, 117, 134, 145, 199, 251, 254, 278, 283, 291

Ansicht 15, 108, 112, 166

Antrag 14, 30, 47, 67, 129, 290

Antragstellerin 1, 46, 63, 129, 256, 259, 263

Aufenthalt, gewöhnlicher 79 (ZPO § 606)

Anwendung, anwenden passim

Auslegung 274

Bayerisches Oberstes Landesgericht 60, 300

Bayerisches Staatsministerium der Justiz 26

Bedenken 139

befugt 81, 295

begründet 67, 295

Beklagter 12, 88

berechtigt 48

berufen 60, 99

Bestimmung 91, 96; vgl. Normen, Vorschriften

deutsches internationales Privatrecht 98, vgl. 187

Disposition der Parteien 142

Doppelehe 49, 258

durchgreifen 144f., vgl. eingreifen

Ehe eingehen 25

Ehe, hinkende 256

Ehefrau 5, 8

Ehegatten 6

Ehegattin 64

Eheleute 10, 78

Ehelichkeit 243

Ehemann 3, 50 (früherer); 128 (damaliger) s.a. Gatte, früherer

Ehenichtigkeitsurteil 28, 294; vgl. nichtig etc.

Eherecht 16, 34, 238

Ehescheidung 268, vgl. 151

eingreifen 97, 108, 144, vgl. durchgreifen

entscheidend 236

Entscheidung 48, 59, 277

Ergebnis (eines Urteils) 170, 180, 223, 257
 Erschleichen 286
Fall 114, 133, 149, 160, 200, 213, 277 vgl. *hier*
 fälschlich 17, vgl. rechtsirrig
feststellen 27, 128, 290
Feststellung(en) 21, 295
Folgen 270; vgl. Rechtsfolge
formgerecht 57
Frage 126, 167, 220
Gatte, früherer 255 vgl. Ehemann etc.
gebührenfrei 301
Gebühr 304
 Gericht (ausländisches etc.) 15, 34, 80, 115, 128, 161, 213
Gericht vgl. Senat
Geschäftswert 306
Gesamtumstände 276
 Gesetzeszweck 158, 183, 279
 gesetzlich nicht erwünschte Beziehungen 266
Grund, Gründe 76, 151
 Grundlagen des deutschen staatlichen Lebens 43
 Grundlagen des deutschen staatlichen oder wirtschaftlichen Lebens 191f.
 Grundlagen des deutschen Eherechts oder des deutschen gesellschaftlichen Lebens 210f.
 grundsätzlich 35, 174
 Gute Sitten und Zweck eines deutschen Gesetzes 157f. (ZPO § 328, Abs. 1, Nr. 4)
 gute Sitten 253, 280
 Zweck eines deutschen Gesetzes 158, 183
hier 121, 126, 160, 203, 273
 Internationales Privatrecht 187, vgl. 98
 Justizverwaltungsbehörde 30, 303f., vgl. 77
 Klage, sich einlassen auf eine 13
 Kollisionsnormen 111
 kollisionsrechtliche Grundsätze 94f.
Kostenerstattung 304
 Landesjustizverwaltung 77, vgl. 30, 303f.
Lehre, herrschende 86
 materiellrechtlich 15
 Nachteil einer deutschen Partei 95, 119 (ZPO § 328, Abs. 1, Nr. 3)
 nichtig 19, 64, 129, 216, 245
 Nichtigkeit 227
 Nichtigkeitserklärung 121, 237
 Nichtigkeitsgründe 40
 Nichtigkeitsklage 52
 Nichtigkeitsurteil 74; vgl. Ehenichtigkeitsurteil
Normen, normiert 40, 109, 119, 143, 146; vgl. Bestimmung

öffentliches Recht 39
 ordre public 45, 147, 171, 174, 182, 221, 241, 275 (EGBGB Art.30, ZPO § 328,
 Abs. 1, Nr. 4 - beidemale nicht im Text)
 privates Recht 39
 Parteien 142
prüfen 91, 156, 223
 Recht, chilenisches 20, 70, 188, 190, 213f., 224, 242f.
 Recht, deutsches 49, 115, 149, 152, 161f., 169, 172, 174, 177, 189, 225
 rechtliches Interesse 65
 Recht, deutsches internationales Privat- 98, vgl. 187
 Recht, positives 272f.
 Rechtsbegriff, unbestimmter 274
 Rechtsfolge 20, 236f., 240
 Rechtsgewissen, deutsches 281
 rechtsirrig 247
 rechtskräftig 22, 74, 175
 Rechtsordnung 99, 200, 229f.
 Rechtsstellung 261
 Regelung 220
révision au fond 177
Senat, der 204, 236, 295 (das Gericht)
 Scheidung 151, vgl. 268
 Scheidungsklage 50
Schrifttum 96, 160
 Standesbeamter 2, 207, 215, 228
statthaft 56
 Streitgegenstand 82
Tatbestände 42
 unbestimmter Rechtsbegriff 274
 Urteil *passim*
Verfahren 300, 303, 306
Verletzung, Verstoß 112, 173, 181, 183, 248, 283
 Verlöbnis 265
verstossen gegen 31f., 111, 146, 159, 168, 253
Voraussetzungen für 28, 203, 291
Vorschriften 187, 205; vgl. Normen, Bestimmung
widersprechen 241
 Wohnsitz, gemeinsamer 11f. vgl. Aufenthalt, gewöhnlicher
zutreffend 76f., 226
 zuwenden, sich anderen Frauen 53

8.2 Textanalyse

Die Gerichtsentscheidung ist auf folgende Weise mit textexternen Merkmalen zu bestimmen: Die sprachliche Grundfunktion kann insgesamt als „Appellfunktion“ bezeichnet werden: der Sprecher, hier der zweite Zivilsenat des Bayerischen Obersten Landesgerichts, erwartet, daß die von der Entscheidung Betroffenen die Entscheidung akzeptieren bzw. danach handeln. Der Typ von Kommunikationsprozeß ist öffentlich-rechtlich, der angesprochene Bereich der Gegenstände und Sachverhalte ist überwiegend auf Raum und Zeit bezogen. Bei einer Gerichtsentscheidung liegt zumindest für den ersten, mündlich verkündeten bzw. verlesenen Teil im allgemeinen eine gemeinsame Kommunikationssituation zwischen Gericht und Parteien vor. Gleichzeitig ergeht jedoch das gesamte Urteil auch in schriftlicher Fixierung. Die Textrichtung ist ausschließlich der Monolog.

Den genannten textexternen Merkmalen entsprechen eine Reihe analoger textinterner Merkmale. Es soll dabei nur auf ein besonders charakteristisches Merkmal hingewiesen werden: Im ersten Teil der Entscheidung, der im Abdruck in der Sammlung von Entscheidungen des Bayerischen Obersten Landesgerichts weggelassen wurde, thematisiert das Gericht ausdrücklich die gesamte Kommunikationssituation. D. h. es werden die Mitglieder des Gerichts, die Parteien und die Prozeßbevollmächtigten, wie § 313 der Zivilprozeßordnung (ZPO) vorschreibt, „nach Namen, Stand oder Gewerbe, Wohnort und Parteistellung“ genannt, desgleichen der Ort und die Zeit sowie die Angaben, ob die Genannten persönlich zugegen oder vertreten waren. Dies ist eine Besonderheit einer Vielzahl von Textvorkommen des öffentlich-rechtlichen Typs von Kommunikationsprozeß.

Auf der textinternen Seite gliedert sich die Entscheidung, die als Textganzes den Status eines Teiltexths nullten Grades hat, in vier Teiltexthe ersten Grades, die für alle deutschen Textvorkommen dieser Art kanonisch sein dürften. Der erste wäre die in der abgedruckten Version fehlende Urteilsverkündung mit der vollständigen Thematisierung der Kommunikationssituation. Die drei übrigen sind die Darstellung des vorliegenden Falls, die Beurteilung des vorliegenden Falls und die Regelung der Verfahrenskosten. Die Urteilsverkündung weist bekanntlich eine besonders starke Formalisierung auf: der Beginn lautet immer *Im Namen des Volkes*, der Schluß *Von Rechts wegen* (vgl. die entsprechenden Vorschriften der ZPO – § 311 – oder der Strafprozeßordnung (StPO) – § 268).

Der zweite (hier: der erste) Teilttext ersten Grades ('TT¹') ist identisch mit dem in der vorliegenden Entscheidung mit I bezeichneten Teil. Dieser Teilttext ist eine Darstellung des zur Entscheidung vorliegenden Falles – *vorliegender Fall* ist dabei ein Terminus technicus. Wo beispielsweise im zweiten Teilttext ersten Grades ('TT²') auf die Darstellung des Falls rekurriert wird, wird dieser Teilttext substituiert als *vorliegender Fall* (³TT^{2.3.2}, 2. Absatz Anfang und Ende) oder durch einen ähnlichen Terminus, z. B. durch *Sachverhalt* oder, normiert durch § 313 ZPO, Abs. 1,3, durch den Terminus *Tatbestand*. Da der Fall, der zur Entscheidung ansteht, in Raum und Zeit zu lokalisieren bzw. an Individuen gebunden sowie notwendigerweise zeitlich zurückliegend ist, herrschen in der Darstellung des Falls Vergangenheitstempora vor. Innerhalb gewisser Grenzen ist die Zahl der Teilttexte zweiten Grades, in die sich die Darstellung des Falls aufgliedert, beliebig groß. Zur Gliederung können dieselben Merkmale verwendet werden wie in dem Erzähltext von Boccaccio. Gleichwohl ist der Teilttext, welcher die Darstellung des Falls beinhaltet, kein literarischer Text. Zwar könnte der eigentliche Fall sicher auch von einem literarischen Erzähler dargestellt werden – aber diese Darstellung würde kaum mit der juristischen Darstellung koinzidieren können. Beispielsweise bedarf es keiner Einführung der handelnden Personen; ebenso sind „Erzählsignale“ und überhaupt Zeitbestimmungen literarischer Art ersetzt durch präzise Datumsangaben. Im hier vorliegenden Fall sind bestimmte Nebenumstände, die ein literarischer Erzähler vielleicht festhalten würde, völlig belanglos; es ist dagegen wesentlich und muß festgehalten werden, ob der frühere Ehemann sich 1961 auf die Klage der Antragstellerin vor dem Cuarto Juzgado Civil in Santiago de Chile eingelassen hat oder nicht. Die Zahl und Auswahl der Teilttexte zweiten Grades, in die sich die Darstellung des zu entscheidenden Falles ('TT¹') gliedert, ist bezüglich des eigentlichen Falls *gesteuert von einem anderen Text*, nämlich dem anzuziehenden Gesetzestext. Der Gesetzestext stellt – zumindest im Idealfall – einen abstrakten, generellen, d. h. nicht räumlich und zeitlich zu lokalisierenden Fall dar, gegenüber dem der „vorliegende Fall“ ein Einzelfall ist – der Terminus technicus *Einzelfall* findet sich entsprechend verschiedentlich in der Entscheidungsbegründung. Die Aufgabe des Gerichts ist es nämlich im Prinzip allemal, festzustellen, ob ein vorliegender Fall unter den abstrakten und den generellen Fall, den das Gesetz vorsieht, paßt oder nicht paßt.

Im vorliegenden Einzelfall geht es um eine schwierige Frage des deut-

schen internationalen Privatrechts, ob nämlich das Ehenichtigkeitsurteil eines zuständigen chilenischen Gerichts, bei dem zwei Deutsche geschieden worden waren, anerkannt werden kann. Der Fall kompliziert sich zusätzlich dadurch, daß das chilenische Gericht zwar deutsches Recht angewandt hat, aber falsch. Es liegt bereits eine negative Entscheidung der im Rahmen der freiwilligen Gerichtsbarkeit dafür zuständigen Justizverwaltung vor. Beide Entscheidungen, die des chilenischen Gerichts und die der Landesjustizverwaltung, d. h. also auch der Tenor früherer Entscheidungen, die Begründung des dem Gericht vorliegenden Antrags auf gerichtliche Entscheidung, sowie die eventuelle mündliche Verhandlung, gehören zum Fall selbst, also zum ersten Teiltex ersten Grades. Die Reihenfolge der einzelnen Unterpunkte, die hier fast völlig mit den entsprechenden Teiltexen zweiten Grades koinzidieren würden, in die sich die Darstellung des Falls gliedert, ist in erster Linie durch die Logik des Zeitablaufs gegeben. Wo Abweichungen von der Logik des Zeitablaufs vorkommen, ist dies durch besondere sprachliche Signale anzuzeigen. Beispiel sind die Plusquamperfekta im I.3 (²TT^{1.3}).

Auf die Darstellung des vorliegenden Falls (¹TT¹) folgt ein dritter – durch das Weglassen der mündlichen Urteilsverkündung hier zweiter – Teiltex ersten Grades (¹TT²), die Beurteilung des Falls durch das Gericht. Von ¹TT¹ ist ¹TT² namentlich durch den Wechsel des Tempus abgegrenzt. Die Beurteilung des Falls durch das Gericht gliedert sich ihrerseits in drei Teiltexen zweiten Grades: In die Prüfung der Frage, ob der Antrag statthaft ist (²TT^{2.1}), in die Entscheidung des Gerichts (²TT^{2.2}) und in die Begründung dieser Entscheidung (²TT^{2.3}). In ²TT^{2.1} wird festgestellt, daß alle drei an dem Kommunikationsakt des Antragstellers Beteiligten, die Antragstellerin, der Antrag und der Adressat des Antrags, die nach Art. 7 § 1, Absätze 4, 6 und 3 des Familienrechts-Änderungs-Gesetzes erforderlichen Bedingungen erfüllen. Diese Bedingungen sind in der Wiedergabe der Gerichtsentscheidung als Fußnoten nachgetragen worden. Würde der Antrag den Bedingungen nicht entsprechen, so wäre der restliche Text natürlich überflüssig.

Der nachfolgende Teiltex ²TT^{2.2} ist nur demjenigen als weiterer Teiltex zweiten Grades und nicht etwa als Résumé des vorhergehenden Absatzes erkenntlich, der die juristische Terminologie genau kennt. *Der Antrag ist begründet* ist nämlich die Entscheidung des Gerichts. Wäre sie negativ, so würde der Satz lauten: *Der Antrag ist nicht begründet*. Die gesamte Entscheidung wäre auch für Laien wesentlich leichter zu verstehen, wenn am Übergang von ²TT^{2.1} zu ²TT^{2.2} und von ²TT^{2.2} zu

²TT^{2.3}, wo textinterne Merkmale auf den ersten Blick schwer erkennbar sind, die Funktion des Teiltexths thematisiert wäre, z. B. in Form eines Titels, hier also etwa „Entscheidung“ und „Begründung der Entscheidung“.

Der nun folgende Teiltexth ²TT^{2.3} begründet die Entscheidung. Diese Begründung besteht aus einer Reihe von untergeordneten Teiltexthn. Die Zahl dieser Teiltexthn zweiten Grades ist im Gegensatz zu derjenigen der Darstellung des Falls nach oben hin jeweils genau zu begrenzen. Sie ist nämlich abhängig von der Zahl der Vorschriften und Bestimmungen der für den jeweils zu entscheidenden Fall einschlägigen Gesetze. Hier ist das § 328 Abs. 1 ZPO, der die Anerkennung ausländischer Urteile regelt. Dieser erste Absatz des Gesetzes besteht aus fünf Nummern, die besagen, unter welchen Voraussetzungen „die Anerkennung des Urteils eines ausländischen Gerichts ausgeschlossen“ ist. Aus Abs. 2 von § 328 ZPO ergibt sich, daß die Nr. 5 des ersten Absatzes hier, wo es nicht um vermögensrechtliche Ansprüche geht, nicht zum Zuge kommt. Somit bleiben vier Nummern übrig. Das Gericht muß nun jeweils prüfen, ob die betreffende Nummer des Abs. 1 von § 328 ZPO anzuwenden ist. Der entsprechende Terminus technicus, nämlich *prüfen*, ist wiederum mehrmals in der Entscheidungsbegründung thematisiert, jeweils am Anfang von ³TT^{2.3.2} und ³TT^{2.3.3}. Die von der Art des einschlägigen Gesetzes abhängige Zahl der untergeordneten Teiltexthn ist damit auf maximal vier festgelegt. Da jedoch die Nummern 1 und 2 des Gesetzes nicht weiter strittig sind und bereits in der Vorinstanz stillschweigend nicht angewendet wurden, ist die Prüfung von § 328, Abs. 1, Nrn. 1 und 2 zu einem Teiltexth dritten Grades (³TT^{2.3.1}) zusammengelegt.

Zusammen mit dem Endergebnis der Einzelprüfungen, das einen eigenen Unterpunkt der Entscheidungsbegründung darstellt, ergeben sich somit für die Entscheidungsbegründung insgesamt vier Teiltexthn dritten Grades. Der erste ist identisch mit II.1 der Gerichtsentscheidung, der zweite mit II.2. Der dritte umfaßt die Ziffern II.3, 4 und 5 der Gerichtsentscheidung, der vierte die Ziffer III.6. Ein letzter Teiltexth erster Ordnung, hier der dritte (¹TT³), regelt danach die Verfahrenskosten. Er ist identisch mit II.7 der Gerichtsentscheidung.³⁵

³⁵ Die Gerichtsentscheidung läßt in der Form, in der sie vom Bayerischen Obersten Landesgericht veröffentlicht wurde, nur zwei Teiltexthn ersten Grades (die Teile I und II) erkennen und nicht drei. Der unbefangene Leser muß folglich den Eindruck haben, die Regelung der Verfahrenskosten gehöre zur Beurteilung des Falls und sei

Der für den Juristen interessanteste und wesentlichste Teil der Entscheidung des Gerichts ist die Begründung der eigentlichen Entscheidung, d. h. ²TT^{2,3}. Jeder der Teiltexte dritten Grades, aus denen er besteht, ließe sich zweifellos in Teiltexte vierten und ggf. noch höheren Grades gliedern. Während jedoch die Art und Abfolge der Teiltexte ersten Grades für alle Gerichtsentscheidungen mehr oder minder verbindlich bzw. von entsprechenden Prozeßordnungen sogar vorgeschrieben ist, und während auch die Art und die Zahl der Teiltexte dritten Grades der Entscheidungsbegründung noch durch den steuernden Gesetzestext bestimmt bzw. bestimmbar war, ist eine weitere Untergliederung der zugehörigen Teiltexte dritten Grades, die für alle Entscheidungs begründungen verbindlich wäre, nicht mehr zu geben. Hier zeigt sich die „Handschrift“ des jeweiligen Gerichts. Es läßt sich nur sagen, daß ab dem zweiten Teiltext ersten Grades (¹TT²) eine Argumentationsstruktur vorhanden ist, die sich in Voraussetzungen oder Prämissen einerseits und Argumentation plus Ergebnis andererseits zweiteilen läßt. Entsprechendes würde für die einzelnen Schritte der sogenannten ‚juristischen Methode‘ gelten, die dem ganzen Verfahren zugrunde liegt³⁶. Sie schlägt sich in einem bestimmten Vokabular nieder, das im Glossar (s. o. S. 186 ff.) wiedergegeben und für die Textsorte mit konstitutiv ist.

9. Ergebnisse

Die beiden analysierten Textbeispiele sind für Textsortenprobleme in mehrfacher Hinsicht aufschlußreich:

1. Es zeigt sich, daß für die Konstitution von Textsorten die Teiltexte niedrigeren, also ersten und zweiten Grades, nicht jedoch Teiltexte höheren Grades, wesentlich sind. Mit anderen Worten: die Makrostruktur, nicht so sehr die Mikrostruktur macht die Textsorte aus. Allerdings gelten für die Mikrostrukturen der einzelnen Teiltexte besondere Regeln, die sich aus dem jeweils übergeordneten Teiltext ergeben. Sowohl das Beispiel der Novelle wie auch dasjenige der Gerichtsentscheidung zeigt, daß die Teiltexte höheren Grades zwar für Texte als Mani-

als Ziffer 7 ebenso ein Teil der Entscheidungsbegründung wie die Ziffern 1 bis 6. Generell würde eine Gliederung, die sowohl mit Ziffern als auch mit Zwischentiteln arbeitet, der Verständlichkeit der Entscheidung sehr dienen.

³⁶ Vgl. hierzu den Artikel „Juristische Methode“ von Klaus Adomeit in: Handlexikon zur Rechtswissenschaft, hrsg. von Axel Görlitz, Darmstadt 1972: 217–222.

festationen einer Textsorte relevant sind, nicht jedoch für die Differenzierung der Textsorten untereinander.

2. Es ist evident, daß einzelne funktionelle Teile einer Textsorte, sei es der Gerichtsentscheidung, sei es der Rahmenerzählung, durchaus mit eventuell gleicher, eventuell anderer Funktion, als Teile von Manifestationen anderer Textsorten vorkommen könnten. Der argumentative Teil der Gerichtsentscheidung wäre mit gewissen Modifikationen z. B. durchaus auch als Teil des Plädoyers des Verteidigers möglich gewesen, falls es sich im analysierten Beispiel um einen Parteienprozeß gehandelt hätte. Dies ist eine weitere Bestätigung dafür, daß für die Beschreibung einer Textsorte stets die Makrostruktur entscheidend ist.

3. Speziell am Beispiel der Gerichtsentscheidung hat sich gezeigt, daß ein bestimmtes Vokabular für die Textsorte als Textsorte charakteristisch ist. Die Beherrschung dieses Vokabulars dürfte mit entscheidend für die Beherrschung einer Textsorte sein. Dieses Vokabular spielt u. a. auch bei der von uns als Gliederungsmerkmal interpretierten Substitution auf Abstraktionsebene eine wichtige Rolle. Beispiele wären etwa die Substitution eines Teiltexsts durch *vorliegender Fall* oder *Sachverhalt* in der Gerichtsentscheidung, durch *Possen* oder *Streich* usw. in der Erzählung.

4. Beide Textbeispiele zeigen die Konventionalität von Textsorten. Die Abfolge der Teiltexste und wohl auch z. T. die Gliederungsmerkmale, wie sie sich anhand des Boccaccio-Textes gewinnen lassen, gelten nur für einen bestimmten Typ von Erzählung, für den man Beispiele bis ins 19. Jahrhundert findet und der sich möglicherweise mit dem deckt, was man in der Literaturwissenschaft als ‚Novelle‘ bezeichnet. In Erzählungen des 20. Jahrhunderts gelten die für die traditionelle Novelle verbindlichen Regeln nicht mehr bzw. sie werden absichtlich durchbrochen³⁷. Im Fall der Gerichtsentscheidung wäre grundsätzlich auch eine andere Abfolge der Teiltexste ersten Grades möglich. Man braucht, um die Konventionalität dieser Textsorte zu sehen, nur ausländische Gerichtsurteile zu studieren, also Textvorkommen, deren textexterne Merkmale mit denen in den entsprechenden deutschen Textvorkommen identisch wären. Z. B. ist ein französisches Gerichtsurteil

³⁷ Z. B. wird der Teiltexst ‚Einführung der Personen‘ / ‚Ausgangssituation‘ bzw. ‚orientation‘ häufig ausgelassen; die Personen werden von Anfang an mit Eigennamen, Substantiven mit bestimmtem Artikel oder Pronomina bezeichnet. Konventionelle Erzählsignale vom Typ *eines Tages* werden vermieden oder ironisiert (wie etwa am Anfang von Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften*). Vgl. dazu z. B. Backus 1965.

völlig anders strukturiert. Gerade bei Texten vom Typ der Gerichtsentscheidung, wo einerseits eine weitgehende Konventionalität und andererseits eine beträchtliche soziale Relevanz vorliegt, wäre es nicht unangebracht, ab und zu die Konventionen unter dem Gesichtspunkt der Verständlichkeit zu überprüfen.

5. Für die Abgrenzung der funktionellen Teile eines Textganzen sind, wie sich gezeigt hat, textinterne Gliederungsmerkmale – denen im Fall der Manifestation textexterne Analoga entsprechen können – von entscheidender Bedeutung. Am Beispiel von Erzähltexten hat sich erwiesen, daß mit einer bestimmten hierarchischen Reihenfolge von Gliederungsmerkmalen gearbeitet werden kann. Es fragt sich, ob diese Hierarchie, ggf. nach oben und unten erweitert, für eine Vielzahl von Textsorten oder für bestimmte Gruppen von Textsorten gelten kann. Hier sind sowohl bezüglich der Gliederungsmerkmale selbst, als auch bezüglich der Hierarchie dieser Merkmale noch viele Fragen offen. Spätestens hier zeigt sich, daß unsere Textanalysen eher geeignet sind, ein Forschungsprogramm zu skizzieren, als bereits gewonnene Ergebnisse zu dokumentieren³⁸. Wir haben mit unserem Vorgehen zugleich andeuten wollen, wie wir uns ein solches Forschungsprogramm vorstellen: nämlich weder als ein Ausgehen von einer einzigen intuitiv gegebenen Textsorte, noch als ein Ausgehen von einer alleinigen allgemeinen Texttheorie, sondern als Verfahren, das Textsorten stets zugleich in Gegenüberstellung mit anderen Textsorten und im Rahmen eines übergreifenden theoretischen Ansatzes sieht.

Literaturverzeichnis

- Backus 1965: J. Backus, „He came into her line of vision walking backward“: Nonsequential sequence-signals in short story openings, in: *Language Learning* 15 (1965) 67–83.
- Beneš 1971: Eduard Beneš, Syntaktische Besonderheiten der deutschen wissenschaftlichen Fachsprache, in: *Probleme der Sprachwissenschaft*, The Hague 1971: 461–475.
- Bremond 1968: Claude Bremond, Postérité américaine de Propp, in: *Communications* 11 (1968) 148–164.
- Bremond 1970: Claude Bremond, Morphology of the French Folktales, in: *Semiotica* 2 (1970) 247–276.

³⁸ Es ist darauf zu verweisen, daß die Plausibilität der hier gewonnenen Ergebnisse dadurch gestützt wird, daß man von einem etwas anderen Ansatz her, wie Klaus Heger an der Analyse eines Fabeltexts von J. Thurber nach Signemrängen gezeigt hat, zu grundsätzlich vergleichbaren Ergebnissen kommen kann (Heger 1974).

- Brettschneider 1972: Gunter Brettschneider, Zur Explikationsbasis für ‚Texte‘ und ‚Textsorten‘, in: Gülich / Raible 1972: 125–134.
- Bühler 1934: Karl Bühler, Sprachtheorie, Jena 1934, Stuttgart ²1965.
- van Dijk 1972: Teun A. van Dijk, Some aspects of text grammars. A study in theoretical linguistics and poetics, Paris, The Hague 1972.
- van Dijk 1972 a: Foundations for typologies of texts, in: *Semiotica* 6 (1972) 279–323.
- van Dijk 1973: Teun A. van Dijk, A note on linguistic macro-structures, in: A. P. ten Cate / P. Jordens, *Linguistische Perspektiven. Referate des VII. Linguistischen Kolloquiums*, Nijmegen, 26.–30. September 1972, Tübingen 1973: 75–87.
- van Dijk / Ihwe / Petöfi / Rieser 1972: Teun A. van Dijk / J. Ihwe / J. S. Petöfi / H. Rieser, Zur Bestimmung narrativer Strukturen auf der Grundlage von Textgrammatiken. Hamburg 1972 (*Papiere zur Textlinguistik*, Nr. 1).
- Gülich 1970: Elisabeth Gülich, Makrosyntax der Gliederungssignale im gesprochenen Französisch, München 1970 (*Structura*, 2).
- Gülich 1974: Elisabeth Gülich, Überlegungen zur Anwendung von Methoden und Ergebnissen textlinguistischer Forschung im Französisch-Unterricht der Sekundarstufe II, in: *Die Neueren Sprachen* (1974) 285–315.
- Gülich / Raible 1972: Elisabeth Gülich / Wolfgang Raible (Hrsg.), *Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht*, Frankfurt 1972.
- Gülich / Raible 1974: Elisabeth Gülich / Wolfgang Raible, Überlegungen zu einer makrostrukturellen Textanalyse. J. Thurber, *The Lover and his Lass*, in: E. Gülich / K. Heger / W. Raible, *Linguistische Textanalyse. Überlegungen zur Gliederung von Texten*. Hamburg 1974 (*Papiere zur Textlinguistik* Nr. 8), 74–126.
- Gülich / Raible 1974 a: Elisabeth Gülich / Wolfgang Raible, *Linguistische Textmodelle* (in Vorb.), München 1974.
- Harweg 1968: Roland Harweg, Textanfänge in geschriebener und in gesprochener Sprache, in: *Orbis* 17 (1968) 343–388.
- Harweg 1968 a: Roland Harweg, Die Rundfunknachrichten, in: *Poetica* 2 (1968) 1–14.
- Heger 1974: Klaus Heger, Signemränge und Textanalyse, in: E. Gülich / K. Heger / W. Raible, *Linguistische Textanalyse. Überlegungen zur Gliederung von Texten*, Hamburg 1974 (*Papiere zur Textlinguistik*, Nr. 8), 1–70.
- Hilty 1967: Gerold Hilty, Zur Struktur der Novelle, in: *Volkshochschule* 1 (1967) H. 2: 31–42.
- Isenberg 1970: Horst Isenberg, Der Begriff ‚Text‘ in der Sprachtheorie, ASG-Bericht Nr. 8, Aug. 1970.
- Kallmeyer et al. 1974: W. Kallmeyer / W. Klein / R. Meyer-Hermann / K. Netzer / H.-J. Siebert, *Lektürekolleg zur Textlinguistik*, 2 Bde, Frankfurt 1974.
- Labov / Waletzky 1967: William Labov / Joshua Waletzky, Oral versions of personal experience, in: J. Helm (Hrsg.), *Essays on the verbal and visual arts*, Seattle, London 1967: 12–44; dt.: *Erzählanalyse: mündliche Versionen persönlicher Erfahrung*, in: J. Ihwe (Hrsg.), *Literaturwissenschaft und Lin-*

- guistik. Eine Auswahl. Texte zur Theorie der Literaturwissenschaft, Frankfurt 1973, Bd. 2: 78–126.
- Propp 1972: Vladimir Propp, Morphologie des Märchens, München 1972.
- Raible 1971: Wolfgang Raible, Linguistik und Literaturkritik, in: Linguistik und Didaktik 2 (1971) 300–313.
- Raible 1972: Wolfgang Raible, Satz und Text. Untersuchungen zu vier romanischen Sprachen, Tübingen 1972.
- Riesel 1963: Elise Riesel, Stilistik der deutschen Sprache, Moskau ²1963.
- Rychner 1971: Jean Rychner, Analyse d'une unité transphrastique. La séquence de même sujet dans la *Mort Artu*, in: W.-D. Stempel (Hrsg.), Beiträge zur Textlinguistik, München 1971: 79–122.
- Sandig 1972: Barbara Sandig, Zur Differenzierung gebrauchssprachlicher Textsorten, in: Gülich / Raible 1972: 113–124.
- Schmidt 1973: Siegfried J. Schmidt, Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation, München 1973.
- Steger et al. 1974: H. Steger / H. Deutrich / G. Schank / E. Schütz, Redekonstellation, Redekonstellationstyp, Textexemplar, Textsorte im Rahmen eines Sprachverhaltensmodells. Begründung einer Forschungshypothese, in: Gesprochene Sprache. Jahrbuch 1972 (Sprache der Gegenwart, Schriften des Instituts für deutsche Sprache, Bd. 26), Düsseldorf 1974: 39–97.
- Stempel 1971: Wolf-Dieter Stempel, Möglichkeiten einer Darstellung der Diachronie in narrativen Texten, in: W.-D. Stempel (Hrsg.), Beiträge zur Textlinguistik, München 1971: 53–78.
- Ungeheuer 1969: Gerold Ungeheuer, Sprache und Kommunikation, Hamburg ²1972.
- Watzlawick et al. 1972: P. Watzlawick / S. H. Beavin / D. D. Jackson, Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, Bern, Stuttgart ³1972.
- Weber 1968: Max Weber, Methodologische Schriften, Frankfurt 1968.
- Weinrich 1971: Harald Weinrich, Tempus, Besprochene und erzählte Welt, Stuttgart ²1971.
- Wunderlich 1972: Dieter Wunderlich, Zur Konventionalität von Sprechhandlungen, in: D. Wunderlich (Hrsg.), Linguistische Pragmatik, Frankfurt 1972: 11–58.

THOMAS MANN UND DIE DEUTSCHE SPRACHE

Von C. Soeteman

1. In dieser Stunde werde ich mich der unvernünftigsten Grenzüberschreitung schuldig machen. Eigentlich hätte ich mir diesen Leichtsinn nachgerade abgewöhnen sollen, nachdem vor einigen Jahren eine Vorlesung von mir über die Erscheinung der Stoffentlehnung in der Geschichte der deutschen Literatur, von der ich meinen Gastgebern vorher geschrieben hatte, sie werde am Ende in das Verhältnis Thomas Manns zum Mittelalter ausmünden, in der Stadt meines Auftretens in großen Lettern als ein Vortrag über Thomas Mann angekündigt wurde. Die ersten auf diese Weise Betroffenen verließen schon beim Heliand den Saal. Mein heutiges Thema verschafft mir allenfalls im Titel eine halbe Rückendeckung gegenüber dem Institut für deutsche Sprache, dem anzugehören mir eine Ehre und eine jährlich wiederkehrende Freude ist, und gegenüber meinem akademischen Lehrauftrag, der wiederum nur die deutsche Sprache und nicht auch die Literatur erwähnt, aber der mir nach altem, allzu altem Brauch und gentlemen's agreement die Literatur des Mittelalters stillschweigend überläßt. Sie wollen mir aber im Hinblick auf mein Thema das Bekenntnis zugute halten, daß von allen, die je Deutsch gesprochen und geschrieben haben, mir nun einmal Thomas Mann als Lehrer und als Künstler am allernächsten steht. Zweitens paßt zumindest der Titel meines Vortrags nicht schlecht zu dem der diesjährigen Institutssitzung, die dem Verhältnis von Linguistik und Literatur gewidmet ist. Insofern ich aber über Thomas Manns sprachliche Eigenart spreche, werde ich mich methodisch von so erfolgverheißenden und schon heute vielfach fruchtbringenden Forschungsrichtungen wie der quantitativen Linguistik und der Stilstatistik unterscheiden, u. a. wegen der Grenzen, auf die unsere Kollegin Els Oksaar in ihrem Beitrag zur Festschrift für Hans Eggers hinweist, welche aber sie selber nicht gehindert haben, die Ergiebigkeit etwa von Satzlängensstatistik und Häufigkeitsdistributionen überzeugend unter Beweis zu stellen. Ich zitiere: „Die Reichweite der quantitativen Methodik ist in der einschlägigen Literatur öfters erörtert worden (...). Dessenungeachtet muß man sich ihrer Grenzen immer ganz genau bewußt sein. Vor allem muß im Auge behalten werden, daß man mit der statistischen Methode stilistische Feinheiten nicht erfassen kann. Sie ermöglicht u. a. jedoch das, was qualitative Methoden (...) nicht ermöglichen können:

eine exakte und objektive Vergleichsbasis mit anderen sprachlichen Texten in einem gewissen Sektor und zwar betreffs der Formalstruktur. Obwohl die quantitative Methodik heute die Semantik noch nicht erfaßt (eine systematische Erschließung der inhaltlichen Seite der Sprache ist auch der qualitativen Methodik noch nicht gelungen), hat sie die Möglichkeit, Regelmäßigkeiten in der Formalstruktur der Texte aufzuweisen und zu objektivierbaren Einheiten zu gelangen. Es gilt somit, charakteristische Eigenschaften, quantitativ meßbare Merkmale unter der Menge der Elemente, die einen Text konstituieren, ausfindig zu machen“. Ich werde heute abend weder zählen noch messen. Dabei behalte ich aber weniger die Grenzen der Methode als meine eigenen im Auge und suche in ihnen meine Beschränkung, was leicht mit einem Zitat gerechtfertigt werden könnte, nicht nur von Goethe, sondern auch von Thomas Mann, der während der ‚Meerfahrt mit Don Quijote‘ in dem so überschriebenen Aufsatz in ‚Adel des Geistes‘ im Hinblick auf die üppigen Schiffsmahlzeiten feststellt: „Wie bald aber stößt sich der Mensch an seinen Grenzen!“

Es wird nun also in meinem Sinne von Thomas Mann als Meister der Sprache die Rede sein. Dieser mein unwissenschaftlicher Ausgangspunkt muß bei der heutigen Gelegenheit auf jeden Fall ganz klar sein. Ich werde als beeindruckter Leser versuchen, einige Züge von Thomas Manns sprachlicher Eigenart und auch von seiner Haltung gegenüber der Sprache nachzuweisen. Und so sehr nun mit Recht die Forschung immer wieder auf die Spannungsbreite und die Länge seiner Satzperioden und auf seine Kunst der Fuge im Felde der Syntax hingewiesen hat, so glaube ich mit demselben Recht das Wort in Anspruch nehmen zu dürfen als das entscheidende Element in dem Sprachbewußtsein und den Redeformen im Werk Thomas Manns – das zuletzt Gesagte ist zugleich der Titel einer der rezentesten und, soweit ich das beurteilen kann, auch wohl der besten Studien über das Thema, das uns heute beschäftigt, „Sprachbewußtsein und Redeformen im Werk Thomas Manns“ von Ulrich Dittmann. Unnötig zu sagen, bei dem geringen Umfang meiner eigenen Sekundärlektüre zum Thema und dem Reichtum dieser Arbeit eines evidenten Kenners, daß ich dieser Münchener Dissertation viel verdanke, obwohl ich, wie gesagt, eigene Wege gehe.

2. Thomas Mann also als Meister des Wortes. Wir wollen zunächst seine Haltung dem Wort gegenüber kontrastieren mit der des fast gleichaltrigen Rainer Maria Rilke, und Sie werden schon bei den ersten Wor-

ten des nun folgenden Rilkezitats den himmelweiten Unterschied zwischen den beiden Dichtern aufleuchten sehen, ihn dann aber in fast jeder Zeile der drei Strophen des ‚Frühen Gedichtes‘ belegt finden, wobei wir in bezug auf Rilke viel eher an die Krankheit seiner Generation, die Nietzschesche Sprachsepsis erinnert werden:

Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.
Sie sprechen alles so deutlich aus:
Und dieses heißt Hund und jenes heißt Haus,
und hier ist Beginn und das Ende ist dort.

Mich bangt auch ihr Sinn, ihr Spiel mit dem Spott,
sie wissen alles, was wird und war;
kein Berg ist ihnen mehr wunderbar;
ihr Garten und Gut grenzt grade an Gott.

Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern.
Die Dinge singen hör ich so gern.
Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.
Ihr bringt mir alle die Dinge um.

Thomas Mann kommt es bei aller Ehrfurcht und aller Vorsicht und allem Verantwortungsgefühl gegenüber dem Wort, wie mir scheint, gerade auf den genauen, sei es präzisen, sei es schillernden, aber immerhin bestimmbaren Kommunikationsinhalt des Wortes an. Gerade die Tatsache, daß dieses Ding ‚Hund‘ heißt und jenes Ding ‚Haus‘, ermöglicht es ihm, in behutsamer, aber nicht zaghafter Disponierung Wörter und Sachen in den Griff zu bekommen, sicher ohne Hybris, aber auch ohne Bangen, auf die Gefahr hin, sogar die gesuchte Gefahr, daß die Dinge im Wort auch einmal nicht ‚singen‘ sollten. Es wäre interessant, die Vokabel *Wort* in Thomas Mann’scher Prosa nicht nur nach ihrer Häufigkeit, sondern auch nach ihrer Valenz und epischen Funktion zu determinieren.

Tony Buddenbrooks zweite Ehe geht an einem Wort zugrunde. Nicht daß diese Ehe mit einem Münchener Bierbrauer ohne das betreffende Wort die „Balgerei“ an der Treppe überlebt hätte, den „unerlaubten und unsittlichen Ringkampf zwischen der Köchin Babette und Herrn Permaneder“. Aber dann war, „zum Schlusse, ein Wort ihr nachgeklungen, ein Wort seinerseits, ein Wort, das sie nicht wiederholen würde,

das über ihre Lippen niemals kommen würde, ein Wort ... ein Wort ...". Es ist jenes Wort, das wir dann am Ende des ersten Bandes des Romans denn doch wörtlich erfahren und das Viktor Mann aus seiner Vertrautheit mit bayerischem Dialekt heraus dem älteren Bruder übermittelt hat und das er seitdem, wie er in der Familiengeschichte, "Wir waren fünf" schreibt, als seinen Beitrag zur Weltliteratur für sich in Anspruch nimmt.

Es ist ein andermal wiederum ein Wort, das aussprechen zu müssen den Redner in große Spannung versetzt und dessen epische Verwendung den Verfasser des „Doktor Faustus“ auf ironischer Dichtershöhe zeigt. Der Musiklehrer Wendell Kretzschmar wird von seinen schlechtbesuchten öffentlichen Vorträgen etwa über Beethovens letzte Klavier-sonaten nicht abgehalten durch sein Stotterleiden, welches auch „das Zuhören zu einer aufregenden und klippenreichen Fahrt machte“. Unverdrossen spricht er über den Gebrauch, den der späte Beethoven gelegentlich vom Konventionellen mache, und das inmitten des Allerindividuellsten überraschenderweise „schaurig-majestätischer wirke, als jedes persönliche Wagnis. In diesen Gebilden, sagte der Redner, gingen das Subjektive und die Konvention ein neues Verhältnis ein, ein Verhältnis bestimmt vom Tode. – Bei diesem Wort stotterte Kretzschmar heftig“. Wir unterbrechen das Zitat, bloß um einen Augenblick bei diesem einen Moment von Psychologisierung und von der „Erdung“ des Erhabenen zu verweilen, worin wir das Nacherzählungsprinzip des „Josephzyklus und des „Erwählten“ und auch etwas von der Vergegenwärtigung des olympischen Goethe in „Lotte in Weimar“ wiederzuerkennen glauben. Aber inzwischen wird Wendell Kretzschmar von dem fatalen Wort *Tod* nichts geschenkt: „Festhängend am Anfangslaut, vollführte seine Zunge am Gaumen eine Art von Maschinengewehrfeuer, wobei Kiefer und Kinn mitwirbelten, ehe sie Ruhestand fanden in dem Vokal, der das Gemeinte erraten ließ. Als aber das Wort erkannt war, schien es nicht recht danach angetan, daß man es ihm abnähme, es ihm, wie man sonst zuweilen tat, jovial und hilfreich zurief. Er mußte es selbst zustande bringen, und er tat es“. Die Ebenen der Wortstruktur werden hier sozusagen generativ-transformationell durchlaufen, nachdem der Dichter ein Vierteljahrhundert früher im „Zauberberg“ nur physiologisch-akustische Beobachtungen mit der Hervorbringung eines ähnlich geladenen Wortes verbunden hatte, nämlich *Menschheitsfortschritt*: „Selbst dieses letzte Wort, so viele Hindernisse es seiner mediterranen Zunge bieten mochte, hatte Herr Settembrini auf erfreuliche

Art, klar, wohl lautend und – man kann wohl sagen – plastisch zu Gehör gebracht“.

3. Im ‚Erwählten‘, den ich schon erwähnte und mit dem wir uns noch etwas eingehender beschäftigen wollen, finden wir dann Beispiele einer fast grammatisch-semantischen Andacht vor dem Wort und seiner Funktion. Eine Redeform wie: „Das Wort ‚würdig‘ flüstert nur der Teufel mir ein“ bildet in dem monologue intérieur des ‚Abbot‘ von Sankt Dunstan eine Art Gegenstück zu dem ‚desperaten‘ Wort, das Tony Buddenbrook auf lebenslang erschütterte. Ahnungsvoll analysierend aber fragt sich Gregorius, in was für einem Verhältnis zur ihn tief beeindruckenden Fürstin er eigentlich im Kampf gegen ihre Belagerer stehe, „und wenn seine Augen dabei verschwammen, so war es, weil in seinen Gedanken die Wörtlein ‚für‘ und ‚um‘ wunderbar ineinanderschwammen“, wonach dann in einer weiteren Phase des verhängnisvollen Verhältnisses eine Zwiesprache zwischen den Partnern stattfindet, „in der die grammatische Frage von ‚für‘ oder ‚um‘ noch einmal ihre Rolle spielte, nicht ohne daß es zugunsten des ‚um‘ zu einem heißen Geständnis gekommen wäre“. Wie Gregorius hatte auch der Abt in dem schon aufgeführten Monolog über solche Präpositional-Oppositionen rasoniert: „Wer mich hier sähe, würde sagen, daß ich mich *trotz* diesem bitteren Wetter an den Strand begeben. Ich begeben mich aber gerade *wegen* des Wetters so früh schon hierher, getrieben von Unruhe. Es ist auch die Unruhe, welche einem so müßige und nebensächliche Betrachtungen eingibt, wie diese über ‚trotz‘ und ‚wegen‘, die ein und dasselbe werden in meiner Unruhe“. Interessant ist es dann, in einem ungefähr gleichzeitigen Brief Thomas Manns (an Agnes E. Meyer) zu lesen: „Ich weiß wohl, daß solche Ehrungen mir nicht *wegen* meiner politischen Äußerungen, sondern *trotz* ihnen erwiesen werden“. Entschieden technischer aber noch äußert sich der Dichter dann durch den Mund der befreiten Fürstin-Mutter gegenüber dem sie unheimlich faszinierenden Jüngling-Befreier: „Eines kristlichen Ritters war Eure Rede. Selbst zwischen Wort und Zuwort aber scheint es mir zu klaffen wie Widerspruch“.

Auch Reflexionen über den Begriff der Grammatik fehlen keineswegs. Grigorß war übrigens „bereits mit elfen ein firmer Grammaticus“. Aber schon ganz zu Anfang des Buches hatte der Chronist erklärt, weshalb er für seine Erzählung die Prosa gewählt habe, „grammatisch gediegene Prosa“, wie er sich ausdrückt, der Mönch nämlich, der den Geist der Er-

zählung verkörpert. „Eines ist gewiß“, sagt er, „nämlich daß ich Prosa schreibe und nicht Verselein, für die ich im ganzen keine übertriebene Achtung hege. Vielmehr stehe ich diesbezüglich in der Überlieferung Kaisers Caroli, der nicht nur ein großer Gesetzgeber und Richter der Völker, sondern auch der Schutzherr der Grammatik und der beflossene Gönner richtiger und reiner Prosa war“. Und vom Geist der Erzählung: „So geistig ist dieser Geist und so abstrakt, daß grammatisch nur in der dritten Person von ihm die Rede sein und es lediglich heißen kann: ‚Er ist’s‘. Und doch kann er sich auch zusammenziehen zur Person, nämlich zur ersten, und sich verkörpern in jemandem, der in dieser spricht und spricht: ‚Ich bin es. Ich bin der Geist der Erzählung, der (...) diese Geschichte erzählt, indem ich mit ihrem gnadenvollen Ende beginne und die Glocken Roms läute, id est: berichte, daß sie an jenem Tage des Einzugs sämtlich von selber zu läuten begannen‘. Damit aber auch die zweite grammatische Person zu ihrem Rechte komme, so lautet die Frage: Wer bist du denn, der Ich sagend an Notkers Pulte sitzt und den Geist der Erzählung verkörpert? – Ich bin Clemens der Ire ...“.

4. Thomas Manns Vorliebe für Dialekt kennen wir seit den ‚Buddenbrooks‘, wo in Lübeck im Revolutionsjahr 1848 Konsul Johann Buddenbrook im Gespräch mit einem demonstrierenden Lagerarbeiter sogar einmal „vor Indignation vergaß, platt zu sprechen“, dann aber sich folgendes Gespräch entwickelte: „Wat wull Ji nu eentlich! Nu seggen Sei dat mal!“ „Je, Herr Kunsel, ick seg man bloß: wi wullnu ’ne Republike, seg ick man bloß ...“ „Öwer du Döskopp ... Ji heww ja schon een!“ „Je, Herr Kunsel, denn wull wi noch een“. – Ähnlich im ‚Erwählten‘ die Grundlage der Fischersprache auf der Insel Sankt Dunstan, eine „ordinäre Sprechweise“, über die der Abt sich ärgert, und es heißt von dem lieblichen fremden Kinde Gregorius: „Seine Lippen schienen für das Hütten-Messingsch, worin sie sich übten, nicht gemacht“. Immerhin wird die naturalistische Wirkung des Platt in höchst barocker Weise gesteigert, indem hier mitten im Ärmelkanal gelegentlich französische, häufiger noch englische Brocken die vermeintliche *couleur locale* akzentuieren. Der Ärger des Abtes war nämlich rege gemacht durch der Fischer Antwort auf seine Frage, ob sie Fische gefangen hätten. „Fische? Nee, dat’s nu’n littel bit tau veel verlangt. Wi könn von Lucke seggen, dat uns de Fisch nich hebben, denn dat was Euch’ne Freise, Herr, un weren Euch coups de vent, da macht Ihr Euch, Herr, gar keen Einbildung von. Da mußt immer een Mann die Seen

drawen aus dem Boot un de annere mit al sin Macht den Timon holden, un sonst was an keen Ding ein Denken an“. – Sind diese Leute hier nur *puhr Pipel*, der Bürgermeister der Stadt Brügge meint, manche Ritter, die er kenne, seien zwar „hohen Sinnes, doch *pover*“. Verläuft im Kloster alles immer, will sagen *allwegs*, auch zur *Fallzeit*, also im Herbst, recht *smoothlich*, so bekommt später der büßende Sünder, auf der Flucht vor der *Bredonille*, die er angerichtet hat, zu essen von den Köhlern im *Forest*. Hermann J. Weigand, in seinem bekannten Gregorius-Aufsatz in der ‚Germanic Review‘, bedauert diese Entgleisungen des emigrierten Dichters, wenn sie auch beabsichtigt sein sollten, und bringt sie in Zusammenhang mit dem ‚slipping‘ Sprachgefühl des Deutsch-Amerikaners, – es fällt sogar das Wort *tragisch* im Hinblick auf den in dieser Weise gefährdeten Kontakt zwischen dem alten Thomas Mann und seinen Lesern. Ich kann ihm darin nicht folgen, sowenig übrigens wie der Dichter selber, wie hervorgeht aus dessen von Theodore Ziolkowski herausgegebener Antwort an Weigand (The Yale Review 56, 1966–67, S. 537–549). Ich selbst schlage das sprachliche Element als Kunstmittel im ‚Erwählten‘ ebenso hoch an wie etwa das musikalische in ‚Doktor Faustus‘.

5. Das gilt auch für die Aufnahme von mittelhochdeutschen Sprachelementen in die neuhochdeutsche Parole, wobei die phonologisch-orthographische Adaptation verschieden ausfällt. Ein „gewaerer Mann“ erscheint mit æ, „ein wätliches Kind“ und „in ungebärer Ehe“ mit ä. *Wätlich* führt überhaupt ein Eigenleben: „Viele fanden sie (d. i. die Alisse von Poitou) so wätlich“. Aber Grigorß versichert: „Ich habe keine Augen gehabt für ihre prätendierte Wätlichkeit“, immer mit ä. – „Mein ist der Trutgespiel“, denkt die blutjunge Sibylla im Gedanken an andere, die ihrem Wiligis *Gedinge* tragen könnten – sie denkt es also mit undiphthongiertem *û* –, aber fragt nach der Katastrophe und Wiligis’ Weggang: „Wohin kam mein *Traut*?“. – Semasiologisch angemessen zurückverlegt werden neuhochdeutsche Wörter, etwa wenn Mutter Eisengrein *gefügen* Rat gibt, das Findelkind seliglich *getan* ist, ein so *wohlgetanes*, zur Liebe reizendes Kind, dazu von Gott bewahrt so wundersam in dem *wenigen* Faß, und die *Zeitung* ging durchs ganze Land. – Unvermittelt aber, mit zu erratender Bedeutung, stehen da: *gelfe* Leute, *Amacht*, um mich kein *Ungehabe*, eine Fahrt auf den *Ünden*, ein Kahn ohne *Marner*, *Üdensschlag* und hohe *Freise*, einmal *alsus* statt also und sogar *Bejehung* statt Beichte, und zuletzt das *Leichkar* des

Bruders. – Morphologisch mediävisiert sind Bildungen wie: sich *unterfahn*; wenn sie einen Mann *erküere*; Maria heilig *Megedin*; hoch von *Gebürte*; eisgrau und *falb*; früh und *spat*; gehabt euch *baß*; *unser lieb Herre wert*, und noch: Euch *Ellendem* sagt dieser Name nichts, daneben *Elend* richtig in der neuhochdeutschen Bedeutung. – Es ist ein Netz von Bereicherungen der Literaturparole aus einer adäquat, wenn auch künstlich vergrößerten *Langue*, worin wir uns noch einen Augenblick bei den Fremdwörtern aufhalten wollen, wie es Werner Betz jüngst (Festgabe für J. Alan Pfeffer) mit bezug auf jenes andere Th. Mann'sche Sprachjuwelenkästlein ‚Lotte in Weimar‘ getan hat. Im ‚Erwählten‘ handelt es sich dabei einmal um die spezifische *Couleur* des Ritterlebens in Flandern-Artois, das Clemens, dieser mittelalterliche Zeitblom, zwar *auf thiudisc* beschreibt, „wie die Helvetien bewohnenden Alamannen reden“, aber in seiner lokal-sozialen Essenz unverwechselbar erfaßt mit Wörtern wie *exceptionell* und *dévotement*, *Gurvenal* und *Tjoste*, *Gabylot* und *Kemenate*, *leisieren* und *jambelieren*, letzteres mit korrigiertem Anlaut gegenüber Gottfried von Straßburg, der V. 2108 *sambelieren* oder allenfalls *schambelieren* gemeint hat, wo er Tristan „mit schenkeln sambelieren“ läßt. Es ist die einzige mittelhochdeutsche Stelle, wo Th. Mann dieses Wort gelesen haben kann und wo es überhaupt vorkommt, aus franz. *jambe* womöglich von Gottfried selber gebildet, und sie wird dem philologisch akkuraten Dichter des ‚Erwählten‘ wohl eher noch durch die Tristan-Übersetzung von Wilh. Hertz oder auf dem Wege der Belehrung durch den Schweizer Germanisten Samuel Singer zugekommen sein, von dem er auch die drei Bände Sprichwörter des Mittelalters kannte, dem „ehrwürdigen Samuel Singer in Bern“, wie er selber in der ‚Entstehung des Doktor Faustus‘ schreibt. Die französische Vorlage zu Hartmanns ‚Gregorius‘ hat er auf jeden Fall „niemals in Händen gehabt“, – Zitat aus einem Brief an mich, worin er mich aufklärt über Fälle von eigener Erfindung im ‚Erwählten‘. Was noch einmal das Wort *jambelieren* betrifft, so verwendet Th. Mann es mit einer gewissen Verliebtheit, wie er es dem von Ritterschaft träumenden Klosterschüler Gregorius, aber zuvor schon der jungen Sibylla dem ihr einzig angehörenden Bruderlein gegenüber in den Mund legt: „Insonders ergreifen mich deine Knie, wenn du jambelierst und deinem Tiere die Schenkel gibst“. Dieser Zusatz mit *und (deinem Tiere die Schenkel gibst)* dient der Erläuterung für den Leser des 20. Jahrhunderts, in dessen Lexikon das Wort *jambelieren* fehlt. Ähnlich, wenn der Vater der Zwillinge seinem Sohne wie ein anderer schwertleitender

Marke vorhält: „Sei gewaere *und* treu“. *Gewaere* bedeutet ja „treu“! – Ausführlicher verweilt der geistliche Erzähler bei dem Fremdwort *Buhurd*, zugleich am Ende seine Distanz und Abneigung gegen dies ritterliche Treiben bekundend: „Auch der Buhurd, das lustige Reiter-spiel, das Jung Wiligis auf dem weichen Talgrund zu Füßen der Burg mit Herren und Knappen übte, wobei in Carrière Schar auf Schar stößt und einander vom Plan zu sprengen sucht (...), – auch diese Hurterei ist mir im Grunde ganz fremd und eher widersam“.

6. Der ‚Erwählte‘ ist also ein „archaischer Roman“ (s. ‚Die Entstehung des Dr. Faustus‘), ist „internationales, deutsch-französisch-englisches Mittelalter“ (Brief an Singer), ist eine „ungeahnte Bereicherung durchs lustig-Dialektische und Vielsprachige“, wie Joachim Maass ungefähr in meinem Sinne schon im Mai 1951 schrieb (Brief von Th. M. an Julius Bab). – Aber wie steht es dann anschließend um ‚Die Betrogene‘, eine Erzählung, für die die Arbeit an den Memoiren des ‚Felix Krull‘ unterbrochen wurde und die daher die auf den ‚Erwählten‘ unmittelbar folgende Opusnummer trägt? Daran ist doch wohl nichts lustig-dialektisches und vielsprachiges, nichts internationales und nichts mittelalterlich-archaisches?

Eine früh Verwitwete erliegt in der Zeit ihrer Menopause der körperlichen Versuchung durch einen jungen und kräftig-gesunden Amerikaner, aber sie stirbt an einem als die beglückende Wiederkehr der monatlichen Regel erlebten, aber bösartig sie zerstörenden Gebärmutterkarzinom. Ein zeitloses, aber zwischen den Weltkriegen unseres Jahrhunderts in Deutschland sich abspielendes Vorkommnis, ein jedem von uns verständliches, ein menschliches und sozusagen alltägliches Schicksal.

Zeitlos allerdings – den Buchumschlag der Erstausgabe schmückt eine Herbstzeitlose, von der auch der Text spricht –, aber zum Zeugnis des Zeitgeistes wird wieder die Republik aufgerufen, die Weimarer diesmal: „Moralisch scheinst du weiß Gott wann zu leben, Anno dazumal, vor dem Kriege. Wir haben doch jetzt die Republik, wir haben die Freiheit, und die Begriffe haben sich sehr verändert zum Légèren, Gelockerten hin, das zeigt sich in allen Stücken.“ Auch die Sprache wird wieder unter verschiedenen Aspekten aufs Korn genommen. Es ist die Rede von einem Schloßbesichtigungsführer (‚Kastellan‘ wird er genannt und ‚Pedell‘), der „in hölzernem Buchdeutsch seinen Text absplulte“, und auch der Dialekt spielt hier, in der Düsseldorfer Society, wieder seine charakteristische und charakterisierende Rolle. „Rheinländerin von Ge-

blüt und Mundart“ ist die lebensoffene Frau Rosalie von Tümmler, die übrigens, es sei hier nur nebenbei bemerkt, ein hübsches Gesicht, aber bei angeregter Stimmung immer eine kleine Neigung zur Nasenröte hat. Aber weiter: „Es war immer ein Zeichen von Frohmut und Behagen, wenn sie dem Dialekt huldigte“. „Eine (jede) Schwangerschaft stellte sie mit Sicherheit im alleranfänglichsten Stadium fest, wobei sie, wohl weil es sich um Erfreulich-Natürliches handelte, in den Dialekt fiel und sagte: ‚Da ist wat am kommen‘“. Sie selber erklärt: „Natur und Dialekt haben für mein Gefühl was miteinander zu tun“. In treffendem Gegensatz zur Mutter reagiert deren etwas ältliche, künstlerisch veranlagte und zum Reflektieren neigende Tochter Anna: „Liebe Mama, tu mir die einzige Liebe und sprich nicht so rheinisch, es irritiert mich im Augenblick“. Auch das Ausländische, diesmal Amerikanische, fehlt nicht. Der nach Friedensschluß in Deutschland hängengebliebene Ken Keaton gibt dem Gymnasiasten Eduard von Tümmler Hausunterricht im Englischen und wir hören über diese Sprache, „ihre oft abenteuerliche Rechtschreibung, ihre höchst wunderliche Aussprache, die Ken dem Schüler, indem er das l auf mehr als rheinische Art im Halse bildete und das r am Gaumen ungerollt tönen ließ, in so gedehnter Übertriebenheit vormachte, als wollte er seine eigene Muttersprache ins Komische ziehen. (...) Eduard machte aber sehr gute Fortschritte, gerade weil Keaton gar kein gelernter Lehrer war und eine völlig lockere Methode verfolgte, will sagen: alles aufs Gelegentliche abstellte und unbekümmert drauflos praktizierend, mit slang-Geschwätz und nonsense den Schüler, der sich nichts besseres wünschte, in seine bequeme und humoristische, weltläufige Sprache hineinzog“. Der junge Amerikaner ist versessen auf europäische Geschichte und Gemütlichkeit – „er pflegte ‚continental‘ für ‚europäisch‘ zu sagen“ – und 1917 „habe er sich gleich zur army gemeldet und während des trainings immer gefürchtet, der Krieg möchte zu Ende gehen, bevor sie ihn hinüberbrächten“.

Die immer regelmäßiger sich an die Unterrichtsstunden anschließenden Mahlzeiten im Familienkreis verursachen den Beginn des mütterlichen Dramas, so heiter sie sich zuerst anlassen, mit durch Kens „einfaches, völlig ungezwungenes, aber nicht unmanierliches Wesen, sein drolliges Deutsch, das sein Mund ebenso unverleugbar englisch formte wie die französischen und italienischen Brocken, die er wußte“. Eines Abends (nach einem Fest, von dem sie sich einen bösen *hang-over* verspricht), eröffnet die leidhaft Beglückte sich ihrer Tochter in einem Gespräch, aus dem ich folgende Rede und Antwort notiere:

„Was würdest du sagen, Anna, wenn deine Mutter auf ihre alten Tage von einem heißen Gefühl ergriffen wäre, wie es nur der vermögenden Jugend, der Reife nur und nicht einem abgeblühten Weibtum zukommt?“ „Wozu das Konditionale, Mama? Offenbar steht es so mit dir, wie du sagst. Du liebst?“

Mit diesem Zitat will ich weniger auf den an die Grammatik erinnernden Terminus aufmerksam machen, weit eher, wenn auch mit allem subjektiven Vorbehalt, auf die mir unüberhörbare sprachliche Nähe Goethes, aber ganz allgemein auf den erstaunlichen Stil dieser Novelle, erstaunlich mit Rücksicht auf das Jahr 1953, in dem sie erschien, und auf die doch so zeitnahe Ambiance der Begebenheit, von der sie handelt. Zwar wird uns, wie ich noch an einem Beispiel zeigen werde, an Milieubeschreibung nichts vorenthalten, wird vom realistisch Erschütternden im Gespräch keine Einzelheit verschwiegen, doch wäre „Realismus“ gerade hier eine doch wohl sehr wenig passende Charakteristik, „barocker Naturalismus“ (wie wir den Stil des ‚Erwählten‘ nach wie vor nennen möchten) vielleicht etwas eher noch zutreffend für die Mittel, die das Sprachwerk hier zum Kunstwerk stilisieren, dieses Wort gebrauche ich lieber, aber nur um nicht mißverstanden zu werden, als: ironisieren. Eine epische Beschreibung: „Seit einem Jahrzehnt bewohnte die kleine Familie in einer ruhigen mit Linden bepflanzten, nach Peter von Cornelius benannten Villenstraße ein gartenumschlossenes, mit dem etwas verjährten, aber behaglichen Mobiliar im Stil von Rosaliens Vermählungszeit ausgestattetes Häuschen, das einem kleinen Kreis von Verwandten und Freunden, darunter Professoren der Maler- und auch der medizinischen Akademie, dann ein und das andere Ehepaar aus industrieller Sphäre, öfters zu anständigen, nach Landesart auch gern ein wenig weinseligen Abendfeiern gastlich offenstand“. Das selige Bekenntnis der Mutter gegenüber der Tochter:

„Triumph, Anna, Triumph, es ist mir wiedergekehrt, mir wiedergekehrt nach so langer Unterbrechung, in voller Natürlichkeit und ganz wie es sich schickt für eine reife, lebendige Frau! Teures Kind, welches Wunder! Was tut die große, gute Natur für ein Wunder an mir und segnet damit meinen Glauben! Denn ich habe geglaubt, Anna, und nicht gelacht, dafür lohnt mir nun die gute Natur und nimmt zurück, was sie mit meinem Körper schon veranstaltet zu haben schien, sie erweist es als Irrtum und stellt die Harmonie wieder her zwischen Seele und Körper, aber auf andere Weise, als du wolltest, daß es geschähe. Nicht so, daß die Seele ergeben den

Körper sein Werk an ihr tun und sich von ihm überführen läßt in den würdigen Matronenstand, sondern umgekehrt, umgekehrt, liebes Kind, so, daß die Seele sich als Meisterin erweist über den Körper. Beglückwünsche mich, Liebste, denn ich bin sehr glücklich. Bin ich doch wieder Weib, ein Vollmensch wieder, eine fähige Frau, darf mich würdig fühlen der Mannesjugend, die es mir angetan, und brauche vor ihr nicht mehr im Gefühl der Ohnmacht die Augen niederzuschlagen. Die Lebensrute, mit der sie mich schlug, hat nicht nur die Seele, hat auch den Körper getroffen und ihn wieder zum fließenden Brunnen gemacht. Küsse mich, mein vertrautes Kind, nenne mich glücklich, so glücklich wie ich es bin, und preise mit mir die Wundermacht der großen und guten Natur! Sie sank zurück, schloß die Augen und lächelte selbstgefällig, das Näschen hochrot.“

7. Um sich bei dem Stil – das Wort in seinem weitesten Sinn zu verstehen – der ‚Betrogenen‘ ganz wohl zu fühlen, bedarf es schon des langen Weges Thomas Mann’scher Prosa, angefangen beim ‚Kleinen Herrn Friedemann‘, vorbei an den herrschaftlichen Wohnhäusern der ‚Buddenbrooks‘, dem Stottern Wendell Kretzschmars, aber zweifellos auch an der archaisierenden Artistik des direkt vorangegangenen ‚Erwählten‘. Viel scheint mir trotz aller evidenten Unterschiede die ‚Betrogene‘ in direkter Linie vom ‚Erwählten‘ geerbt zu haben, oder vielmehr von der Mutter des Erwählten! Die sündige Sibylla und die betrogene Rosalie stehen sich sprachlich sehr nahe, so unterschiedlich ihre zeitlichen und gesellschaftlichen Umstände sind. Spricht doch auch die Rosalie des 20. Jahrhunderts noch im hochgemut-höfischen Stil ihrer mittelalterlichen Leidensgefährtin, wie es schon die wenigen Zitate gezeigt haben mögen. Zumindest hinsichtlich der Sprache ist die Erzählung ‚Die Betrogene‘ ein Nachspiel zum Roman ‚Der Erwählte‘.

Und das Wort? Nimmt es auch hier den herkömmlich von ihm beanspruchten Platz ein? Wir beschränken uns auf ein paar Belegstellen der Vokabel selbst, die das Gewicht ihrer Wahl für den jeweils Redenden wie für den Dichter bezeugen. Das erste Zitat erinnert an unsere anfängliche Gegenüberstellung von Rilke und Thomas Mann. Es spricht zuerst die Tochter, dann die Mutter. „Du brauchtest bisher nicht Worte, wie Dichter sie bilden, so wehe und kranke Worte, und wenn du es nun dennoch tust, so hat das etwas von –“ „Wovon denn, Anna? Wenn Dichter solche Worte brauchen, so eben, weil sie sie *brauchen*, weil Gefühl und Erleben sie aus ihnen hervortreiben, und so ist es denn auch

wohl mit mir, der sie nach deiner Meinung nicht zukommen. Das ist nicht richtig. Sie kommen dem zu, der sie nötig hat, und er kennt keine Scheu vor ihnen (...)“.

Ein andermal spricht wiederum die Tochter zu ihrer Mutter: „(...) Die Ehre will ich nicht zurückweisen, daß du dich mir eröffnen willst. Denn nicht wahr, das willst du. Deine Worte deuten darauf, nur sind sie dunkel in ihrer Allgemeinheit. Lehre mich, bitte, wie ich sie auf dich zu beziehen und sie zu verstehen habe!“ Aber die Mutter ist zu sehr bewegt, um sich um sprachliche Sorgfalt zu bemühen: „Verzeih meine Worte! Gewiß sind sie falsch, aber ich kann mich nicht sorgen um Worte“. Die Tochter hinwiederum ist naturgemäß verantwortungsbewußter in bezug auf die Wortwahl: „Du hast dich in letzter Zeit auffallend verändert, Mama, – das heißt: nicht verändert, ich sage es nicht recht, du bist ja dieselbe geblieben, und wenn ich sage: verändert, so meine ich damit, daß eine Art Verjüngung über dein Wesen gekommen ist, – was aber auch das rechte Wort wieder nicht ist, denn natürlich kann es sich nicht um eine wirkliche und eigentlich nachweisbare Verjüngung deines lieben Bildes handeln“. Und schließlich: „Im Grunde bist du, so gut wie Papa es war, an bestimmte (gesellschaftliche) Begriffe gebunden, und die Zerstörung dieser Bindung käme der Zerstörung gleich deiner selbst ... Ich sage es, wie ich es mit Bangigkeit fühle. Warum kommt mir wieder dies Wort auf die Lippen: Zerstörung? Ich weiß, ich habe es in Ängsten schon einmal gebraucht, und empfunden hab ich es mehr als einmal. Warum muß mir immer zumute sein, als ob diese ganze Heimsuchung, deren beglücktes Opfer du bist, etwas mit Zerstörung zu tun hätte?“

8. Im Rahmen von Thomas Manns Alterswerk, auf das wir uns in der Hauptsache beschränkt haben, schon weil es in Dittmanns Buch den kleinsten Raum einnimmt, bedeutete die Arbeit an der ‚Betrogenen‘ ein Liegenlassen des ‚Felix Krull‘, zu dem der Dichter dann aber sofort zurückkehrte, wie es eine Briefstelle (an Max Rychner) bezeugt: „(...) und nun sitze ich wahrhaftig wieder über dem alten Material zum ‚Krull‘, lese nach, was ich zuletzt geschrieben und suche den spezifischen ‚Sangeston‘ wiederzufinden“. Wir wollen ihm dabei nicht weiter folgen, denn, so will ich meinen, der Worte sind nunmehr genug gewechselt. Dem „spezifischen Sangeston“ der letzten Romandichtung, ja eigentlich jedes einzelnen Romans, wie dann auch noch der Essayistik, wäre eine gesonderte Untersuchung zu widmen. Uns kam es darauf an, die strengen Maßstäbe Thomas Mann'scher Sprachpflege, will sagen

Wortwahl, sowie seine Andacht vor dem Phänomen und den Phänomenen der Sprache an einigen Beispielen zu zeigen. Auch die Bereicherung vornehmlich der idiomatischen Kompetenz mit Mitteln aus den verschiedensten Quellen außerhalb des ohnehin bereitstehenden Sprachsystems haben wir vor allem herausstellen wollen. Daß Thomas Mann sich sprachlich an deutschen und ausländischen Vorbildern geschult hat, braucht nicht noch einmal exemplifiziert zu werden. Daß er als princeps intellegentiae eines halben Jahrhunderts selber zum Vorbild und Sprachpädagogen und zum Zuchtmeister neuhochdeutschen Prosastils geworden ist, sei unvergessen. Sollten Sie mir am Ende noch entgegenhalten wollen, daß ich im Sprachbewußtsein Thomas Manns den Begriff des Wortes und der Worte zu stark herausgestrichen habe, so befinden Sie sich in guter Gesellschaft, denn der Dichter selbst läßt im ‚Felix Krull‘ den Helden seiner ‚Memoiren‘ folgendes sagen:

„Von zarten und schwebenden Dingen heißt es zart und schwebend reden, und so werde eine zusätzliche Betrachtung hier behutsam eingerückt. Nur an den beiden Polen menschlicher Verbindung, dort, wo es noch keine oder keine Worte mehr gibt, im Blick und in der Umarmung, ist eigentlich das Glück zu finden, denn nur dort ist Unbedingtheit, Freiheit, Geheimnis und tiefe Rücksichtslosigkeit. Alles, was an Verkehr und Austausch dazwischenliegt, ist flau und lau, ist durch Förmlichkeit und bürgerliche Übereinkunft bestimmt, bedingt und beschränkt. Hier herrscht das Wort, – dieses matte und kühle Mittel, dieses erste Erzeugnis zahmer, mäßiger Gesittung, so wesensfremd der heißen und stummen Sphäre der Natur, daß man sagen könnte, jedes Wort sei an und für sich und als solches bereits eine Phrase. Das sage ich, der, begriffen in dem Bildungswerk meiner Lebensbeschreibung, einem belletristischen Ausdruck gewiß die erdenklichste Sorgfalt zuwendet. Und doch ist mein Element die wörtliche Mitteilung nicht; mein wahrstes Interesse ist nicht bei ihr. Dieses vielmehr gilt den äußersten, schweigsamen Regionen menschlicher Beziehung; jener zuerst, wo Fremdheit und bürgerliche Bezuglosigkeit noch einen freien Urzustand aufrechterhalten und die Blicke unverantwortlich, in traumhafter Unkeuschheit sich vermählen; dann aber der anderen, wo die möglichste Vereinigung, Vertraulichkeit und Vermischung jenen wortlosen Urzustand auf das vollkommenste wiederherstellt“.

Vergessen Sie aber dabei nicht, daß es sich hier um Bekenntnisse eines Hochstaplers handelt!

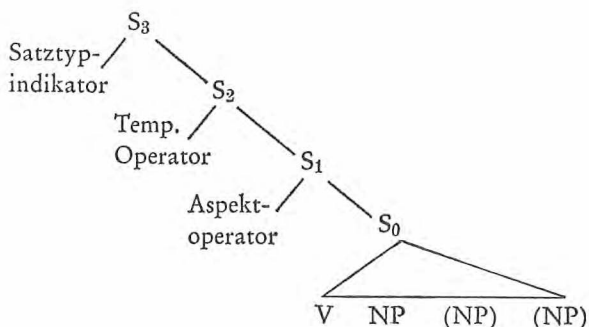
ZUR NOMINALISIERUNG IM MODERNEN DEUTSCH¹

Von Jindřich Toman

Eine systematische Darstellung der Nominalisierung sollte zumindest Aufschluß über die semantische Struktur und die Oberflächensyntax der nominalisierten Formen geben. Andere Fragestellungen sind selbstverständlich denkbar und einer Untersuchung wert; so z. B. der stilistische Wert der Nominalisierung, ihre Rolle im Wortschatz der Fachsprachen oder ihre Stellung im Spracherwerb². In diesem Bericht konzentrieren wir uns jedoch lediglich auf die zwei erstgenannten Elementarprobleme.

Bei der Bestimmung der Strukturen, die sich als Input für die Nominalisierungstransformation(en) qualifizieren, gehen wir von der folgenden vereinfachten semantischen Struktur des Satzes aus:

(1)



Diese Darstellung, die im wesentlichen auf Seuren 1969 zurückgeht, soll die Hierarchie der semantischen Elemente im Satz schematisieren.

¹ Dies ist eine gekürzte und z. T. geänderte Fassung des Kurzreferats, das am 6. April 1973 bei der Jahrestagung des IDS vorgetragen wurde. Es handelt sich dabei um einen Arbeitsbericht über das Forschungsvorhaben ‚Nominalisierung‘, das als Teilthema im Rahmen des Projekts ‚Grundstrukturen der deutschen Sprache‘ am IDS bearbeitet wird. Die Formulierung ist – dem Stil eines Arbeitsberichts entsprechend – vorläufig und thesenhaft.

² Für eine Skizze der kontrastiven Analyse der Nominalisierung im Deutschen und im Tschechischen s. Povejšil 1972.

Dabei repräsentiert S_0 einen weder temporal noch aspektuell spezifizierten Satznukleus, in dem lediglich die Relationen zwischen dem tiefsteingebetteten Prädikat und seinen Argumenten, d. h. zwischen dem Verb und seinen Nominalphrasen, dargestellt werden. Der Satznukleus wird sukzessive von einem Aspektoperator, Temporaloperator und schließlich von einem Satztypindikator („sentential qualifier“ bei Seuren) modifiziert.

Das Vorhandensein des Satznukleus (S_0) im Strukturindex der Nominalisierungstransformation ist die triviale Voraussetzung dieser Transformation. (Dabei arbeiten wir mit dem Satznukleus auch dann, wenn z. B. alle Argumente des Verbs unspezifiziert, d. h. nicht lexikalisiert bleiben.) Es ergibt sich daher lediglich die Frage, welche von den modifizierenden Operatoren ebenfalls im Strukturindex der Nominalisierungstransformation mitberücksichtigt werden müssen. Eine Gegenüberstellung von Formen wie *der Sprung: das Springen, der Wurf: das Werfen* zeigt, daß die nominalisierten Formen einen Aspektunterschied behalten. Damit ist die Notwendigkeit des Aspektoperators demonstriert. Nicht so klar ist die Behandlung des Temporaloperators. Man beachte, daß die temporale Interpretation einer Nominalisierung generell vom Tempus und Charakter des höher stehenden Verbs abhängt:

- (2) *Ich habe die Verfolgung beschrieben.*
 ... d. h. die Verfolgung hat stattgefunden
- (3) *Ich werde eine Verfolgung beschreiben.*
 ... d. h. eine Verfolgung, die stattgefunden hat, stattfindet oder stattfinden wird
- (3) *Ich beobachte eine Verfolgung.*
 ... d. h. in einer aktuellen Interpretation: eine Verfolgung, die gerade stattfindet
- (4) *Ich beobachte Verfolgungen.*
 ... d. h. in einer habituellen Interpretation: Verfolgungen, welche auch immer vorkommen

Es gehört offensichtlich zum Präsuppositionssystem der temporalen Spezifizierung, daß man z. B. Ereignisse nicht aktuell beobachten kann, die (noch) nicht stattgefunden haben. Es scheint daher, daß die Tempusspezifizierung entweder unbestimmt oder ganz weggelassen werden kann. Die entsprechende Interpretation erfolgt durch das höher stehende Verb. Ebenfalls weggelassen bleibt der Satztypindikator. Für die noch unklare Behandlung von eingebetteten Fragen und Imperativen bietet sich eine ähnliche Lösung wie für die Tempusspezifizierung. Die

Interpretation von (5) und (6) als (7) und (8) scheint nämlich wiederum von den höher stehenden Verben des Fragens bzw. des Befehlens abhängig zu sein:

- (5) *Ich verbiete Ihnen das Rauchen.*
- (6) *Johanna fragte nach meiner Reaktion.*
- (7) *Ich verbiete Ihnen, daß Sie rauchen.*
- (8) *Johanna fragte danach, wie ich reagierte.*

Diese Überlegungen legen es nahe, daß die Beschreibung der Nominalisierung als Nominalisierung von Sätzen nicht korrekt ist: lediglich aspektuell modifizierte Satznuklei können nominalisiert werden.

Ein anderes, immer noch eng verwandtes Problem ist die semantische Ähnlichkeit von eingebetteten Sätzen und ihren nominalisierten Äquivalenten in bezug auf die Beibehaltung der Implikativität (vgl. Karttunen 1971):

- (9a) *Ich wagte zu springen.*
- (9b) *Ich wagte den Sprung.*
- (10a) *Ich verhinderte, daß man ihn verfolgt.*
- (10b) *Ich verhinderte seine Verfolgung.*
- (11a) *Ich plante, nach Feuerland zu reisen.*
- (11b) *Ich plante eine Reise nach Feuerland.*

Man beachte, daß die Implikationsrelation zwischen dem Matrix- und Komplementsatz durch die Nominalisierung nicht geändert wird: (9b) hat die gleiche Implikation wie (9a); nämlich ‚ich bin gesprungen‘; (10b) drückt gleich (10a) eine negative Implikation ‚er wurde nicht verfolgt‘ aus und (11b) sagt schließlich gemäß dem implikativ neutralen Charakter von ‚planen‘ nichts über das Stattfinden bzw. Nicht-Stattfinden der Reise. Somit verhält es sich (11b) wie (11a)³. Das Problem der Ähnlichkeit zwischen nominalisierten Formen und ihren satzförmigen Äquivalenten soll im übrigen im Rahmen dieser Arbeit systematisch verfolgt werden. Wie wir noch sehen werden, besteht diese Ähnlichkeit auf der syntaktischen Ebene ebenfalls.

Der Schwerpunkt des zweiten Teils der Untersuchung liegt auf Phänomenen, die trotz der sonst evidenten Zusammenhänge zwischen Syntax und Semantik teilweise rein oberflächlicher Natur sind. Hierher gehört u. a. die Untersuchung über den internen Bau von endozentrischen Nominalphrasen, die ein deverbatives Substantiv als Zentrum⁴ haben.

³ Diese Problematik wird ebenfalls in Pusch 1972 erörtert.

⁴ In engl. Terminologie ‚head‘; Seilers Terminus Nukleus würde hier zu Verwechslungen führen.

Dieser Typ von Nominalphrasen zeichnet sich durch eine relativ strenge Folge von Elementen aus, so daß man leicht eine kanonische Form aufstellen kann, die bei der transformationellen Ableitung als eine Art Zielstruktur figuriert, die erreicht werden muß. Einige von den Eigenschaften der endozentrischen Nominalphrasen haben eine universale Natur und konnten in sprachtypologischer Hinsicht mit verschiedenen Typen der Folge von Elementen im Satz korreliert werden (vgl. Greenberg 1963). Andere Eigenschaften sind wiederum sprachspezifisch. Man beachte z. B. die Stellung der Adverbialbestimmung in (12) und (13):

(12) *die Rückkehr von General Peron nach Argentinien*

(13) *le retour en Argentine du Général Peron*

Ein anderes sprachspezifisches Charakteristikum wird z. B. beim Vergleich mit dem Tschechischen deutlich: während das Deutsche als adnominalen Kasus lediglich den Genitiv zuläßt, kann im Tschechischen in dieser Position u. a. auch der Dativ stehen:

(14a) *děkuji přátelům*
danke-ich Freunde -Dat.
,ich danke den Freunden‘

(14b) *dík přátelům*
Dank Freunde -Dat.
,der Dank an die Freunde‘

Die Untersuchung über die Struktur dieser Nominalphrasen muß natürlich über eine deskriptive Ebene hinausgehen und versuchen, ihre Eigenschaften mit anderen Erscheinungen zu konfrontieren oder korrelieren. Es bieten sich hier konkret zwei Vorgehensweisen an: ein Vergleich der Nominalisierungen mit anderen Konstruktionen, z. B. mit dem Passiv, und ein Nachweis, daß bestimmte Eigenschaften von endozentrischen Nominalphrasen durch Rekurs auf allgemeine grammatische Prinzipien erklärt werden können, so z. B. in einem Fall auf den von Ross (Ross 1967) formulierten ‚internal clause constraint‘.

Der Zusammenhang mit dem Passiv⁵ ergibt sich mindestens in zwei Punkten: in der Bildung der *durch*-Phrase:

(15) *Der Zauberer wird durch die Zeitung angekündigt.*

(16) *Die Ankündigung des Zauberers durch die Zeitung*

⁵ Genauer formuliert: mit einer Elementaroperation, die die Subjekt- und Objekt-NP austauscht und die erste mit einer Präposition markiert. Eine solche Operation ist als Teiloperation in der Passivtransformation enthalten. Sie scheint dabei eben durch die Nominalisierung und weiter durch Psych-Movement unabhängig motiviert zu sein.

und in der Reduzierung der Anzahl der obligatorischen Ergänzungen des Verbs:

(17) *Der Zauberer wird angekündigt.*

(18) *Die Ankündigung fand ein großes Echo.*

Durch die Passivierung (17) wird die strukturelle Voraussetzung für die Weglassung des Subjekts des Aktivsatzes gegeben, durch die Nominalisierung (18) dann für die Weglassung aller Ergänzungen. Nominalisierungen haben keine obligatorischen Ergänzungen.

Zuletzt betrachten wir einen Fall, in dem die Bedingung für die Folge von Elementen innerhalb der endozentrischen Nominalphrase durch Rekurs auf ein allgemeines Prinzip erklärt werden kann. Man beachte, daß man die Folge ‚Objektgenitiv + *durch*-Phrase‘ in der endozentrischen Nominalphrase nicht einhalten kann, wenn an der Stelle des Objektgenitivs ein Komplementsatz eingebettet wird:

(19) *die Ankündigung des Zauberers durch die Zeitung*

(20) **die Ankündigung, daß der Zauberer kommt, durch die Zeitung*

(21) *die Ankündigung der Zeitung, daß der Zauberer kommt*

Anstatt einer ad hoc formulierten Regel, die sich nur auf die Folge von Konstituenten in der Nominalphrase bezieht, versuchen wir Parallelen außerhalb der Nominalphrase zu suchen. Eine Analogie mit (20) und (21) zeigt sich offensichtlich bei der Dativ-Verschiebung:

(22) *Ich sagte meinen Eltern alles.*

(23) *Ich sagte alles meinen Eltern.*

(24) *Ich sagte meinen Eltern, daß ich Schornsteinfeger werden will.*

(25) **Ich sagte, daß ich Schornsteinfeger werden will, meinen Eltern.*

Die Dativ-Verschiebung ist bei einfachen Nominalphrasen möglich, bei eingebetteten Sätzen jedoch restringiert. Die entsprechende Restriktion wurde in Ross 1967 als ‚Internal Clause Constraint‘ formuliert. Sie besagt im wesentlichen, daß interne Einbettung von Sätzen – wie im Beispiel (25) – ungrammatisch ist. In unserem Vergleich zeigt es sich, daß man auch die Ungrammatikalität von (20) durch dieses allgemeine Prinzip erklären kann. Durch eine Verallgemeinerung dieser Art erhöht sich die Erklärungskraft unserer grammatischen Beschreibung, und die bereits erwähnte These von der Ähnlichkeit zwischen der endozentrischen Nominalphrase mit einem deverbativen Zentrum und ihren satzförmigen Äquivalenten findet wiederholt eine partielle Bestätigung.

Literaturhinweise

- Greenberg, Joseph H. (1963): Some Universals of Grammar with Particular Reference to the Order of Meaningful Elements. In: Joseph H. Greenberg ed.: *Universals of Language*. Cambridge, Mass.: The MIT Press, S. 73–113.
- Karttunen, Lauri (1971): Implicative Verbs, *Lg.* 47, S. 340–358.
- Povejšil, Jaromír (1972): Zur komplexen syntaktischen Kondensation im Deutschen und im Tschechischen. In: *Studies in Modern Philology*, Bd. I, S. 79–118. Praha: Kabinet cizích jazyků ČSAV.
- Pusch, Luise F. (1972): Die Substantivierung von Verben mit Satzkomplexen im Englischen und im Deutschen. Frankfurt/M.: Athenäum (Athenäum-Skripten Linguistik, 6).
- Ross, John R. (1967): Constraints on Variables in Syntax. Doctoral dissertation, MIT, Cambridge, Mass.
- Seuren, Pieter A. (1969): Operators and Nucleus: A Contribution to the Theory of Grammar. Cambridge: University Press.

ZUR PRONOMINALISIERUNG IM HEUTIGEN DEUTSCH

Von Herbert Gasser

Vorbemerkung:

Diese schriftliche fassung meines arbeitsberichts auf der jahrestagung des Wissenschaftlichen Rates des Instituts für deutsche Sprache am 6. april 1973 weicht in einigen teilen recht stark vom mündlichen referat ab. Ich habe versucht, die diskussion einzuarbeiten und einige ergänzungen, erweiterungen und klarstellungen einzubauen, die aufgrund der diskussion während der jahrestagung und einiger anderer in kleinerem kreis zweckdienlich erscheinen. Angeschlossen ist ein nachtrag mit den ersten ergebnissen in der praktischen arbeit.

1. Gegenstand meiner arbeit soll die pronominalisierung im heutigen deutsch sein, die ich im rahmen des projektes „Grundstrukturen der deutschen Sprache“ bearbeite.

2. Der rahmen des forschungsprojektes determiniert meine arbeit zweifach: Entsprechend der bisherigen praxis besteht die arbeit aus einer systemanalyse und statistischen angaben über die wichtigkeit der einzelnen systemelemente in einem vorgegebenen korpus.¹

3. Eine gewisse inhaltliche determinierung schien zunächst die formulierung des arbeitsauftrages zu enthalten: Pronominalisierung aus dem bereich der transformationen.

3.1. ‚pronominalisierung‘ unterstellt einen vorgang; dies kann ein beschreibungsvorgang sein, also eine methode der darstellung, oder aber ein vorgang, von dem behauptet wird, er spiele sich tatsächlich ab, wenn ein pronomen verwendet wird. Im zusammenhang dieser arbeit darf nur ein beschreibungsvorgang mit ‚pronominalisierung‘ gemeint sein.

3.2. Der zusatz ‚aus dem bereich der transformationen‘ erweckt zunächst den eindruck, als würde die untersuchung in der methode auf die generative transformationsgrammatik festgelegt sein, die als einzige ausformulierte grammatiktheorie einen wohldefinierten (im sinne moderner wissenschaftstheorie) begriff von ‚transformation‘ hat; ‚transformation‘ ist hier aber sehr viel allgemeiner als ‚umformung‘ oder ‚umformungs-

¹ Vgl. U. Engel. Bericht über das Forschungsunternehmen „Grundstrukturen der deutschen Sprache“. In: Sprache und Gesellschaft. Jahrbuch 1970 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf 1971 (= Sprache der Gegenwart 13), 295–319, bes. 305.

möglichkeit' zu verstehen. Die beschränkung auf die eine grammatiktheorie fällt weg.

4. Ich hatte und habe noch immer nicht die absicht, zuerst mich für eine grammatiktheorie zu entscheiden und dann zu versuchen, die sprachliche erscheinung ‚pronomen‘ mit den mitteln dieser einen theorie zu beschreiben; vielmehr scheint mir der entgegengesetzte weg auch sinnvoll, nämlich ausgehend von einer möglichst voraussetzungsfreien definition des untersuchungsbereiches, die ergebnisse sehr verschiedener theoretischer ansätze synoptisch zusammenfaßt, eine zusammenstellung von verwendungsweisen einer bestimmten gruppe von sprachlichen erscheinungen anzufertigen (systembeschreibung) und anhand eines korpus festzustellen, welche verwendungsweisen mit welchen statistischen häufigkeiten auftreten, möglichst unterschieden nach zusammenhängen mit anderen textelementen (textarten – texttypen; bedingungen für die entstehung eines textes usw.).

Ich meine nun nicht, daß eine solche arbeit untheoretisch sei; ich bin mir sogar ziemlich sicher, daß eine ganze menge an theoretischen implikationen schon mit der definition des untersuchungsgegenstandes verbunden ist. Diese implikationen darzustellen ist ziel dieses arbeitsberichts; ich bin mir auch im klaren darüber, daß ich – jedenfalls zur zeit – diese implikationen nicht zu einer ausgebauten theorie zusammengestellt habe – ich wüßte nicht einmal, ob dies notwendig/wünschenswert ist.

5. Abgrenzung des untersuchungsgegenstandes

5.1. In der literatur fand ich keine erläuterungen zum begriff ‚pronominalisierung‘ als solche, die darauf hinauslaufen, daß pronominalisierung ein vorgang ist, als dessen ergebnis in sprachlichen zusammenhängen pronomina stehen. Damit stellt auch die ursprüngliche formulierung verdeckt die frage, die nach der umformulierung in ‚gebrauch der pronomina‘ offen gestellt ist: Was sind pronomina?

5.2. Die Auskünfte der gängigen grammatiken sind wenig befriedigend:

W. Admoni. Der deutsche Sprachbau. München 1970:

Alle diese Besonderheiten hängen letzten endes zusammen und wurzeln in dem (mehr oder weniger unmittelbaren) kommunikativ-grammatischen Charakter der Wortklassen, die das System des Pronomens bilden. Die wesentlichsten von

diesen Klassen sind unmittelbar mit dem Redeakt verbunden, können nur vom Kommunikationsprozeß aus verstanden werden. (S. 151 / § 32)

Dudengrammatik 1966 = Grammatik der Gegenwartssprache. Bearbeitet von P. Grebe unter Mitarbeit von H. Gipper, M. Mangold, W. Mentrup und Chr. Winkler. Mannheim 21966 (= Der große Duden 4):

Neben diesen inhaltsreichen, die Wirklichkeit der Welt in Begriffen prägenden Wörtern mit ihrer zur Dienstleistung im Satze ausgebauten Formenwelt finden wir in unserem Text Wörter, die nur in engster Gemeinschaft mit dem Substantiv zu denken sind... (S. 65 f.)

Die wichtigste Leistung des Pronomens ist es, ein Substantiv zu vertreten. Es bezeichnet dann das gemeinte Wesen oder Ding ganz allgemein. (S. 246)

Partikel und Pronomina werden dann noch unterschieden, je nachdem, ob sie für ein Objekt oder eine Umstandsergänzung stehen, wobei „Partikel“ den Bereich der Pronominaladverbien und reinen Adverbien abdeckt. (S. 513 ff.)

Dudengrammatik 1973 (3. Auflage):

Die Pronomen werden wie der Artikel in Verbindung mit einem Substantiv und/oder an Stelle eines Substantivs (+ Artikel) gebraucht. (S. 62, ähnlich S. 270)

Mit einem Teil dieser Wörter [Begleiter und Stellvertreter des Substantivs] kann der Sprecher ähnlich wie mit einem Substantiv (+ Artikel) Wesen, Dinge usw. bezeichnen (...), in allgemeiner und unbestimmter Weise eine Person, eine Sache u. a. angeben (...); er kann dabei, um ein Substantiv (+ Artikel u. ä.) nicht wiederholen zu müssen, Wörter dieser Gruppe stellvertretend über einen längeren Text hinweg einsetzen und so die Textteile miteinander verknüpfen (...). Wenn ein Wort dieser Gruppe ähnlich wie bzw. für ein Substantiv (+ Artikel), in der syntaktischen Position eines Substantivs gebraucht wird, sprechen wir allgemein von einem Stellvertreter des Substantivs oder von pronominalem Gebrauch. (S. 271 f.)

J. Erben. Deutsche Grammatik. München 1972:

... größenbezügl. Formwörter mit situationsbestimmten Funktionswert (Pro-Nomina und Pronominaladverbien...), die als allgemeine grammatische „Substituentia“ (stellvertretende „Platzhalter“) besonders geeignet sind, den Bezug zur Sprechsituation wie zum vorausgehenden und folgenden Kontext zu signalisieren. (S. 60)

Der lateinische Terminus *pronomina* (...) deutet ihre Fähigkeit an, wie ein Nomen, d. h. nennend (substantivisch) oder charakterisierend (adjektivisch) zu fungieren, als Bezeichnung dann einzuspringen, wenn der eigentliche „Name“ nicht bekannt ist oder nicht gebraucht oder wiederholt werden soll. Sie sind also dort am Platze, wo der Sprecher gezwungen oder gewillt ist, situationsgebotene Wesenheiten in allgemeiner Form (...) zu bezeichnen und sprachlich einzuordnen. Möglich wird dies dadurch, daß sie nicht Begriffswörter (Autosemantika) wie die Nomina, sondern inhaltsarme Formwörter (Synsemantika) sind, die erst der Bezug auf ein Gemeintes, in Kontext oder Sprechsituation Enthaltene „gehaltvoll“ werden läßt. (S. 211; ähnlich 238)

H. Glinz. Die innere Form des Deutschen. Zürich 1965:

... alle unsere Hinweiswörter haben einen sehr allgemeinen Sachkern... Sie bestimmen noch fast nichts über den Sachkern der ganzen Gruppe, sondern

zeigen erst, ob der kommende Sachkern begrenzt-bestimmt und als solcher unverwechselbar sei, ob er begrenzt, aber beliebig im Rahmen ähnlicher Größen vertauschbar sei, ob er in besonderem Bezug zu angesprochener, sprechender oder einer dritten Person stehe, ob dieser Bezug für männlich oder weibliche, eine oder mehrere Personen gelte, und schließlich, wo die Größe im zeigbaren Raum oder im Zahlenraum anzutreffen sei... Gewöhnliche Glieder können alle Hinweiswörter ohne weiteres auch allein, ohne Größennamen sein. (S. 291)

H. Glinz. Der deutsche Satz. Düsseldorf 1963:

Aber diese Wörter haben insofern eine eigene Prägung, als sie ihre Inhalte nicht nennen, sondern nur anmelden, begleiten, auf sie hinweisen oder zurückweisen, sie anzeigen. (S. 40 f.)

P. Jørgensen. Tysk grammatik. København 1962 (1. Band):

Pronominerne har tilknytning til substantiver og adjektiver, idet de står i stedet for substantiver, altså er substantiviske... (S. 151)

W. Jung. Grammatik der deutschen Sprache. Leipzig 1966:

Das Pronomen steht zwar für ein Substantiv oder wie ein Adjektiv (substantivische oder adjektivische Pronomen), hat aber einen eigenen syntaktischen Wert. (S. 172)

Das Pronomen ist also eine Wortart, die sich bald wie ein Substantiv, bald wie ein Adjektiv der Rede einordnet. Seinen Sinn erhält es durch die Beziehung auf eine bestimmte Person oder Sache. Die Beziehung ergibt sich aus dem Satz-zusammenhang oder aus der Sprechsituation. (S. 331)

M. Regula. Kurzgefaßte Satzkunde des Neuhochdeutschen. Bern-München 1968:

Das Pronomen (Fürwort, Stellvertreter) hat als Formwort eine Doppelrolle, indem es Bedeutung und Funktion des Vollwortes (der „Bezugsgröße“) vertritt. (S. 11)

H. Renicke. Grundlegung einer neuhochdeutschen Grammatik. Berlin 1966:

Als „Pronomina“ dürfen nur die Bildungen angesehen werden, die auf einen verbindlich bekannten Beziehungsfaktor realisierend verweisen und ihn damit „vertreten“. (S. 143)

Dennoch ist allen „Pronomina“ der herkömmlichen Grammatik (mit Ausnahme also der Exklusiv- und Reziprokwörter) die „zeigende“, d. h. veroder hinweisende Kraft gemeinsam. (S. 144)

In älteren grammatiken wird hauptsächlich die etymologische verwandtschaft der einzelnen wörter abgehandelt:

O. Behaghel. Deutsche Syntax. Bd. 1. Heidelberg 1923:

Die deutschen Pronomina sind zum Teil sicher aus dem Igm. ererbt... Manche ... treten erst im Germanischen auf, ohne daß ihre Vorgeschichte erkennbar wäre. Wieder andere sind augenscheinlich erst in germanischer oder westgermanischer oder einzelsprachlicher Zeit von Pronominalstämmen abgeleitet oder mit solchen zusammengesetzt... (S. 269)

F. Blatz. Neuhochdeutsche Grammatik. Bd. 1. Karlsruhe 1900:

Das Fürwort bezeichnet einen Gegenstand (Person oder Sache) nicht mit seinem wirklichen Namen, sondern nur andeutungsweise... (S. 252)

J. Grimm. Deutsche Grammatik. 3. Bd. Gütersloh 1890:

Die ältere sprache, vorab die gothische, ist weit reicher als die heutige an ausdrücken und formen für die verhältnisse und beziehungen des pronomens.

A. erste betrachtung verdient, daß schon der consonantenanlaut einige reihen dieser wörter zu bestimmen scheint, wobei aber sogleich von den urverwandten sprachen ausgegangen werden muß... (S. 1)

H. Paul. Deutsche Grammatik. 3. Bd. Halle ⁵1959:

Als ein Kennzeichen pronominaler Natur eines Wortes könnte man es auch betrachten, daß dasselbe keinen Artikel annehmen kann. Doch trifft dies wieder nicht für alle Wörter zu, die man gewöhnlich zu den Pronomina rechnet. (S. 121)

In der modernen generativen transformationsgrammatik spielt zwar die pronominalisierung eine recht große rolle, weil relativsätze und reflexivpronomina eindrucksvoll die leistungsfähigkeit der transformationen demonstrieren, angaben darüber, wie man ein pronom von anderen wörtern unterscheiden kann, fehlen. Dies gehört auch gar nicht zu den zielen der TG.

5.3. Neben allgemeinen hinweisen auf eine wortart ‚pronomen‘ (definitionen, beschreibungen) behandeln die verschiedenen grammatiken im kapitel ‚pronomen‘ auch einzelne wörter; stellvertretend für viele sind in tabelle 1 die belegwörter aus drei älteren und drei neueren grammatiken zusammengestellt.

Tabelle 1: Wortliste nach grammatiken (5.3.)

	D	E	J	Be	Bl	Gr
<i>allelalles</i>	+	+	+	+	+	+
<i>allerdings</i>	o	—	o	—	o	o
<i>allerhand</i>	o	o	o	o	o	+
<i>allerlei</i>	o	+	o	o	o	+
<i>ander</i>	—	+	+	+	+	o
<i>andererseits</i>	o	—	o	o	o	o
<i>andernteils</i>	o	o	o	o	o	o
<i>andernfalls</i>	o	—	o	o	o	o
<i>aneinander</i>	+	o	o	o	o	o
<i>aufeinander</i>	+	o	o	o	o	o
<i>außerdem</i>	o	o	o	o	o	+
<i>beide</i>	+	+	+	+	o	o
<i>beiderlei</i>	o	o	o	o	o	+
<i>da</i>	o	+	o	o	o	+
<i>dabei</i>	o	+	+	o	o	o
<i>dadurch</i>	o	+	+	—	o	o
<i>dafür</i>	+	+	+	o	o	o

Tabelle 1: Wortliste nach grammatiken (5.3.)

Fortsetzung

	D	E	J	Be	Bl	Gr
<i>dagegen</i>	o	+	+	—	o	o
<i>daher</i>	o	+	o	—	o	+
<i>dabin</i>	o	+	o	—	o	+
<i>dahinter</i>	+	+	+	o	o	o
<i>damals</i>	o	+	o	o	o	o
<i>damit</i>	o	+	+	—	o	+
<i>danach</i>	o	+	+	o	o	+
<i>daneben</i>	+	+	+	o	o	o
<i>dann</i>	o	+	o	—	o	+
<i>daran</i>	o	+	+	o	o	o
<i>darauf</i>	+	+	+	o	o	o
<i>daraufhin</i>	o	o	o	o	o	+
<i>daraus</i>	o	+	+	o	o	o
<i>darin</i>	+	+	+	o	o	o
<i>darüber</i>	o	+	+	o	o	o
<i>darum</i>	o	+	+	—	o	o
<i>darunter</i>	o	+	+	o	o	o
<i>davon</i>	o	+	+	o	o	o
<i>davor</i>	o	+	+	o	o	o
<i>dazu</i>	o	+	+	—	o	o
<i>dazwischen</i>	o	+	+	o	o	o
<i>dein</i>	+	+	+	+	+	+
<i>deinesgleichen</i>	o	o	o	o	o	+
<i>deinerseits</i>	o	o	o	o	o	o
<i>deinesteils</i>	o	o	o	o	o	o
<i>deinethalben</i>	o	o	o	o	o	o
<i>deinetwegen</i>	o	o	o	o	o	o
<i>deinetwillen</i>	o	o	o	o	o	o
<i>demnach</i>	o	—	o	—	o	+
<i>demnächst</i>	o	o	o	o	o	+
<i>der/die/das</i>	+	+	+	+	+	+
<i>derart(ig)</i>	—	o	o	o	o	o
<i>dere(n)thalben</i>	o	o	+	o	o	o
<i>dere(n)twegen</i>	o	o	+	o	o	o
<i>dere(n)twillen</i>	o	o	o	o	o	o
<i>der gleiche</i>	o	+	+	o	o	o
<i>dergleichen</i>	o	o	o	o	o	+
<i>derjenige (welcher)</i>	+	+	+	+	+	+
<i>derlei</i>	o	+	+	o	o	+
<i>derselbe</i>	+	+	+	+	+	+
<i>derselbige</i>	+	o	o	+	+	o
<i>desgleichen</i>	o	o	+	+	o	+
<i>deshalb</i>	o	+	o	—	o	+

Tabelle 1: Wortliste nach grammatiken (5.3.)

Fortsetzung

	D	E	J	Be	Bl	Gr
<i>dessentwegen</i>	o	o	+	o	o	o
<i>dessenungeachtet</i>	o	o	+	o	o	o
<i>deswegen</i>	o	+	o	—	o	o
<i>dieser</i>	+	+	+	+	+	+
<i>doch</i>	o	o	o	o	o	+
<i>dort</i>	o	+	o	o	o	o
<i>dorthier</i>	o	+	o	o	o	o
<i>dorthin</i>	o	+	o	o	o	+
<i>du</i>	+	+	+	+	+	+
<i>durcheinander</i>	+	o	o	o	o	o
<i>ehedem</i>	o	o	o	o	o	+
<i>ein</i>	+	+	+	+	+	+
<i>einander</i>	+	+	o	+	o	+
<i>ein bißchen</i>	o	+	+	o	o	o
<i>einerlei</i>	o	o	o	o	o	+
<i>einerseits</i>	o	—	o	o	o	o
<i>ein gewisser</i>	o	o	+	o	o	o
<i>einige</i>	(+)	+	+	+	+	+
<i>ein paar</i>	+	+	+	o	+	o
<i>einzel</i>	+	o	o	o	o	+
<i>einzig</i>	o	o	+	+	o	o
<i>er</i>	+	+	+	+	+	+
<i>ersterer</i>	o	—	+	o	o	o
<i>es</i>	+	+	+	+	+	+
<i>etlich</i>	(+)	+	+	+	+	+
<i>etwa</i>	o	+	o	o	o	+
<i>etwas</i>	+	+	+	+	+	+
<i>etwelche</i>	+	+	o	+	+	+
<i>euer</i>	+	+	+	+	+	+
<i>eurentils</i>	o	o	o	o	o	o
<i>eurerseits</i>	o	o	o	o	o	o
<i>euresgleichen</i>	o	o	o	o	o	+
<i>eurethalben</i>	o	o	o	o	o	o
<i>euretwegen</i>	o	o	o	o	o	o
<i>euretwillen</i>	o	o	o	o	o	o
<i>folgender</i>	(+)	o	+	o	o	o
<i>ganz</i>	o	+	o	+	+	o
<i>gegenseitig</i>	+	o	o	o	o	o
<i>genannter</i>	o	o	+	o	o	o
<i>genug</i>	o	—	o	o	+	o
<i>gesamt</i>	o	+	o	o	+	o
<i>gewisse</i>	+	+	+	+	o	o
<i>halb</i>	o	o	o	o	+	o

Tabelle 1: Wortliste nach grammatiken (5.3.)

Fortsetzung

	D	E	J	Be	Bl	Gr
<i>her</i>	o	—	o	o	o	+
<i>hier</i>	o	+	o	o	o	+
<i>hieran</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hierauf</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hieraus</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hierbei</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hierdurch</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hierfür</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hiergegen</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hierher</i>	o	+	o	o	o	o
<i>hierhin</i>	o	+	o	o	o	+
<i>hierhinter</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hierin</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hiermit</i>	+	+	+	o	o	+
<i>hiernach</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hierneben</i>	+	+	+	o	o	o
<i>hierüber</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hierum</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hierunter</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hiervon</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hiervor</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hierzu</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hierzwischen</i>	o	+	+	o	o	o
<i>hin</i>	o	—	o	o	o	+
<i>ich</i>	+	+	+	+	+	+
<i>ibr (pers.)</i>	+	+	+	+	+	+
<i>ibr (poss.)</i>	+	+	+	+	+	+
<i>ihresgleichen</i>	o	o	o	o	o	+
<i>ibrethalben</i>	o	o	o	o	o	o
<i>iberseits</i>	o	o	o	o	o	o
<i>ibrenteils</i>	o	o	o	o	o	o
<i>ibretwegen</i>	o	o	o	o	o	o
<i>ibretwillen</i>	o	o	o	o	o	o
<i>immerhin</i>	o	o	o	o	o	+
<i>indem</i>	o	o	o	o	o	+
<i>indes(sen)</i>	o	—	o	—	o	+
<i>infolgedessen</i>	o	+	o	o	o	o
<i>irgendein</i>	o	+	+	+	+	o
<i>irgend(et)was</i>	o	+	+	+	o	o
<i>irgendjemand</i>	o	+	+	+	o	o
<i>irgendwann</i>	o	+	o	+	o	o
<i>irgendwelch</i>	+	+	o	+	+	o
<i>irgendwer</i>	o	+	+	+	+	o

Tabelle 1: Wortliste nach grammatiken (5.3.)

Fortsetzung

	D	E	J	Be	Bl	Gr
<i>irgendwie</i>	o	+	o	o	o	o
<i>irgendwo</i>	o	+	o	o	o	o
<i>jeder</i>	+	+	+	+	+	+
<i>jedermann</i>	+	+	+	o	+	o
<i>jedweder</i>	+	+	o	+	+	+
<i>jeglich</i>	+	+	+	+	+	+
<i>jemand</i>	+	+	+	+	+	o
<i>jener</i>	+	+	+	+	+	+
<i>jetzt</i>	o	+	o	o	o	o
<i>kein</i>	+	+	+	+	+	+
<i>keinerlei</i>	o	+	o	o	o	+
<i>letztere</i>	—	—	+	o	o	o
<i>man</i>	+	+	+	+	+	+
<i>manch</i>	+	+	+	+	+	+
<i>mancherlei</i>	o	+	o	o	+	+
<i>mehrere</i>	(+)	+	+	o	o	o
<i>mein</i>	+	+	+	+	+	+
<i>meinesgleichen</i>	o	o	o	?	o	+
<i>meinerseits</i>	o	o	o	o	o	o
<i>meinsteils</i>	o	o	o	o	o	o
<i>meinethalben</i>	o	o	o	o	o	o
<i>meinetwegen</i>	o	o	o	o	o	o
<i>meinetwillen</i>	o	o	o	o	o	o
<i>miteinander</i>	o	o	o	+	o	o
<i>mithin</i>	o	o	o	—	o	+
<i>nachdem</i>	o	o	o	o	o	+
<i>nachher</i>	o	o	o	o	o	+
<i>nächst</i>	o	o	o	o	o	+
<i>nebeneinander</i>	+	o	o	o	o	o
<i>nebenhin</i>	o	o	o	o	o	+
<i>nichts</i>	+	+	+	+	+	+
<i>niemand</i>	+	+	+	+	+	+
<i>nun</i>	o	+	o	—	o	o
<i>obenhin</i>	o	o	o	o	o	+
<i>obiger</i>	o	o	+	o	o	o
<i>ohnehin</i>	o	+	o	o	o	+
<i>sämtliche</i>	+	+	+	o	+	o
<i>schlechtthin</i>	o	o	o	o	o	+
<i>sein</i>	+	+	+	+	+	+
<i>seinerseits</i>	o	o	o	o	o	o
<i>seinerzeit</i>	o	o	o	o	o	o
<i>seinesgleichen</i>	o	o	o	o	o	+
<i>seinsteils</i>	o	o	o	o	o	o

Tabelle 1: Wortliste nach grammatiken (5.3.)

Fortsetzung

	D	E	J	Be	Bl	Gr
<i>seinethalben</i>	o	o	o	o	o	o
<i>seinetwegen</i>	o	o	o	o	o	o
<i>seinetwillen</i>	o	o	o	o	o	o
<i>seitdem</i>	o	—	o	—	o	+
<i>selber</i>	+	o	+	+	+	+
<i>selbig</i>	—	o	o	+	+	o
<i>selbst</i>	+	—	+	+	+	+
<i>sich</i>	+	+	+	+	+	o
<i>sie</i>	+	+	+	+	+	+
<i>so</i>	o	+	o	—	o	+
<i>sodann</i>	o	o	o	o	o	+
<i>so ein</i>	o	+	o	+	o	o
<i>so etwas</i>	o	+	o	o	o	o
<i>solange</i>	o	+	o	o	o	o
<i>solch</i>	+	+	+	+	+	+
<i>solch ein</i>	o	+	+	+	+	o
<i>solcherlei</i>	o	o	o	o	o	+
<i>somit</i>	o	—	o	o	o	o
<i>sonach</i>	o	o	o	o	o	o
<i>soviel</i>	o	+	o	o	o	o
<i>so was</i>	o	o	o	o	o	o
<i>so wenig</i>	o	o	o	o	o	o
<i>sowie</i>	o	—	o	o	o	+
<i>überdem</i>	o	o	o	o	o	+
<i>überdies</i>	o	o	o	o	o	+
<i>übrige</i>	o	+	o	o	o	o
<i>unser</i>	+	+	+	+	+	+
<i>unsereiner</i>	o	+	o	o	o	o
<i>unsrerseits</i>	o	o	o	o	o	o
<i>unsresgleichen</i>	o	o	o	o	o	+
<i>unsresteils</i>	o	o	o	o	o	o
<i>unsrethalben</i>	o	o	o	o	o	o
<i>unsretwegen</i>	o	o	o	o	o	o
<i>unsretwillen</i>	o	o	o	o	o	o
<i>untenhin</i>	o	o	o	o	o	+
<i>unterdessen</i>	o	o	o	o	o	+
<i>verschiedene</i>	—	+	o	o	o	o
<i>verschiedenerlei</i>	o	+	o	o	o	o
<i>viele</i>	+	+	+	o	+	o
<i>vielerlei</i>	o	+	o	o	o	+
<i>vordem</i>	o	o	o	o	o	+
<i>vorher</i>	o	—	o	o	o	+
<i>vorhin</i>	o	o	o	o	o	+

Tabelle 1: Wortliste nach grammatiken (5.3.)

Fortsetzung

	D	E	J	Be	Bl	Gr
<i>währenddessen</i>	o	o	o	o	o	+
<i>wann</i>	o	+	—	—	o	+
<i>warum</i>	o	+	—	o	o	+
<i>was</i>	+	+	+	+	+	+
<i>was für</i>	+	+	+	+	+	o
<i>weiterhin</i>	o	o	o	o	o	+
<i>welch</i>	+	+	+	+	+	+
<i>welch ein</i>	o	+	o	+	+	o
<i>welcherlei</i>	o	o	o	o	o	+
<i>wenige</i>	(+)	+	+	—	+	o
<i>wer</i>	+	+	+	+	+	+
<i>weshalb</i>	o	+	+	o	o	o
<i>weswegen</i>	o	+	+	o	o	o
<i>wie</i>	o	+	+	—	o	+
<i>wielange</i>	o	+	—	o	o	o
<i>wieviel</i>	o	+	+	o	o	o
<i>wie wenig</i>	o	o	o	o	o	o
<i>wir</i>	+	+	+	+	+	+
<i>wo</i>	o	+	+	+	o	+
<i>wobei</i>	o	+	+	o	o	+
<i>wodurch</i>	o	+	+	o	o	+
<i>wofür</i>	o	+	+	o	o	+
<i>woher</i>	o	—	o	o	o	+
<i>wohin</i>	o	—	—	—	o	+
<i>wohinter</i>	o	+	+	o	o	+
<i>womit</i>	o	+	+	—	o	+
<i>wonach</i>	o	+	+	o	o	+
<i>woneben</i>	o	+	+	o	o	+
<i>woran</i>	o	+	+	o	o	+
<i>worauf</i>	+	+	+	o	o	+
<i>woraus</i>	o	+	+	o	o	+
<i>worin</i>	+	+	+	—	o	+
<i>worüber</i>	o	+	+	o	o	+
<i>worum</i>	+	+	+	o	o	+
<i>worunter</i>	o	+	+	o	o	+
<i>wovon</i>	+	+	+	o	o	+
<i>wovor</i>	+	+	+	o	o	+
<i>wozwischen</i>	o	+	+	o	o	+
<i>wozu</i>	+	+	+	—	o	+
<i>zudem</i>	o	o	o	o	o	+

Abkürzungen in der tabelle 1:

D = Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim 1966 (vgl. auch oben 5.2.)

E = J. Erben. Deutsche Grammatik. Ein Abriß. München 1972

J = W. Jung. Grammatik der deutschen Sprache. Leipzig 1966

Be = O. Behaghel. Deutsche Syntax. 4 Bde. Heidelberg 1923–32

Bl = F. Blatz. Neuhochdeutsche Grammatik. Karlsruhe 1896–1900

Gr = J. Grimm. Deutsche Grammatik. 4 Bde. Gütersloh 1890–1898

Zeichen in der tabelle 1:

+ = als pronomen ausdrücklich bezeichnet (auch zu kompositionsreihen gehörig, z. b. E, J geben an, daß *da(r)*, *hie(r)*–/*wo(r)*– + präpositionen pronomina ergeben; diese reihen wurden vollständig aufgestellt, obwohl die einzelnen grammatiken immer nur einzelne beispiele bringen.)

o = nicht enthalten

– = ausdrücklich als nichtpronomen bezeichnet, z. b. auch durch einordnung in eine andere wortart.

? = einordnung unklar

(+) = In der dudengrammatik von 1966 werden einige wörter in verschiedenen beschreibungszusammenhängen bald als pronomina, bald als adjektive klassifiziert; diese unsicherheit sollen die klammern ausdrücken.

Tabelle 1 zeigt ein recht merkwürdiges bild: Es gibt offenbar einen recht kleinen bestand von wörtern, deren pronominaler charakter unbestritten ist (die „klassischen“ demonstrativa *der*, *dieser*, *jener*, *derjenige*, *derselbe*; die personalia; die possessiva; die relativa/interrogativa/indefinita *der*, *welcher*, *irgend-*, *wer*, *was*, usw.). Neben diesem kernbestand steht eine überraschend große zahl von wörtern, deren zugehörigkeit umstritten ist – vermutlich deshalb, weil fast alle grammatiker unterschiedliche zuordnungskriterien verwenden.

5.4. Die wörter der tabelle 1 werden nicht immer mit dem terminus ‚pronomen‘ bezeichnet, sondern auch mit der deutschen lehnbildung „fürwort“ oder je nach betrachtungsansatz auch mit den termini anaphern, deiktika, indices, indikatoren, modifikatoren, platzhalter, stellvertreter uam. Ich habe mich entschlossen, durchgängig den terminus ‚pronomen‘ zu verwenden, ohne damit eine theoretische vorentscheidung für bestimmte betrachtungsweisen treffen zu wollen. ‚pronomen‘ scheint mir der geläufigste terminus zu sein und dadurch am wenigsten mit unbewußten theoretischen implikationen verknüpft.

5.5. Versuch einer definition als arbeitshypothese

5.5.0. Die definition des untersuchungsgegenstandes ‚pronomen‘ soll folgenden anforderungen genügen:

a) Die definition soll die menge der spracherscheinungen, die dieselben funktionen wahrnehmen wie jene wörter, deren pronominaler charakter unbestritten ist (siehe 5.3.), deutlich abheben von anderen, nicht zu den pronomina zählenden erscheinungen. Die weitere unterteilung der ‚nichtpronomina‘ ist für die definition unwichtig.

b) Die definition soll operationalisierbar sein, d. h. sie soll einfache proben angeben, mit deren hilfe wörter in einem text als pronomina identifiziert werden können, bzw. nichtpronomina von der untersuchung ausgeschlossen werden.

Die definition bzw. die darin anzugebenden oder daraus abzuleitenden proben sollen dazu dienen, eine möglichst vollständige liste von buchstabenfolgen aufzustellen, die pronomina sein können. Diese liste wird dann als suchliste zur automatischen materialgewinnung mithilfe des komputers benutzt (nach entsprechendem umschreiben für die bedürfnisse der suchprogramme).

5.5.1. Ein pronomen soll jedes wort sein, das die syntaktische rolle einer substantivgruppe² einnehmen kann, und dessen inhalt durch den sprachlichen und außersprachlichen kontext bestimmt ist. Der lexikalische inhalt sind grammatische kategorien und semantische merkmale von hoher allgemeinheit.

5.5.2. Erläuterungen dazu:

Pronomina sollen einmal ‚wörter‘ sein, wobei ein recht untheoretischer wortbegriff zugrunde liegt, nämlich der umgangssprachliche, der zwar wissenschaftlich schwer befriedigend definiert werden kann (diskrete phonem/graphemsequenz, die eine funktion im text/satzzusammenhang wahrnimmt?), aber für praktische zwecke ausreicht.

Diese wörter sollen nur dann pronomina sein dürfen, wenn sie drei bedingungen erfüllen:

a) Sie müssen als subjekt, objekt, adverbiale oder attribut verwendet werden können. Damit werden pronomina von verben (und proverben?) abgehoben.

b) Die beziehung des wortes auf die wirklichkeit oder auf das als wirklich behauptete (designatum) muß durch den kontext (sprachlich) oder durch die situation (außersprachlich) bestimmt sein; dies unterscheidet

² Vgl. J. Erben. Deutsche Grammatik. Ein Abriß. München 1972, 238.

die pronomina von „Begriffswörtern“³ wie substantiven, die aufgrund eines begrifflichen zusammenhangs mit anderen substantiven diese vertreten können (vgl. unten 5.5.3.3.).

c) Die dritte bedingung präzisiert diese unterscheidung: Der inhalt der wörter muß – anders als der von begriffswörtern – mit grammatischen kategorien ausreichend beschrieben sein, wobei zu den grammatischen kategorien im engeren sinne (morphologische wie genus, kasus usw.) semantische merkmale von großer allgemeinheit treten (z. b. + mensch / – belebt usw.), die noch unmittelbar die morphologisch-syntaktische ebene der sprachlichen ausdrücke mitbestimmen.

Der lexikalische inhalt z. b. von *stuhl* ist mit wenig allgemeinen semantischen merkmalen (die merkmale größerer allgemeinheit wie [– belebt], [+ vom menschen gemacht] einschließen) zu beschreiben etwa als ‚sitzmöbel mit drei oder vier beinen für eine person mit rückenlehne und ohne armstützen‘; der lexikalische inhalt von *er* ist dagegen mit ‚maskulinum im singular‘ völlig ausreichend beschrieben (vgl. dazu die interpretamente von pronomina in einsprachigen wörterbüchern, z. b. im WdG⁴).

5.5.3. Anhand eines beispieldtextes soll die definition erläutert werden:

Ein 63jähriger Mann heizte ... die Kessel im Keller der Waldschule an. Da der Heizzug der Kessel geschlossen war, sammelten sich gefährliche CO-Gase an. Der Heizer konnte den Raum zwar noch verlassen, brach aber vor dem Ausgang bewußtlos zusammen. Er wurde auf schnellstem Wege ins Krankenhaus gebracht...

(Mannheimer Morgen vom 30. 11. 1971, S. 4)

5.5.3.1. Der zeitungbericht erzählt eine kette von ereignissen. Bei diesen ereignissen spielt neben einigen technischen geräten auch eine person eine rolle. Diese person wird in den text eingeführt („Initialform“⁵) mit einer substantivgruppe, die subjekt des ersten ereignisses, des kesselanheizens ist: *Ein 63jähriger Mann heizte ... die Kessel ... an*. Das zweite ereignis ist ein chemisch-physikalischer vorgang, der unter bestimmten bedingungen ohne zutun von personen abläuft, insbesondere ohne zutun des anheizers, der nur vergessen hat, den heizzug zu kontrollieren. Erst die folgen der chemischen reaktion, das dritte ereignis,

³ Vgl. J. Erben. Grammatik (Anm. 2), 211.

⁴ WdG = Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. von R. Klappenbach und W. Steinitz. Berlin 1964 ff.

⁵ R. Harweg. Pronomina und Textkonstitution. München 1968 (= Beihefte zu poetica 2), 40 und öfter.

betreffen den mann, der dabei als *Der Heizer* erneut subjekt eines satzes wird, auf den ein zweiter satz unmittelbar folgt, und zwar mit demselben subjekt. Die deutsche grammatik erlaubt, den zweiten satz ohne ausdruck des subjekts nur mit einem komma (oder einer konjunktion) anzuschließen, so daß beim vierten ereignis des berichts (das zusammenbrechen) eine eigene repräsentation des subjekts unterbleiben kann (wenn man will, kann man hier ein ‚nullpronomen‘ vermuten). Diese konstruktion hebt den engen zusammenhang zwischen den beiden sätzen hervor. Das fünfte und letzte ereignis ist die erste rettungsmaßnahme für den betroffenen, nämlich der transport ins krankenhaus. Der mann tritt zum dritten mal im text auf, wieder als subjekt, diesmal bezeichnet mit dem wort *Er*.

5.5.3.2. Dieser sprachliche ausdruck hat keine semantische beziehung zum *mann* oder zum *heizer*: Würde man im vorletzten satz neben den *heizer* eine person stellen, z. b. einen nachtwächter (...*brach aber vor dem Ausgang neben dem Nachtwächter zusammen.*), wäre die beziehung von *er* auf die gemeinte gröÙe zweideutig, weil sowohl der *heizer* als auch der nachtwächter gemeint sein könnten. Die zweideutigkeit würde in diesem falle durch den kontext beseitigt, denn es wäre unverantwortlich, den nachtwächter ins krankenhaus nur deswegen zu bringen, weil er neben dem zusammengebrochenen mann in einem satz auftaucht, auf den ein einfaches pronomen folgt.

Daß *er* den *heizer* meint, ist dadurch klar, daß *er* immer etwas meint, das als maskulinum im singular benannt worden ist (oder benannt werden kann; z. b. formuliere man ein hypothetisches gespräch zwischen den findern des zusammengebrochenen mannes: *Wo ist er jetzt? – Er wurde ins krankenhaus gebracht!* Keiner der gesprächspartner muß irgendwann sagen, daß er den mann bzw. *heizer* meint, denn alle gesprächspartner wissen, wer gemeint ist, sie wissen, daß es mit den beiden maskulina im singular bezeichnet werden kann, daher sagen sie *er*. Außerdem spielt hier die beziehung zwischen natürlichem geschlecht und grammatischen genus eine wichtige rolle).

5.5.3.3. Im beispieltext besteht eine beziehung zwischen *Ein 63jähriger Mann* und *Der Heizer*. Daß hier *der heizer* dieselbe person meint, wie *ein 63jähriger mann*, ist dadurch klar, daß der 63jährige mann anheizt; das substantiv *heizer* bezeichnet ‚einen, der heizt‘⁶. Im beispieltext wird

⁶ Vgl. H. Wellmann. Die Substantivbildung mit *-er* und *-ling* im heutigen Deutsch. In: Germanistische Studien. Hrsg. von J. Erben und E. Thurnher. Innsbruck 1969 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Bd. 15), 337–354, bes. 342 und 344.

vom *mann* genau das behauptet, was der inhalt des wortes *heizer* ist, daher kann *heizer* den mann bezeichnen. Diese beziehung ist anders als die beziehung von *er* zu *heizer/mann*, die ausschließlich darauf beruht, daß *heizer/mann* maskulina im singular sind und *er* genau diese beiden grammatischen merkmale ausdrückt. Ersetzt man *Heizer* durch eine ähnliche bezeichnung mit anderem genus, etwa *heizkraft* analog zu *schreibkraft*, wechselt auch das pronomen:

...Die Heizkraft konnte den Raum noch verlassen, brach aber vor dem Ausgang bewußtlos zusammen. Sie wurde auf schnellstem Wege ins Krankenhaus gebracht...

5.6. Nicht bei allen wörtern ist ihr pronominaler charakter so unbestritten wie bei *er*, wo die pronominale funktion morphologisch ausgedrückt ist durch die flexionsformen. Uneinheitliche kriterien zur abgrenzung und für die zuordnung zur wortklasse pronomen, unterschiede in der definition der pronominalen funktionen dürften der grund dafür sein, daß es für die größere gruppe der pronomina, die sehr häufig gebraucht ist, eigene termini gibt, die diese zwischenrolle ausdrücken: pronominaladverbien, frageadverbien, fragepartikel, relativpartikel, situationsdeiktika usw. Diese untersuchung will die definition nach 5.5.1. auf alle diese wörter anwenden und u. u. auch die traditionelle wortklasse um mitglieder erweitern, die den bisherigen funktionsgleich sind.

6. Exkurs über texte

6.0. Es scheint mir ausgeschlossen, pronominale erscheinungen zu untersuchen, ohne auf texte, textzusammenhänge usw. zurückzugreifen. Dieser untersuchung liegt ein textbegriff zugrunde, der insofern untheoretisch ist, als seine kriterien zur textabgrenzung nicht wohldefiniert sind und zu einer systematischen theorie gehören. Dies scheint mir heuristisch vertretbar zu sein, weil die pronominalisierung im wesentlichen paare von sprachlichen ausdrücken betrifft, von denen einer ein pronomen ist und der andere ein ausdruck, der das designatum des pronomens beschreibt.

6.1. ‚text‘ soll alles sein, was durch überschriften und endsignale (buchdeckel, endsterne usw.) eingeschlossen ist.⁷ Dies ist recht einfach festzu-

⁷ R. Harweg. Textanfänge in geschriebener und gesprochener Sprache. Orbis 17/1968, 343–388.

stellen bei geschriebenen texten, bei denen der autor festlegt, wo er anfang und ende des textes sehen will. Bei gesprochenen texten bestimmt oft der wille des transskribenten anfang und ende; nur selten legt tatsächlich der wille der textproduzenten anfang und ende fest, häufiger wird dies von äußeren umständen (gesprächsraum muß freigemacht werden; redezeitbeschränkungen bei diskussionen mit leitung) unumgebar bestimmt. Eine direkte untersuchung von tonaufnahmen ist für syntaktische analysen recht schwierig, in der regel wird man schriftliche festgehaltene tonaufzeichnungen benutzen. Insofern ist die überlegung am wichtigsten, inwieweit die schriftliche aufzeichnung durch einen transskribenten den ursprünglichen, gesprochenen text verändert.

6.2. Ob es eindeutige und theoretisch abgesicherte kriterien zur texteingrenzung gibt⁸, bleibt für den untersuchungsgang zunächst nebensächlich.

6.3. Texte sind sprachliche äusserungen über wirklichkeit oder als wirklich gedachtes. Vermutlich gibt es eine struktur der wirklichkeit, die irgendwie in eine sprachliche struktur umgesetzt werden kann, die ihrerseits die grundlage für die morphologisch-syntaktische struktur einer sprachlichen äusserung ist. Einige überlegungen dazu sollen an einem textbeispiel erläutert werden:

6.3.1. Beispieltext:

Laß in *deinen* traum keine *gans* dringen, dringt *sie* doch ein, so serviere *ihr* sekt, *du* aber trinke wasser, dann wird *sie* mit einem kleinen knall zerspringen und *ihr* freigelegtes gekröse zu einer siebenunddreißig werden, die *du*, wenn *dir* viel geld lieb ist, auf den ladentisch *deines* lotterie-einnehmers werfen sollst.

(H. C. Artmann. Grünverschlossene Botschaft. Darmstadt o. J., 37)

Der text schildert einen traum, beschreibt also eine vorstellung, die unwirklich ist, wenn sie auch aus elementen von wirklichkeit aufgebaut wird. Anders als der zeitungsbericht (5.5.3.) beansprucht dieser text nicht, informationen über etwas tatsächlich geschehenes zu vermitteln, sondern er will „nur“ eine fantastische anregung geben. Dies scheint mir eine ganz gute voraussetzung zu sein, um beziehung zwischen textinhalt und textform zu erläutern und die fragen nach informationswert und manipulationswert von sprachlichen erscheinungen zu umgehen.

6.3.2. Die hervorhebungen im text sind von mir und zeigen zwei ket-

⁸ Vgl. die verschiedenen veröffentlichungen von R. Harweg und den beitrag von E. Gülich und W. Raible in diesem band.

ten von wörtern, die jeweils denselben inhalt bezeichnen: *deinen – du – du – dir – deines; gans – sie – ihr – sie – ihr*.

6.3.3. Betrachten wir zunächst die zweite reihe: Das erste wort (initialform⁹) benennt das designatum, die anderen wörter greifen auf diesen ersten ausdruck zurück. *sie – ihr – sie – ihr* könnten jedes beliebige femininum aufgreifen, also auch etwa *ente oder frau*, *gans* dagegen bezeichnet immer nur eine gans und in einem text genau die gans, deren beteiligung an irgendwelchen ereignissen im text geschildert ist.

6.3.4. Ein anderer beteiligter an den textereignissen ist der angesprochene leser; er wird fünfmal durch wörter repräsentiert, zweimal drückt die grammatische form des imperativs (*laß – serviere*) die beteiligung des angesprochenen aus, weil der imperativ in dieser form immer ein handeln der 2. person singular verlangt, auch wenn dies nicht ausdrücklich dabeisteht (*du aber trinke wasser*). Bemerkenswert ist, daß kein substantiv (wie *gans*) als nennung auftritt; gemeint ist der je verschiedene leser bzw. hörer des textes, der mit *du/dein* bzw. mit dem imperativ vollständig und ausreichend beschrieben ist – mehr kann der autor nicht darüber aussagen. Das designatum – das korrelat von sprachformen in der wirklichkeit – wechselt, während die *gans* in jeder kommunikationssituation mit dem text dieselbe bleibt.

6.4. Fassen wir die überlegungen zum text 6.3.1. zusammen und verallgemeinern wir die beobachtungen: Ein text gibt eine reihe von ereignissen und die daran beteiligten wieder. Dabei treten einerseits wörter auf, die die ereignisse benennen (verben) und damit die beziehungen zwischen den beteiligten eröffnen; andererseits enthält der text repräsentanten der einzelnen beteiligten größen, wobei benennende wörter (autosemantika) und auf diese benennungen verweisende wörter (synsemantika)¹⁰ ketten von repräsentanten desselben beteiligten bilden können, wenn dieser mehrfach auftritt (z. b. in mehreren beziehungen oder mehrfach in derselben beziehung). Andere wörter drücken die beziehungen zwischen den einzelnen ereignissen aus (*doch – so – aber – dann – und – wenn*).¹¹

6.5. Jedem text liegt eine wirklichkeit (oder, wie dem beispieltext, eine vorgestellte wirklichkeit) zugrunde. Diese wirklichkeit besteht aus einzelnen elementen (beteiligte größen) und aus beziehungen zwischen diesen elementen; beziehung ist hier sehr allgemein zu verstehen und

⁹ Vgl. Anm. 5.

¹⁰ J. Erben, Grammatik (Anm. 2), 210.

¹¹ J. Erben, Grammatik (Anm. 2), 189.

meint handlungen, zustände, ereignisse usw. Die struktur der wirklichkeit, also die zahl der elemente und die zahl der beziehungen, die art der elemente und beziehungen, läßt sich direkt kaum feststellen, sondern nur aus äüßerungen über die wirklichkeit erschließen. Auch aus sprachlichen äüßerungen lassen sich schlüsse über die struktur der wirklichkeit ziehen, die sprachlichen elemente und beziehungen sind aber kein genaues abbild der wirklichkeit, sondern eine einzelsprachlich bestimmte und oft auch innerhalb der einzelsprache variierbare gestaltung. Denn jede sprache hat eigene sprachformen, um einen bestimmten sachverhalt auszudrücken, und auch in derselben sprache gibt es häufig verschiedene ausdrucksmöglichkeiten für denselben sachverhalt (z. b. aktiv/passiv).

6.6. Daß dasselbe in verschiedenen sprachen verschieden ausgedrückt wird, legt die hypothese nahe, daß es zwar eine logisch-semantische struktur der wirklichkeit gibt, die übereinzelsprachlich ist, daß aber jede sprache eine grammatisch-semantische struktur festlegt, die jede sprachliche umsetzung von wirklichkeit generell für die einzelsprache regelt.

6.7. Die grammatisch-semantische struktur muß aber zulassen, daß aus ihr verschiedene semantische strukturen abgeleitet werden können, die mit den verschiedenen ausdrucksmöglichkeiten einer einzelnen sprache für denselben sachverhalt korrespondieren. Man könnte sich etwa vorstellen, daß die deutsche grammatisch-semantische struktur für das einwirken einer gröÙe auf eine andere vorsehen muß, daß daraus sowohl die semantische struktur eines aktivsatzes als auch die eines passivsatzes abgeleitet werden kann. Der produzent einer äüßerung kann dann wählen, welche struktur seinen intentionen (täterabgewandt – tätierzugewandt¹²) am besten entspricht.

6.8. Unter den verschiedenen ausdrucksmöglichkeiten für denselben sachverhalt sind immer einige einander ähnlicher als anderen. Daher scheint es zweckmäßig, die ableitung der semantischen strukturen aus der grammatisch-semantischen grundstruktur in mehreren stufen anzunehmen und auf jeder stufe wahlmöglichkeiten vorzusehen.

6.9. Den semantischen strukturen entsprechen mit jeder stufe der ableitung aus der grammatisch-semantischen grundstruktur weniger sprachliche ausdrucksmöglichkeiten; als endstufe ist eine semantisch-syntaktische struktur anzusetzen, der nur mehr eine einzige morpholo-

¹² L. Weisgerber. Die Welt im ‚Passiv‘. In: Die Wissenschaft von deutscher Sprache. Festschrift Maurer zum 65. Geburtstag. Stuttgart 1963, 45 ff.

gisch-syntaktische struktur entspricht, die dann phonematisch oder graphematisch realisiert wird.

6.10. Umgekehrt muß es auch möglich sein durch zunehmende verallgemeinerung von einer sprachlichen äußerung zu einer logisch-semantischen wirklichkeitsstruktur zu kommen: Einer jeder sprachlichen äußerung kann zunächst eine morphologisch-syntaktische struktur zugeschrieben werden, der eine semantisch-syntaktische entspricht, aus der durch vergleich verschiedener semantisch-syntaktischer strukturen von ausdrücken für denselben sachverhalt semantische strukturen von immer größerer allgemeinheit stufenweise abgeleitet werden können, bis jene grammatisch-semantische grundstruktur erreicht ist, die sämtlichen einzelsprachlichen ausdrucksmöglichkeiten für einen sachverhalt zugrunde liegt, und die eine einzelsprachlich unterschiedliche umsetzung der logisch-semantischen wirklichkeitsstruktur ist.

6.11. Für eine untersuchung der pronominalisierung ergibt sich aus den überlegungen von 6. 5. bis 6. 10. folgendes: Die pronomina sind elemente der morphologisch-syntaktischen strukturen und beziehen sich auf elemente der logisch-semantischen struktur der wirklichkeit. Wie die einzelnen wörter ausgewählt werden, welche besonderen funktionen sie innerhalb einer sprachlichen äußerung (text) wahrnehmen, bestimmt sich nur zum teil auf der morphologisch-syntaktischen ebene; möglicherweise legen schon semantische strukturen fest, wie und welche pronomina welche inhalte bezeichnen können. Dies bedeutet, daß ein rein morphologischer ansatz, der zu jedem pronomen ein morphologisch-syntaktisches bezugselement sucht, das genauer und eindeutig das designatum des pronomens benennt, unbefriedigend bleibt. Es muß davon ausgegangen werden, daß auch die einzelnen repräsentanten eines beteiligten am sachverhalt, der einem text zugrundeliegt, nicht von vorneherein eine vollständige beschreibung der beteiligten größe beabsichtigen, wenn der repräsentant kein pronomen ist. Ober- und unterbegriffe, teilbezeichnungen usw. können an bestimmten kontextstellen durchaus ausreichen, um die notwendigen informationen zum verständnis des einzelereignisses zu liefern (pro-substantiva: substantiv, die bezug auf ein vorerwähntes substantiv haben; pro-adjektive, pro-adverben usw.). Pronomina stellen demgegenüber einen formal bestimmten bezug auf den gesamten inhalt der bezugsgröße her, sind also grundsätzlich geeignet, quantitativ größere bereiche aufzugreifen als andere nominale repräsentanten. Dadurch, daß pronomina aufgrund grammatischer kategorien und semantischer merkmale von gro-

ßer allgemeinheit inhalte aufgreifen, leisten sie auch qualitativ anderes als nomina.

6.12. Die logisch-semantischen beziehungen zwischen größen werden im deutschen hauptsächlich von verben ausgedrückt. Da innerhalb einer wirklichkeit, die in einem text sprachlich dargestellt wird, identische beziehungen mehrfach auftreten können, müßte geprüft werden, inwieweit es allgemeine vertretungswörter für verben (proverben) gibt, die analog zu den pronomina (die auf beteiligte größen hinweisen) auf beziehungen mit formalen mitteln verweisen und nicht durch eine inhaltliche zusammengehörigkeit (oberbegriff – unterbegriff). Dies berührt aber die untersuchung der pronomina nicht direkt.

7. Untergruppen der pronomina

7.0. Ein erster, vorläufiger versuch, die pronomina (siehe tabelle 1) entsprechend ihren funktionen zu unterteilen, trennt nach zwei kriterien: kontextbezug und rolle innerhalb der repräsentantenketten.

7.1. Zunächst sind pronomina, die in der regel auf kontextelemente zurückgreifen (anaphorische pronomina¹³) abzuheben von jenen, die in der regel auf situaionselemente sich beziehen, die nicht im kontext repräsentiert sind (deiktische pronomina¹⁴). Die deiktischen pronomina umfassen in erster linie die personalia der ersten und zweiten person singular bzw. die entsprechenden höflichkeitsformeln mit den pluralischen personalia¹⁵; genau zu prüfen wird sein, inwiefern *da*, *dort*, *hier*; *dann*, *jetzt*, *nun*; *heute*, *gestern*, *morgen* ebenfalls zu dieser gruppe zu rechnen sind oder besser bei den adverbien eingeordnet sind.¹⁶

7.2. Der weitaus größte teil der wörter aus tabelle 1 sind anaphorische oder deiktisch-anaphorische¹⁷ pronomina, d. h. sie beziehen sich auf kontextelemente. Eine unterteilung entsprechend der beziehung zu diesen kontextelementen bietet sich geradezu an: Vorweg sind zwei gruppen auszugliedern, die inhaltlich-syntaktisch bestimmt sind, fragepronomina (*wer*, *was*, *welcher* usw.) und negationspronomina (*kein*, *niemand* usw.). Sie stellen streng genommen nur sondergruppen der her-

¹³ O. Behaghel, Deutsche Syntax. 4 Bde. Heidelberg 1923–32, 1, 274.

¹⁴ O. Behaghel, Syntax (Anm. 13), 1, 274.

¹⁵ So bei O. Behaghel, Syntax (Anm. 13), 1, 274 ff.

¹⁶ H. Brinkmann, Die Konstituierung der Rede. Wirkendes Wort 15/1965, 157–172 unterscheidet ähnlich *er*-, *der*- und *ich*- pronomina.

¹⁷ O. Behaghel, Syntax (Anm. 13), 1, 274 f.

vorhebenden pronomina dar, die in Opposition zu den träger- und erinnerungspronomina stehen. Während die personalia und die kurzen demonstrativa sowie die relativa hauptsächlich einfache hinweise und erinnerungen an das schon mitgeteilte gemeinte sind (trägersv. hervorheber), heben die starktonigen und mehrsilbigen demonstrativa, ebenso ein teil der indefinita einen inhalt oder bestimmte aspekte des inhalts hervor, wobei sie gleichzeitig die gröÙe auch erinnernd in neue bezie-hungen einföhren. Negation und frage könnte man als besondere arten der hervorhebung verstehen.

8. Der ansatz dieser untersuchung richtet sich nur auf den sogenannten substantivischen gebrauch der pronomina, d. h. die möglichkeit, eine ganze reihe von pronomina auch als einleitungsglieder von substantiv-gruppen verwenden zu können, ist ausgeschlossen. Dies geschieht aber nicht grundsätzlic: Da vor allem untersucht werden soll, welche in-haltlichen funktionen die einzelnen pronomina wahrnehmen, wird notwendigerweise geprüft werden müssen, ob es unterschiede in diesen funktionen gibt, wenn dasselbe pronomen (z. b. *dieser*) allein steht oder als artikelwort. Es wird ferner notwendig sein, elliptische substantiv-gruppen auch zu untersuchen, von denen nur ein adjektiv mit starker = pronominaler flexion oder kombiniert mit dem bestimmten artikel übrig bleibt. Statistisch vergleichbares material wird allein dadurch zustandekommen, daß die materialsammlung vom komputer vorge-nommen werden soll, der nur buchstabenfolgen unterscheiden kann, nicht aber attributiven und substantivischen gebrauch (vgl. oben 5.5.0.).

9. Nachtrag:

Tabelle 2 zeigt die ergebnisse der ersten anwendung des materialsamm-lungsverfahrens mit dem komputer.

Dazu einige erläuterungen: Dem komputer muß eine suchliste eingege-ben werden, die ausschließlic auf buchstabenfolgen beruht. Die such-programme sehen auch vor, wörter mit satzzusammenhang zu suchen, die mit einer bestimmten buchstabenfolge beginnen; in der regel sind die suchbegriffe aber von leerstellen eingeschlossen. Die nunmehr ver-wendete liste stellt eine kombination der beiden verfahren nach zwei erprobungen von anderen suchlisten dar. Ziel der tests war, die fehl-belege (homographen) möglichst niedrig zu halten. Deshalb sieht die jetzige suchliste z. b. vor, daß *dasjenige/dasselbe* usw. mit *das-* + fol-

gende buchstaben gesucht wird, weil es sehr wenige wörter gibt, die mit *das-* beginnen und keine pronomina sind. Im gegensatz dazu sind die bildungen mit *da-* als eigene suchbegriffe aufgeführt, weil hier sehr viele homographen angefallen sind. Mit der hier vorgestellten suchliste sind etwa 3 bis 5 % fehlbelege zu erwarten. Dies scheint vertretbar.

Die liste gibt die zahlen der belegarten an, d. h. mehrfaches vorkommen eines belegwortes im selben satz wird nur einmal gezählt. Die fehlbelege sind hier noch enthalten.

Die abgesuchten texte sind: Heinrich Böll. Ansichten eines Clowns

Uwe Johnson. Das dritte Buch über Achim.

Tabelle 2: Suchbegriffe und belege

suchbegriff	Böll, Clown	John- son, Achim	suchbegriff	Böll, Clown	John- son, Achim
<i>all-a</i>	—b	355	<i>denselben</i>	1	0000
<i>dar-</i>	—	119	<i>denselbigen</i>	0000	0000
<i>das-</i>	657	896	<i>dich</i>	45	35
<i>dein-</i>	25	26	<i>die</i>	1059	1560
<i>dem-</i>	337	641	<i>dir</i>	56	65
<i>der-</i>	801	1400	<i>drauf</i>	21	2
<i>des-</i>	111	507	<i>dran</i>	18	1
<i>diejenige-</i>	0000	0000	<i>draus</i>	2	0000
<i>dort-</i>	43	6	<i>drin</i>	10	2
<i>ein-</i>	1425	1313	<i>driüber</i>	2	0000
<i>euer-</i>	0000	0000	<i>drum</i>	2	0000
<i>eure-</i>	9	3	<i>drunter</i>	0000	0000
<i>bier-</i>	51	93	<i>du</i>	215	211
<i>ihr-</i>	378	404	<i>durcheinander</i>	1	3
<i>irgend-</i>	110	26	<i>einander</i>	3	42
<i>jede-</i>	111	68	<i>er</i>	829	1372
<i>jedwede-</i>	0000	1	<i>es</i>	691	519
<i>jegliche-</i>	2	1	<i>etwas</i>	122	77
<i>jemand-</i>	37	14	<i>euch</i>	7	17
<i>jene-</i>	7	7	<i>gegeneinander</i>	1	2
<i>kein-</i>	187	84	<i>ich</i>	2003	296
<i>manch-</i>	73	48	<i>ihm</i>	149	380
<i>mein-</i>	503	93	<i>ihn</i>	181	359
<i>niemand-</i>	9	28	<i>ihnen</i>	47	92
<i>sämtliche-</i>	5	4	<i>infolgedessen</i>	0000	0000
<i>sein-</i>	363	504	<i>jemals</i>	1	0000

Tabelle 2: Suchbegriffe und belege

suchbegriff	Böll, Clown	John- son, Achim	suchbegriff	Böll, Clown	John- son, Achim
<i>solch-</i>	34	43	<i>man</i>	93	113
<i>unser-</i>	89	22	<i>mich</i>	479	53
<i>unsre-</i>	0000	0000	<i>mir</i>	633	73
<i>welch-</i>	23	18	<i>nebeneinander</i>	1	19
<i>wor-</i>	30	58	<i>nichts</i>	— ^b	105
<i>Ihr-</i>	46	7	<i>sich</i>	—	644
			<i>sie</i>	—	1122
			<i>so</i>	353	382
<i>aneinander</i>	2	1	<i>uns</i>	110	23
<i>aufeinander</i>	0000	0000	<i>verschiedenerlei</i>	0000	0000
<i>auseinander</i>	0000	10	<i>vielerlei</i>	0000	1
<i>beieinander</i>	0000	2	<i>was</i>	253	299
<i>da</i>	91	265	<i>wem</i>	4	5
<i>dabei</i>	35	14	<i>wen</i>	1	5
<i>dadurch</i>	2	0000	<i>wer</i>	15	38
<i>dafür</i>	11	17	<i>wes</i>	0000	0000
<i>dagegen</i>	3	1	<i>wessen</i>	0000	0000
<i>daber</i>	0000	5	<i>wir</i>	220	93
<i>dahin</i>	1	5	<i>wo</i>	70	58
<i>dahinter</i>	1	3	<i>wobei</i>	2	1
<i>damals</i>	22	37	<i>wodurch</i>	0000	0000
<i>damit</i>	32	40	<i>wofür</i>	0000	7
<i>danach</i>	9	17	<i>wogegen</i>	0000	0000
<i>daneben</i>	4	5	<i>wohin</i>	11	8
<i>dann</i>	184	133	<i>wohinter</i>	0000	0000
<i>davon</i>	22	27	<i>womit</i>	0000	2
<i>davor</i>	3	8	<i>woneben</i>	0000	0000
<i>dazu</i>	15	28	<i>wovon</i>	5	1
<i>dazwischen</i>	1	5	<i>wovor</i>	0000	0000
<i>den</i>	576	1040	<i>wozu</i>	0000	9
<i>denen</i>	39	70	<i>wozwischen</i>	0000	0000
<i>denjenigen</i>	0000	0000	<i>Sie</i>	241	92
			<i>Ihnen</i>	50	13

a) suchbegriffe, die mit ...- gekennzeichnet sind, erfassen alle buchstabenfolgen, die mit dem suchbegriff anfangen.

b) In der ergebnisliste der suchläufe von H. Böll fehlen fünf suchbegriffe, die bei der eingabe übersehen wurden; zur zeit liegen mir die ergebnisse der wiederholung für diese wörter noch nicht vor.

DAS INSTITUT FÜR DEUTSCHE SPRACHE
IM JAHRE 1973

O. Wegen des von der Bundesregierung bis 1976 verfügten Stellenstops entsprach die Anzahl der Mitarbeiter auf Planstellen im Berichtsjahr annähernd der des vorangegangenen Jahres. Weiterhin überwog die Zahl der an Projekten mit zeitlicher Befristung Arbeitenden; bei den wissenschaftlichen Mitarbeitern machen die Planstellen weniger als $\frac{1}{4}$ der Gesamtzahl aus. Zum Jahresende waren

15 Wissenschaftler auf Planstellen,

52 Wissenschaftler auf Projektstellen,

19 Verwaltungs- und technische Angestellte auf Planstellen,

23 Verwaltungs- und technische Angestellte auf Projektstellen und über 100 studentische und wissenschaftliche Hilfskräfte beschäftigt.

Im Dezember konnte das an das Institut angrenzende Gebäude des Bibliographischen Instituts bezogen werden, das von der Stadt Mannheim einschließlich der Einrichtungsgegenstände angekauft und an das Institut vermietet wurde. Durch diese räumliche Erweiterung wurden die Arbeitsbedingungen für die Mitarbeiter wesentlich verbessert.

Anschriften:

Nach dem Umzug lautet die Anschrift der Zentrale nun:

6800 Mannheim 1, Friedrich-Karl-Str. 12,

die der Arbeitsstelle für Probleme der Mehrsprachigkeit ebenfalls:

6800 Mannheim 1, Friedrich-Karl-Str. 12.

Rechenzentrum: 6800 Mannheim 1, L 11, 18

Forschungsstelle Bonn: 5300 Bonn, Adenauerallee 96

Deutsches Spracharchiv: 5300 Bonn, Adenauerallee 96

Forschungsstelle Freiburg: 7800 Freiburg, Belfortstr. 14

Forschungsstelle Innsbruck: A-6020 Innsbruck, Innrain 52

Arbeitsstelle für wissenschaftliche Didaktik des Goethe-Instituts:

8000 München 40, Ohmstr. 8

Schriftleitung der Germanistik: 7400 Tübingen, Pfrondorfer Str. 4.

Haushalte des Instituts 1973

1. Ordentlicher Haushalt

Zuschußgeber:

Bundesministerium f. Forschung

und Technologie

: 1 221 900 DM

Land Baden-Württemberg

: 120 000 DM

Stadt Mannheim

: 12 000 DM

eigene Einnahmen

: 45 500 DM = 1 399 400 DM

davon:

Personalausgaben

: 1 126 400 DM

Sachausgaben

: 273 000 DM

1 399 400 DM

2. Projekt: „Grundstrukturen der deutschen Sprache“

Zuschußgeber:

Stiftung Volkswagenwerk

Personalausgaben

: 257 000 DM

Sachausgaben

: 51 000 DM

308 000 DM

3. Projekt: „Linguistische Datenverarbeitung“

Zuschußgeber:

Bundesministerium f. Forschung
und Technologie

Personalausgaben

: 1 709 000 DM

Sachausgaben

: 590 700 DM

2 299 700 DM

4. Projekt: „Kontrastive Linguistik“

Zuschußgeber: Auswärtiges Amt

Personalausgaben

: 800 000 DM

Sachausgaben

: 112 000 DM

912 000 DM

Gesamtzuschüsse

:

4 919 100 DM

1. Abteilung Grammatik und Lexik

Die in dieser Abteilung zusammengefaßten Arbeitsgruppen befassen sich mit Problemen der Syntax (Zentrale Mannheim, Forschungsstelle

Innsbruck), der Lexik (Forschungsstelle Bonn) und der Semantik (Zentrale Mannheim).

1.1. Zentrale Mannheim

Hier konnten die Arbeiten zur Wort- und Satzsemantik (Leitung: R. Hoberg) nur in begrenztem Umfang fortgeführt werden, da G. Objartel im Berichtsjahr beurlaubt und R. Hoberg hauptsächlich mit Aufgaben der Organisation und Planung in der Institutsleitung betraut war. Untersuchungen zur Unterscheidung von Denotation und Konnotation und zum Referenzproblem sowie eine vergleichende Darstellung von Maßausdrücken im Deutschen, Englischen und Französischen wurden vor allem auch durch die Mitarbeit qualifizierter studentischer und wissenschaftlicher Hilfskräfte weitergeführt und sollen in einem Band der Forschungsberichte des Instituts veröffentlicht werden.

U. Engel arbeitete zusammen mit wenigen studentischen Hilfskräften weiter an Problemen der Dependenztheorie, wobei die Verbesserung des Formalismus breiten Raum einnahm. Außerdem wurde die Klassifizierung der Lexeme und Wortgruppen (Phrasen und syntaktische Glieder) verbessert. Die Beschreibung der deutschen Wortstellung auf verschiedenen Ebenen wurde fortgeführt. Schließlich wurden Untersuchungen zu den Besonderheiten der deutschen Alltagssprache angestellt und deren Ergebnisse veröffentlicht.

Die vorbereitenden Arbeiten für ein Valenzwörterbuch auf logisch-semanticischer Basis wurden weitergeführt. Es soll eine semanto- und morphosyntaktische Beschreibung der Verben und ihrer spezifischen Umgebungen geliefert werden. Mitarbeiter an diesem Projekt sind J. Ballweg, Frau A. Schramm, H. Schumacher; die projektbegleitende Mitarbeit von U. Engel ist vorgesehen.

1.2. Forschungsstelle für öffentlichen Sprachgebrauch, Bonn

Die Leitung der Forschungsstelle für öffentlichen Sprachgebrauch wurde zum 1. 1. 1973 an M. W. Hellmann übertragen, Stellvertreter wurde G. D. Schmidt. Die früher begonnenen Arbeiten wurden fortgeführt und im Hinblick auf ein geplantes Projekt „Vergleichende Wörterverzeichnisse zur west- und ostdeutschen Zeitungssprache“ neu zusammengefaßt. Die Forschungsstelle verfügte im Berichtszeitraum wie bisher über 2 Planstellen für Wissenschaftler, 1,5 Wissenschaftlerstellen wurden aus befristeten Hilfskraftgeldern finanziert.

Die Texterfassung der repräsentativen Auswahl aus der Tageszeitung

DIE WELT des Jahrgangs 1969 konnte aufgrund eines länger andauernden Ausfalls einer Locherin nicht abgeschlossen werden. Die nötigen Vorarbeiten für die Abrundung des Stammcorpus, das aus einer Auswahl aus je einer west- und einer ostdeutschen Regionalzeitung des Jahrgangs 1969 bestehen soll, wurden in Angriff genommen. Eine Klassifikation von 3607 Artikeln der Tageszeitungen DIE WELT (Jahrgang 1954) und NEUES DEUTSCHLAND (Jahrgang 1964) nach außerlinguistischen Kriterien wurde vorgenommen und auf Datenträger übertragen (Frau B. Marzahn). Eine Häufigkeitsverteilung der Artikel nach Verfasser oder Agentur, nach Sachgebieten, Mitteilungsintention, Mitteilungsform, Umfang, Thematik und Länderbezug wurde zusammengestellt als Vorarbeit zu einer linguistische Merkmale einbeziehenden textsortenspezifischen Untersuchung des Zeitungsmaterials.

Die Arbeiten zur Erfassung des DDR-spezifischen Wortschatzes aus der Sekundärliteratur konnten wieder aufgenommen werden (M. Kinne, Frau I. Stegert). Einbezogen wurden im Berichtsjahr neu erschienene westdeutsche Arbeiten zur Wirtschaftssprache in der DDR.

Die Arbeiten zur Auswertung des Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache und anderer Wörterbücher wurden intensiviert. Die DDR-spezifischen lexikalischen Einheiten der Wörterbücher werden dabei untereinander verglichen. Daraus sollen semantische Vergleichs- und Analyseoperationen an Texten und Wörterbucheinträgen aus Ost und West entwickelt werden (G. D. Schmidt).

Ein großer Teil der Arbeiten zum Teilprojekt „Vergleichende Wörterbuchverzeichnisse zur west- und ostdeutschen Zeitungssprache“ diente der Planung und Vorbereitung des oben genannten geplanten Projekts, mit dem innerhalb von drei Jahren die Materialbasis aufgestockt werden und diachronische alphabetische vergleichende Frequenzregister erstellt werden sollen. Ferner ist die Ermittlung von textklassenspezifischen Schwerpunkten, Ost-West-Differenzen im Wortschatz und die Darstellung typischer Verwendungsbeispiele aus dem Corpus von Zeitungstexten geplant.

Die ursprünglich schon für 1972 vorgesehene kommentierte Bibliographie zum öffentlichen Sprachgebrauch in der BRD und der DDR konnte dem Verlag noch nicht übergeben werden, da erneut erhebliche Schwierigkeiten in der Programmierung auftraten.

In mehreren Fällen konnte die Forschungsstelle mit maschinell sortierten Textauszügen oder vollständig aufbereiteten Textbändern auswärtige Forschungsvorhaben unterstützen.

1.3. Forschungsstelle Innsbruck

An der Forschungsstelle Innsbruck, an der unter der Leitung von J. Erben 2 wissenschaftliche Mitarbeiter mit mehreren Hilfskräften arbeiten, wurde 1973 die Drucklegung des 1. Bandes der deutschen Wortbildung „Das Verb“ (Frau I. Kühnhold / H. Wellmann) bis zur letzten Revision überwacht. Der Band ist im Frühjahr 1974 erschienen. Das Manuskript des 2. Bandes „Das Substantiv, Ableitungen und konkurrierende Komposita“ (H. Wellmann), das im Anschluß an den ersten Band erscheinen soll, wurde im Manuskript druckreif gemacht. Vorbereitungen für Band 3 „Das Adjektiv“ wurden von beiden Mitarbeitern begonnen.

1.4. Projekt „Grundstrukturen der deutschen Sprache“

Dieses schon im Jahr 1966 begonnene Projekt wird aus Mitteln der Stiftung Volkswagenwerk finanziert; es steht unter Leitung von U. Engel (geschriebenes Deutsch) und H. Steger (gesprochenes Deutsch). Die Ergebnisse dieses Projekts sind zu einem erheblichen Teil veröffentlicht; ein großer Teil der noch ausstehenden Monographien ist im Druck. Die didaktische Auswertung der Ergebnisse durch fünf Mitarbeiter des Goethe-Instituts wurde fortgeführt.

1.4.1. Erste Projektphase: Geschriebenes Deutsch

Die Arbeiten zum Futur (H. Gelhaus) und zu den Satzbauplänen (B. Engelen) befinden sich im Druck.

Die mit maschineller Hilfe durchgeführte Untersuchung der Wortstellung (Frau U. Hoberg und studentische Mitarbeiter) erforderte eine nochmalige Überprüfung der parallelcodierten Texte; zum Jahresende lag die vorgesehene Datenmenge von rund 85 000 Wörtern vollständig codiert und zur Hälfte maschinell aufbereitet vor. Die wichtigsten Auswertungsprogramme wurden mit Hilfe des Rechenzentrums erstellt. Teilweise wurden manuelle Zählungen durchgeführt.

1.4.2. Erste Projektphase: Gesprochenes Deutsch

Mit dem Jahresende kam das Teilprojekt der Forschungsstelle Freiburg zum Abschluß. Das Tonarchiv umfaßt jetzt 778 Texte mit einer Gesamtspielzeit von etwa 530 Stunden. Transkribiert und auf Datenträger gespeichert wurden 222 Texte im Gesamtumfang von etwa 600 000 Wörtern. Die Parallelcodierung zu 71 Texten wurde vorläufig abgeschlossen.

Die Monographien zum Kommunikationsrahmen einer ausgewählten Zielgruppe (K.-H. Deutrich) und zum Passiv (Frau G. Schoenthal)

wurden im Frühjahr bzw. Herbst 1973 im Manuskript abgeschlossen. Zur Morphologie (G. Schank) wurde ein Arbeitsbericht vorgelegt. Ein zweiter Textband wurde von Ch. van Os zusammengestellt und kommentiert. Die systematischen Teile der Monographien zu Modus und Konjunktivgebrauch (K.-H. Bausch), zu den Vergangenheitsstempora (Frau U. Bausch-Elmayer), zum Futur (J. Dittmann) und zur Wortstellung (P. Schröder) wurden zum Jahresende abgeschlossen oder standen kurz vor dem Abschluß. Die statistischen Erhebungen zu diesen Monographien werden 1974 abgeschlossen.

Weitere wissenschaftliche Auswertung des Freiburger Corpus soll im Rahmen des Projekts „Dialogstrukturen, linguistische und soziologische Aspekte gesprochener Gegenwartssprache“ erfolgen, das gegen Jahresende bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft beantragt wurde.

Die von Ch. Winkler, Marburg, durchgeführten Untersuchungen zur Intonation auf Grund der Freiburger Texte wurden schon Ende 1972 abgeschlossen. Arbeiten zur Kadenzbildung der Rede nach persönlichen Sprecharten unter Berücksichtigung bestimmter Textsorten wurden fortgeführt.

Die Untersuchung der Satzstrukturen wurde Ende 1972 von einer Arbeitsgruppe unter W. Mentrup an der Zentrale Mannheim aufgenommen. Es werden etwa 60 Texte des Freiburger Corpus mit ca. 100 000 Wörtern untersucht. Theoretische Grundlage bildet die Dependenz-Verb-Grammatik (U. Engel) einschließlich einer Reihe von Arbeitspapieren der Gruppen „Valenzlexikon“ und „Valenzregister“. Im Berichtsjahr wurden geeignete Codierverfahren entwickelt; ein Teil der Texte wurde parallelcodiert und zur Auswertung ins Rechenzentrum des Instituts weitergegeben.

1.4.3. Zweite Projektphase

Seit 1971 ist, wiederum mit Unterstützung der Stiftung Volkswagenwerk, der zweite Teil des Projekts in Arbeit. Er sieht die Untersuchung von weiteren Bereichen der deutschen Grammatik vor, die für das Fach „Deutsch als Fremdsprache“ unabdingbar erscheinen und in der ersten Projektphase nicht bearbeitet werden konnten. Die Leitung liegt bei U. Engel.

Frau I. Zint hat für die Untersuchung der Ergänzungssätze im Deutschen den erforderlichen Beschreibungsapparat erarbeitet. Er ist konzipiert als ein Klassifizierungsschema für Obersatzverben, das auf formal/funktionalen und pragmatisch/semantischen Beschreibungskatego-

rien beruht. Die statistische Dokumentation anhand der Mannheimer Textbibliothek wird sich anschließen.

Die Untersuchung der Attributsätze (Frau B. Hilgendorf) wurde fortgeführt; zusätzlich übernahm die Bearbeiterin zu Jahresbeginn die Untersuchung der Angabesätze. Aus dem Mannheimer Corpus zum geschriebenen Deutsch war zum Jahresende ein Teilcorpus von ca. 100 000 Wörtern für Sätze beider Art ausgewertet.

Bei der Untersuchung der Nominalisierung (J. Toman) stand die Analyse der Nominalphrasen mit deverbativem Nukleus im Mittelpunkt. Semantische Beschreibungsverfahren, die die Unterschiede zwischen Vorgangs-, Ereignis- und Resultativnominalisierungen erfassen, wurden entwickelt. Zu Jahresbeginn erschien die von J. Toman herausgegebene Kartei unveröffentlichter linguistischer Arbeiten (KULA).

H. Gasser untersucht die Pronominalisierung; die theoretischen Vorüberlegungen wurden im wesentlichen abgeschlossen. H. Gasser definiert die Wortklasse Pronomen folgendermaßen: Sie muß nominale Satzglieder ausfüllen, verweisenden Charakter tragen und gemeinsam mit Nomina innerhalb eines Textes eine Kette von Repräsentanten desselben Inhalts bilden. Diese Definition ergibt eine Liste von über 100 Pronomina, die mit Hilfe eines Suchprogramms mit einer geringen Fehlerquote automatisch erkannt werden können.

Das 1972 begonnene Valenzregister (Leitung: H. Schumacher unter Mitwirkung von U. Engel) wurde in einer ersten Phase abgeschlossen. In einer zweiten Phase sollen weitere Texte ausgewertet werden. Mit der Erarbeitung der Programme für Häufigkeitsstatistiken von Satzbauplänen u. a. wurde begonnen. Es ist eine Anordnung nach Satzbauplänen und eine alphabetische Anordnung der Verben vorgesehen. Das Teilprojekt wird 1974 abgeschlossen sein.

Diskussionen um Brauchbarkeit und Mängel des Mannheimer Corpus haben zu einem Teilprojekt „Theoretische Grundlagen zur Erstellung eines repräsentativen Corpus der geschriebenen deutschen Standardsprache“ geführt. Die Arbeit wird von P. Nikitopoulos und zwei Mitarbeitern durchgeführt. Es soll auf textinterner (textlinguistischer) und textexterner (kommunikationssoziologischer) Grundlage ein theoretisches Fundament zur Textklassifikation gewonnen werden. Auf dieser theoretischen Grundlage soll ein neues Corpus der deutschen Gegenwartssprache erstellt werden. Teilmanuskripte, besonders zur Strukturierung der Textkomplexität und zur Massenkommunikation, lagen zu Jahresende vor.

1.4.4. Dritte Projektphase: Didaktische Auswertung

Diese Arbeiten werden von einer Arbeitsgruppe des Goethe-Instituts in möglichst enger Zusammenarbeit mit den entsprechenden Arbeitsgruppen des IdS durchgeführt. Leiter ist G. Kaufmann; der Arbeitsgruppe gehören außerdem an L. Götze, Frau U. Gosewitz, W. Wolf und S. Latzel. Die Arbeitsgruppe wurde programmgemäß zur Jahresmitte ans Goethe-Institut in München zurückversetzt; lediglich W. Wolf wird bis zum Abschluß des didaktischen Teilprojekts in Mannheim bleiben.

Die erforderlichen linguistischen Vorarbeiten zur Satzgliedstellung (Frau Gosewitz) wurden abgeschlossen, mit der didaktikorientierten Darstellung wurde begonnen. In Zusammenarbeit mit Frau U. Hoberg und der Abteilung LDV wurde ein ergänzendes Wortstellungsprogramm erarbeitet, in das speziell für den Sprachunterricht wichtige Fragestellungen aufgenommen wurden.

L. Götze erstellte auf der Grundlage der Monographie von B. Engelen ein Klassifizierungsraster, nach dem deutsche Verben nach Satzbauplänen geordnet werden können. Ca. 1500 Fehlerbelege wurden gesichtet und geordnet; sie ergeben wertvolle Hinweise für didaktisch bestimmte Verblisten.

G. Kaufmann hat die linguistischen Vorarbeiten zur didaktikorientierten Darstellung des Konjunktivs mit mehreren Detailuntersuchungen abgeschlossen. Ca. 300 Fehlerbelege wurden gesichtet und geordnet.

S. Latzel hat Mitte des Jahres die Sichtung der linguistischen Literatur zum Tempusproblem und anhängenden Fragen abgeschlossen. 1200 Fehlerbelege wurden analysiert; daraus soll sich eine Hierarchisierung des Stoffes aus didaktischer und lernpsychologischer Sicht ergeben.

Für die didaktisch orientierte Arbeit zum Futur (W. Wolf) wurden eigene und fremde Untersuchungen unter didaktischem Aspekt zusammengefaßt. Ergänzungsuntersuchungen zum Freiburger Corpus wurden begonnen. Eine Analyse von Fehlerbelegen zum Futur wurde ebenfalls abgeschlossen.

Auf der Sitzung des projektbegleitenden Beirats (Mannheim, April 1973) berichtete die Projektgruppe ausführlich über den Stand der Arbeit. Auf der Beiratssitzung im Herbst wurde festgestellt, welche der für die didaktische Auswertung vorgesehenen linguistischen Untersuchungen nicht – wie vorgesehen – bis zum Jahresende 1973 abgeschlossen werden können.

Das von Schulz-Basler bis zum Buchstaben Q erarbeitete Fremdwörterbuch der deutschen Sprache soll am Institut zu Ende geführt werden. Ein entsprechender Antrag wurde im Berichtsjahr bei der deutschen Forschungsgemeinschaft eingereicht.

2. Abteilung Soziolinguistik

Der Auf- und Ausbau einer Abteilung Soziolinguistik wurde vom Institut seit Jahren geplant und in einem Gutachten des Wissenschaftsrats im Jahr 1971 auch befürwortet. Infolge des durch das Bundesfinanzministerium verhängten allgemeinen Stellenstops konnte diese Forschungsabteilung bisher noch nicht eingerichtet werden. Zur Zeit existiert nur die von H. Kloss geleitete Forschungsstelle, die im Jahr 1971 vom IdS übernommen wurde.

Diese Forschungsstelle für Probleme der Mehrsprachigkeit wird seit Ende 1972 von H. Kloss als einzigem Mitarbeiter betrieben. Der erste Forschungsbericht der Arbeitsstelle wurde im Manuskript abgeschlossen. Weitere geplante Veröffentlichungen liegen ebenfalls im Manuskript vor, darunter je ein kleiner Sammelband über Deutsch als Muttersprache in Kanada und in den Vereinigten Staaten. Diese Manuskripte sind als Vorarbeiten zu einem Handbuch der deutschen Sprache im Ausland zu verstehen. Herr Kloss war im Berichtsjahr zu längeren Studienaufenthalten u. a. in Kanada und in den Vereinigten Staaten.

Die Vorarbeiten für eine größere Abteilung Soziolinguistik wurden mit Unterstützung mehrerer Mitarbeiter des Instituts durchgeführt. Besondere Verdienste hat sich dabei P. Nikitopoulos erworben; weitere Beiträge kamen von K.-H. Bausch, H. Gasser, Frau H. Günther und Frau I. Keim. Zu danken ist ferner den Herren S. Grosse, Bochum, und H. Steger, Freiburg, für weitere Beiträge.

Eine Konzeption für eine künftige Abteilung Soziolinguistik wurde auf Grund der verschiedenen Vorschläge erarbeitet und dem Bundesministerium für Forschung und Technologie zugeleitet. Dieser Projektvorschlag war das Ergebnis eines Gesprächs, das Präsident H. Moser und Direktor U. Engel im September 1973 mit Minister Ehmke und Staatssekretär Hauff geführt hatten. Der Vorschlag für eine Abteilung Soziolinguistik sieht zunächst folgende Teilprojekte vor: Sprachbarrieren im Vorschulalter; sprachliche Schwierigkeiten zwischen Individuen und Behörden; sprachliche Schwierigkeiten in industriellen Ballungsgebieten mit regionaler Sprachfärbung. Außerdem wurde ein zusätzliches Pro-

jekt zur sprachlichen Sozialisation von Gastarbeitern beantragt. Kontakte mit verschiedenen Stellen, die sich mit soziolinguistischen Problemen beschäftigen, wurden aufgenommen.

3. Abteilung Kontrastive Linguistik

Die Projektteilung wird seit 1969 von der Kulturteilung des Auswärtigen Amtes finanziert. Die Leitung der Abteilung oblag bis Herbst 1973 U. Engel, sie liegt seither bei G. Stickel.

3.1. Teilprojekt deutsch-französische kontrastive Grammatik

Dieses erste Unternehmen der Abteilung wurde Ende des Berichtsjahres abgeschlossen. Das Manuskript dieser reversiblen Grammatik soll nach einer Phase der technischen Redaktion 1974 in Druck gehen. Die meisten Mitarbeiter der Projektgruppe hatten zu Ende des Berichtsjahrs das Institut verlassen. Ein ständiger Mitarbeiter des Instituts wird den Leiter J. M. Zemb noch bei der Redaktion unterstützen.

3.2. Teilprojekt deutsch-japanische kontrastive Grammatik

Die von G. Stickel geleitete Projektgruppe wurde im Verlauf des Berichtsjahrs eingerichtet. Zum Jahresende waren Planung und erste Voruntersuchungen abgeschlossen; mit Zwischenergebnissen ist 1974 zu rechnen. Zum Jahresende waren neben dem Leiter sieben wissenschaftliche Mitarbeiter, davon drei japanische Germanisten (Tohru Kaneko, Takashi Sengoku, Suzumu Zaima) an dem Teilprojekt tätig.

3.3. Teilprojekt deutsch-spanische kontrastive Grammatik

Für diese Projektgruppe wurde H.-M. Gauger, Freiburg, als Leiter gewonnen. Bei Jahresende befand sich die Gruppe noch im Aufbau. Mit ersten Arbeitsergebnissen ist im kommenden Jahr zu rechnen.

3.4. Teilprojekt deutsch-polnische kontrastive Grammatik

Schon im Jahr 1970 hat U. Engel Kontakt mit polnischen Germanisten aufgenommen, die an einer deutsch-polnischen kontrastiven Grammatik interessiert waren. Da dieses Projekt nicht durch das Auswärtige Amt finanziert werden kann, schritten die Verhandlungen nur zögernd voran. U. Engel hat bei mehreren Besuchen, die regelmäßig mit Vorträgen und Arbeitssitzungen verbunden waren, die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit zu klären versucht; ein Projektentwurf liegt vor und wurde mehrfach mit positivem Ergebnis diskutiert. Konkrete Finanzierungsmöglichkeiten waren Ende 1973 noch nicht abzusehen.

3.5. Teilprojekt deutsch-serbokroatische kontrastive Grammatik

Auch für dieses Teilprojekt entwarf U. Engel auf Anregung einiger

jugoslawischer Germanisten einen Plan, der noch im Berichtsjahr von der jugoslawischen Seite akzeptiert wurde. Wissenschaftler (Germanisten, Slawisten, Linguisten) an den Universitäten Belgrad, Novi Sad, Sarajevo und Zagreb erklärten sich zur Zusammenarbeit bereit. Im November 1973 fand in Mannheim ein deutsch-jugoslawisches Symposium statt, auf dem Einzelheiten der Arbeit besprochen und Arbeitsbereiche verteilt wurden. Die Arbeiten sind bereits angelaufen. Als Mitarbeiter konnte auf deutscher Seite noch Professor J. Matešić, Ordinarius für Slawistik an der Universität Mannheim, gewonnen werden; Herr Professor R. Filipović, Zagreb, hat sich zur Zusammenarbeit beiderseitig erklärt.

3.6. Teilprojekt Valenzlexikon

Das Teilprojekt wird von U. Engel und H. Schumacher geleitet. Sein Ziel ist die morphosyntaktische Beschreibung der Umgebung deutscher Verben im Hinblick auf den Fremdsprachenunterricht. Das kleine Valenzlexikon enthält ca. 450 der gebräuchlichsten deutschen Verben; es liegt als Maschinenausdruck vor. Ein größeres Valenzlexikon wird 1974 abgeschlossen werden.

4. Abteilung Linguistische Datenverarbeitung (LDV)

Der von G. Ungeheuer, Bonn, geleiteten Abteilung standen im Berichtsjahr 30 Wissenschaftlerstellen zur Verfügung. Die organisatorische Aufteilung in Projektarbeitsgruppen deckte sich wie in den vergangenen Jahren größtenteils mit den Teilvorhaben. Im wesentlichen wurden vier Themenstellungen bearbeitet: 1. theoretische Vorarbeiten zu und Erstellung von maschinellen Lexika als Datenbasis, 2. Regelsysteme für morphologische und syntaktische Analysen, für satzsemantische Interpretationen und für textreferentielle und inferentielle Analysen bzw. Operationen. 3. Software – programmierte Regeln, interpretierte Regeln, Datenbankverwaltung, Hilfsfunktionen und 4. Anwendungsproblematiken. Diese Themenstellungen werden in 11 Teilvorhaben an der LDV-Forschungsstelle Bonn (Leitung: D. Krallmann) und an der Zentrale Mannheim (Leitung: P. Wolfangel) bearbeitet.

Mit dem Jahr 1973 endete die erste Phase des Projekts Linguistische Datenverarbeitung. Nach einer dreijährigen Laufzeit galt es, die erzielten Forschungsergebnisse zusammenzufassen und auf ihre Anwendungsmöglichkeiten zu überprüfen. Am 13. 7. wurde ein Antrag auf Gewäh-

rung von Zuwendungen für das Forschungsvorhaben LDV II beim Bundesministerium für Forschung und Technologie vorgelegt. Die fachliche Ausarbeitung des Antrags lag in den Händen einer Leitungskonferenz. Zum Jahresende wurde der Projektantrag vom Bundesminister für Forschung und Technologie genehmigt, so daß für die nächsten zwei Jahre die Fortführung der Forschungsvorhaben und die Erprobung der Ergebnisse in der Praxis gewährleistet ist.

Da im Rechenzentrum Mannheim des Instituts nur die 1969 für begrenzte Aufgabenstellungen erworbene kleine Siemens-Anlage 4004/35 zur Verfügung steht, mußte man in Bonn gelegentlich auf die Datenverarbeitungsanlage des dortigen Universitätsrechenzentrums ausweichen und in Mannheim die speicheraufwendigen Untersuchungen vorläufig zurückstellen. Völlig ausgeschlossen blieb mangels geeigneter Geräte die in der zentralen Problemstellung der LDV enthaltene Entwicklung von Dialogverfahren auf natürlichsprachlicher Basis für die Kommunikation mit Computer. Zu einem Antrag auf Einrichtung eines Datenverarbeitungszentrums in der Zentrale des Instituts, der beim Bundesministerium für Forschung und Technologie eingereicht wurde, war bis Ende des Berichtsjahres seitens des Ministeriums noch keine Entscheidung über den zu beschaffenden Anlagentyp gefallen.

Über die 1972 eingerichtete Clearing- und Servicestelle (Berg/Lenders) liefen im Berichtszeitraum Serviceaufträge mit einem Output-Volumen von ca. 20 Millionen Wörtern. Aufträge aus dem Ausland wurden u. a. für die Universitäten Kopenhagen, Lille, Manitoba, Princeton, Toulouse und Zagreb bearbeitet.

Die Tätigkeit der Informations- und Dokumentationsstelle wurde fortgeführt. Als Beitrag zum Projekt LDV I wurde eine Bibliographie zum Problembereich der künstlichen Intelligenz, darunter besonders zu Problemlösungsverfahren und Frage-Antwort-Systemen erstellt. Sie umfaßt ca. 500 Titel. Eine ca. 750 Titel umfassende Kartei der sprachwissenschaftlichen Dissertationen in den Vereinigten Staaten seit 1968 wurde ebenfalls zusammengestellt.

Zu den einzelnen Teilvorhaben ist folgendes zu berichten:

4.1. Kasusrelationale semantische Interpretation

Dieses Teilvorhaben litt im Berichtsjahr unter einer starken personellen Fluktuation.

Außerdem sah sich die Gruppe gezwungen, den Arbeitsplan in einigen Teilen zu modifizieren. Unmittelbar praxisbezogenen Realisierungen von theoretischen Ergebnissen, wie sie für die zweite Hälfte von 1973

vorgesehen waren, stand die Natur der Problemstellung selbst entgegen. Es erwies sich, daß der Begriff „semantische Interpretation“ selbst bei Beibehaltung der Zielsetzung im Rahmen eines Frage-Antwort-Systems besser und exakter definiert werden mußte. Ein großer Teil der Arbeiten der zweiten Jahreshälfte beschäftigte sich damit, teils an konkreten Fällen, teils in genereller Sicht zu untersuchen, welche strukturellen Eigenschaften von natürlichen Sätzen voraussichtlich in die Konstrukt-sprache einzugehen haben.

4.2. Argumentationsanalyse

Das Arbeitsziel, die Entwicklung einer Inferenzkomponente als Teil eines Frage-Antwort-Systems zur Simulierung einfacher kommunikativer Interaktionen wurde beibehalten. Der Ausfall eines Mitarbeiters zwang zu starker Einschränkung der Arbeiten zur Referenzerkennung. Im Bereich Erkennung von Textzusammenhängen liegen nun die wichtigsten Voraussetzungen für eine maschinelle Lösung des Teilproblems in Form von Tabellen, Flußdiagrammen und Tabellenverarbeitungsprogrammen vor.

4.3. Maschinelle syntaktische Analyse (MASA)

Das Arbeitspaket Bildung syntaktischer Kategorien ist vorläufig abgeschlossen. Die Listen der ‚geschlossenen‘ Wortklassen wurden auf Grund der Modifizierung verschiedener Kategorien neu bearbeitet und stehen nun vollständig auf Datenträgern zur Verfügung. Die Modifikation des Verblexikons ist insoweit abgeschlossen, als die dafür benötigten Kategorien nun festgelegt sind. Zur Zeit umfaßt das Lexikon ca. 100 Verben mit ihren verschiedenen Satzbauplänen und weiteren Angaben. Zu der bereits im Vorjahr programmierten Adjektiv-Analyse wurde eine Alternative entwickelt, die auf ein Lexikon von Adjektiv-Stämmen zurückgreift. Die Flexionsanalyse für das Verb ist abgeschlossen. Seit Beginn des Berichtsjahres wurden drei Algorithmen entwickelt, die zur Analyse der substantivischen Nominalgruppe, der pronominalen Nominalgruppe und der regierenden Verbalgruppe benötigt werden.

4.4. Valenzlexikon

Die Beteiligung von Mitarbeitern der Abteilung LDV am Projekt Valenzlexikon war Ende 1972 planmäßig beendet worden.

4.5. Kommunikativ gesteuerter Prozessor

Bedingt durch personelle Unterbesetzung der Arbeitsgruppe wurde der ursprüngliche Arbeitsplan für das Teilvorhaben in folgenden Punkten abgeändert: Das Arbeitspaket ‚Externe Speicherverwaltung‘ wurde aufgegeben. Im Arbeitspaket ‚Erste Anwendung‘ wurden lediglich beispiel-

hafte Anwendungsfälle mit geringem Materialumfang auf ihre strukturellen Eigenschaften hin untersucht. Folgende Ergebnisse wurden im Berichtszeitraum erzielt: das Konzept einer Datenstruktur zur Darstellung formaler linguistischer Theorien wurde erstellt, ebenso ein Programmsystem zur Bearbeitung dieser Datenstruktur. Für die Durchführung der Arbeiten des Teilvorhabens und von Arbeiten am Programmsystem wurden spezielle Test- und Dokumentationshilfen entworfen und zum Teil fertiggestellt.

4.6. Linguistisches Retrievalsystem

In diesem Teilvorhaben wurde eine erste Konzeption und Programmierung für die Datenverwaltung erarbeitet, ebenso die Konzeption und Erstellung eines Programmsatzes (LRSEAS) zur Erledigung der im System anfallenden Aufgaben in Zusammenhang mit der Ein- und Ausgabe. Dieser Aufgabenbereich deckt zugleich die Dateiverwaltung (Mannheimer Corpus, Freiburger Corpus, verschiedene Lexika und invertierte Dateien sowie permanente und temporäre Benutzerdateien) und die Dateistrukturierung ab. Im Rahmen des Arbeitspakets ‚Lexika‘ wurden folgende Arbeiten durchgeführt: Erstellung eines Konzepts ‚Binäre Baumstrukturen für optimale Suchvorgänge‘, Konzeption und Programmierung der Texterstellung aus Texten, des Lexikonaufbaus und -zugriffs und der Lexikonverarbeitung.

4.7. Semantische Kategorien

Bei der Überprüfung des theoretischen Ansatzes stellte sich heraus, daß es notwendig ist, die Mehrzahl der Begriffe konstituierenden Beziehungen weiter zu differenzieren, einige zusammenzufassen und alle unter neuen Gesichtspunkten zu ordnen. Die Bearbeitung der Lexikonstruktur für umfangreiche Lexika im Rahmen einer verallgemeinerten Phrasenstrukturgrammatik ist abgeschlossen, ebenso die Ermittlung der Flexionsklassen für Substantive und Verben sowie das Aufstellen der zugehörigen morphosyntaktischen Regeln einschließlich der Entwicklung eines deterministischen bottom-up Verfahrens.

4.8. Allgemeines Kommunikationsmodell

Untersucht wird die Frage, wie ein Modell von Verhaltenssystemen zu konstruieren sei, das die Konstituenten expliziert, die für die Funktion solcher Verhaltenssysteme als Kommunikatoren unerlässlich sind, bei denen dem Computer als Teil eines Problemlösungssystems Kommunikatorfunktionen übertragen werden. Im Berichtsjahr wurde besonders die Situationstheorie und die Darstellung des Systemverhaltens weiter ausgearbeitet. In einem Arbeitsbericht wurde ein streng durchkonstru-

iertes, formales Basismodell eines signalabhängigen theoriebildenden Systems (ST System) vorgelegt.

4.9. Automatische Textanalyse und Textsynthese

Die Untersuchungen zur Anwendung eines LDV-Systems im Rechtsbereich wurden weitergeführt.

4.10. Automatische Sprachkartographie

Zur Klärung von Einzelproblemen wurden an der Forschungsstelle in Marburg einige Programme für die modellhafte Erprobung von Teillösungen entwickelt. Ein Programm für die Kartierung des kleinen deutschen Sprachatlasses wurde erstellt und zum Teil ausgetestet.

4.11. Semantisches Wörterbuch

Die wissenschaftlichen Mitarbeiter an diesem Teilvorhaben arbeiteten bis Anfang Februar im Rahmen der Forschungsgruppe LIMAS. Danach erfolgte eine Übersiedlung in die Abteilung Linguistische Datenverarbeitung, Bonn. Aus diesem Grund mußte der Arbeitsplan neu formuliert werden. In Abstimmung mit den Arbeiten der anderen Arbeitsgruppen der LDV konzipierten die Mitarbeiter einen Vorschlag für die Gestaltung eines semantisch ausgerichteten Wörterbuchs. Das Hauptgewicht der Arbeit an Zeitungstexten liegt auf der Analyse und Beschreibung der Propositionsrelationen Handlung, Vorgang, Zustand, Merkmalszuordnung, Modalität und Umstand. Über die Valenzen des Verbs bzw. der Adjektive oder Nomina werden Funktoren in der Proposition ermittelt. Dabei werden sowohl syntaktische als auch semantische Valenzen berücksichtigt.

5. *Deutsches Spracharchiv*

Im Berichtsjahr wurden von den drei wissenschaftlichen Mitarbeitern unter der Leitung von G. Ungeheuer sekundäre Mundartmerkmale und umgangssprachliche Typica in Tonbandaufnahmen untersucht. An umgangssprachlichen und mundartlichen Tonbandaufnahmen aus einer deutschen Großstadt wurde ein Verfahren erprobt, mit dem verlässliche Angaben darüber gewonnen werden können, wo das Gesprochene auf einer Skala von der Hochsprache über die Umgangssprache bis zur Mundart einzuordnen ist. Unter anderem wurden die Arbeiten am Katalog der vertexteten Aufnahmen und an der Zentralkartei weitergeführt. Prinzipien für eine Untersuchung der deutschen Hochlautung wurden als Grundlage für ein geplantes Forschungsprojekt erarbeitet.

In diesem Zusammenhang wird eine Bibliographie zu speziellen phonetischen Erscheinungen erstellt. W. Bethge hat im Berichtsjahr die Druckvorlage für den Band 14 der Reihe ‚Phonai‘ abgeschlossen.

6. Zentralabteilung

Diese Abteilung umfaßt die das ganze Institut betreffenden Einrichtungen, vor allem Bibliothek, Informationsstellen und Verwaltung. Sie steht unter der Leitung von U. Engel. Aus verschiedenen Gründen können zur Zeit weder die Tonbandsammlung des Deutschen Spracharchivs noch das Freiburger Tonbandarchiv noch die auf Magnetband gespeicherten Texte des institutseigenen Rechenzentrums in die Zentralabteilung inkorporiert werden.

6.1. Redaktion der Germanistik

Die Redaktion der Germanistik hat ihre Arbeit 1973 im wesentlichen wie bisher fortgeführt. Der Jahrgang 14 (1973) hat einen Umfang von 60 Bogen erreicht und verzeichnet nahezu 5000 bibliographische Einheiten, davon etwa ein Fünftel mit kritischen Referaten. Rückstände, die in den Vorjahren durch Personalausfälle entstanden waren, konnten zu einem guten Teil abgebaut werden; so sind 1973 insgesamt 5 Hefte der Zeitschrift erschienen. Obwohl die Zahl der regelmäßig ausgewerteten Periodika auf annähernd 400 gesteigert werden konnte, sind im gegebenen bescheidenen personellen Rahmen (ein wissenschaftlicher Leiter und zwei Diplombibliothekarinnen) weitergehende Verbesserungen (größere Vollständigkeit in der Erfassung ausländischer Publikationen, Sachregister u. a.) nur in sehr kleinen Schritten möglich. Angesichts der noch immer steigenden Flut von Publikationen und angesichts der Ausweitung des Faches Germanistik wird eine vollständige Verzeichnung auch zum Problem des äußeren Umfangs der Zeitschrift. Die Überlegungen zur Bewältigung der Probleme wie der Arbeit bleiben im Gange, auch mit Blick auf elektronische Datenverarbeitung.

6.2. Informationsstelle

Im Frühjahr 1972 hat K.-H. Bausch neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit am Institut (z. Zt. Monographie über Modalität und Konjunktivgebrauch) den neu eingerichteten Aufgabenbereich Öffentlichkeitsarbeit übernommen. Bis Ende des Berichtsjahrs wurde die Aufgabe ohne Hilfskräfte durchgeführt. Folgende Arbeiten wurden erledigt: Publizistische Vorbereitung und Durchführung verschiedener Veran-

staltungen, insbesondere der Jahressitzung und des Fortbildungskurses „Deutsch als Fremdsprache“; Zusammenstellung und Redaktion der „Mitteilungen des Instituts für deutsche Sprache“ und anderen Informationsmaterials sowie des Jahresberichts; Zusammenstellung von Besprechungen der bis Ende 1972 erschienenen Institutsveröffentlichungen und von Berichten über die Jahressitzungen; Betreuung des Vereins der Freunde des Instituts, dabei insbesondere Vorbereitung und Durchführung einer Aktion zur Mitgliederwerbung; Vorbereitung und Organisation der Sitzungen der Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege.

Aus Zeitmangel konnte die Kontaktpflege zu anderen Institutionen nicht wesentlich intensiviert werden.

6.3. Verwaltung

Leiter der Verwaltung ist H. Schuy.

Die Möglichkeiten einer langfristigen und effektiven Planung in Verwaltung, Organisation und auch im Bereich der Forschung können derzeit noch nicht im gewünschten Maße verwirklicht werden, da zur Zeit rund 80% aller hauptamtlichen Mitarbeiter des IdS aus befristeten Zuwendungen finanziert werden und aus diesem Grunde einer kaum zumutbaren beruflichen Unsicherheit ausgesetzt sind. Um eine Etatisierung größerer Teile der derzeitigen Abteilungen und Forschungsgruppen bemüht sich die Institutsleitung seit geraumer Zeit in Gesprächen mit den Zuwendungsgebern. Zur Reorganisation der internen Verhältnisse berief die Institutsleitung 1973 einen Analyse- und Planungsausschuß, der in regelmäßigen Sitzungen wertvolle Arbeit geleistet hat.

7. *Veranstaltungen am Institut und Kontakte zu anderen Institutionen*

7.1. Veranstaltungen am Institut

Vom 4. bis 7. April fand die Jahressitzung des Wissenschaftlichen Rats unter dem Thema „Linguistik und Literatur“ statt. Über 200 Linguisten und Literaturwissenschaftler aus der Bundesrepublik, aus Europa und Übersee nahmen daran teil.

Vom 26. 2. bis 9. 3. veranstaltete das Institut auf Anregung des „Arbeitskreises Deutsch als Fremdsprache“ einen Fortbildungskurs „Deutsch als Fremdsprache“, an dem ca. 80 Deutschlehrer und Lektoren teilnahmen. Die Leitung hatte Professor O. Werner, Tübingen. Von den Institutsmitarbeitern nahmen als Dozenten Frau Hoberg, Herr Engel,

Herr Grebe und Herr Schumacher teil. Die Beiträge und Ergebnisse des Kurses werden in einem Sammelband herausgegeben.

Zweimal tagte die Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege (am 15. 3. und 16. 11.); sie behandelte das Thema Fachsprachen. Ebenfalls zweimal tagte der Beirat „Grundstrukturen der deutschen Sprache“. Am 18. 5. trugen u. a. die mit der didaktischen Auswertung der „Grundstrukturen“-Monographien befaßten Mitarbeiter des Goethe-Instituts den Stand ihrer Untersuchungen vor. Am 23. 11. berichteten die Mitarbeiter der Forschungsstelle Freiburg über den Stand ihrer Arbeiten.

Vom 26. bis 30. 3. veranstalteten G. Ungeheuer und D. Krallmann einen Kurs über Linguistische Informationssysteme.

7.2. Kontakte zu anderen Institutionen

Mit folgenden Forschungseinrichtungen und Institutionen bestanden im Berichtszeitraum teilweise enge Verbindungen:

Arbeitskreis Grundschule e.V., Frankfurt,

Dudenredaktion, Mannheim,

Deutsche Forschungsgemeinschaft, Bonn

Germanistische und Sprachwissenschaftliche Seminare und Institute verschiedener Universitäten,

Gesellschaft für deutsche Sprache, Wiesbaden,

Goethe-Institut, München,

Staatliches Institut für japanische Sprache, Köln,

Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik der Universität Bonn,

Inter Nationes, Bonn,

Japanischer Germanistenverband, Tokio,

Japanisches Kulturinstitut, Köln,

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin,

Deutscher Normenausschuß, Terminologie-Ausschuß, Berlin,

Saarbrücker Arbeitsstelle für Linguistik,

Universität Mannheim,

Deutscher Volkshochschulverband, Frankfurt,

Wissenschaftszentrum, Berlin,

Zentralstelle für das Auslandsschulwesen, Köln.

Die Abteilung LDV unterhielt Kontakte zu den Rechenzentren der Universitäten Berlin, Bielefeld, Bonn, Erlangen, Freiburg, Hannover, Heidelberg, Köln, Marburg, Münster, Regensburg, zum Sonderforschungsbereich „Elektronische Sprachforschung“ der Universität Saar-

brücken, zur Projektgruppe CONDOR der Firma Siemens, zur Abteilung VK 14 der Firma Telefunken sowie zu den Rechenzentren der GMD Birlinghoven, der Firma BBC in Mannheim und zum wissenschaftlichen Zentrum der Firma IBM Heidelberg.

7.3. Lehraufträge, Vorträge, Kongreßbesuche und Auslandsaufenthalte hauptamtlicher Mitarbeiter

Lehraufträge:

an der Universität Mannheim: J. Ballweg, K.-H. Bausch, H. Crössmann, U. Engel, P. Grebe, A. Lötscher, P. Nikitopoulos, H. Schumacher, J. Toman, P. Wolfangel.

an der Universität Bonn: U. Engel

an der Universität Freiburg: K.-H. Deutrich, G. Schank

an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg: R. Hoberg

an der Fachhochschule Ludwigshafen: P. Nikitopoulos.

W. Teubert übernahm im Auftrag des Instituts eine mehrmonatige Lehrtätigkeit an der Universität Sarajevo, Jugoslawien.

Vorträge:

J. Ballweg: Einige Bemerkungen zu einem Valenzmodell mit semantischer Basis (Linguistisches Colloquium Kopenhagen)

J. Ballweg, H. Günther, I. Keim: Probleme der Verbvalenz (8. Linguistisches Colloquium Löwen)

U. Bausch-Elmauer: Die Untersuchung der Zeitkategorie ‚Vergangenheit‘ und ihrer temporalen Komplemente in der gesprochenen Sprache (Linguistisches Colloquium Kopenhagen)

U. Engel: Besonderheiten der deutschen Alltagssprache (Goethe-Institut und Universität Toulouse); Statistische Unterschiede zwischen geschriebener und gesprochener deutscher Sprache (Universität Metz); Besonderheiten der deutschen Gegenwartssprache, Deutsche Satzbaupläne, Dependenzgrammatik, Deutsche Wortstellung (Universitäten Zagreb, Belgrad, Novi Sad); Forschungen des Instituts für deutsche Sprache zum Bereich Deutsch als Fremdsprache (Universität Erlangen); Zur Sprache des „Spiegel“ (Universität Heidelberg); Plädoyer für Fremdwörter (Gesellschaft für deutsche Sprache und Volkshochschule Darmstadt).

U. Hoberg: Computerunterstützte Untersuchungen zur Wortstellung im Deutschen (Jahrestagung der Gesellschaft für angewandte Linguistik ‚GAL‘)

T. Kaneko / T. Sengoku / G. Stickel: Kontrastive Linguistik und Japanischunterricht in der BRD (Colloquium für Japanstudien Köln)

H. Kloss: Volksgruppenrecht in den Vereinigten Staaten (Studien-
gruppe Politik und Völkerrecht, Bonn)

P. Nikitopoulos: Kommunikation und Sinnkonstitution (Jahrestagung
der Gesellschaft für angewandte Linguistik ,GAL' Stuttgart)

G. Stickel: Plan einer kontrastiven Analyse des Deutschen und Japa-
nischen (8. Linguistisches Colloquium Löwen); Kontrastive Unters-
uchungen zum Deutschen und Japanischen (Tagung Lernpsychologie,
Kontrastlinguistik und Fremdsprachenunterricht Sonnenberg/Harz)

J. Toman: Die Behandlung der Nominalisierung in der generativen
Grammatik (Fachtagung für allgemeine und indogermanische Sprach-
wissenschaft Regensburg)

Mitarbeiter der Abteilung Linguistische Datenverarbeitung hielten Vor-
träge auf den folgenden Tagungen und Kongressen: Annual Regional
Meeting of the Chicago Linguistic Society, Chicago; International
Conference on Computational Linguistics, Pisa; 8. Linguistisches Collo-
quium, Löwen; Jahrestagung der Gesellschaft für angewandte Lin-
guistik (GAL), Stuttgart.

Kongreßbesuche:

Jahrestagung der Societas Linguistica Europaea 17. – 19. 8. in Posen;
Jahressitzung der British Association for Applied Linguistics, Notting-
ham; Statistique et Linguistique, Rencontre de Metz 2. – 3.3.; Tagung
Sprachsoziologie und Sprechakttheorie der Gesellschaft für Soziologie 5.
bis 8. 4. in Bielefeld; Colloquium des Instituts für Kommunikationsfor-
schung und Phonetik 8. – 10.3. in Bonn; Seminar der Firma Telefunken
über Bibliotheksprobleme in Bonn; Seminar ,Mixed Hardware' Frank-
furt; Colloquium on Formal Semantics, Cambridge; Kongreß ,Juristi-
sche Datenbanken' in München; Summer School University of Minne-
sota; Fachtagung für Organisatoren in Bremen; Cranfield International
Conference on Mechanized Information Retrieval, Cranfield (GB);
3. International Joint Conference on Artificial Intelligence, Stanford,
California; International Computing Symposium, Davos; Fachtagung
der Gesellschaft für Informatik, Hamburg.

Auslandsaufenthalte:

H. Kloss weilte zu längeren Studienaufenthalten in Kanada und in den
Vereinigten Staaten von Amerika. Die Reisen wurden im wesentlichen
von der Laval-Universität in Quebec/Kanada finanziert.

Studienaufenthalte im Institut:

J. C. Becker, Frankreich; Doz. Dr. Czochralski, Polen; N. Desmottes,
Frankreich; Professor Fukuda, Japan; G. Hansen, Dänemark; E. Hu-

bert, Frankreich; Professor Iwasaki, Japan; M. Kemppainen, Finnland;
P. Lépinoy, Frankreich; J. Verger, Frankreich.

Mitglieder und Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache

Leitung:

Präsident: Moser, Hugo, Prof. Dr., Bonn

Direktoren: Engel, Ulrich, Dr., Mannheim

Grebe, Paul, Prof. Dr., Mannheim

Ehrenmitglied:

Weisgerber, Leo, Prof. Dr. Dr. h. c., Bonn-Bad Godesberg

Mitglieder des Kuratoriums:

Präsident: Moser, Hugo, Prof. Dr., Bonn;

Baumgärtner, Klaus, Prof. Dr., Stuttgart; – Goll, Regierungsrat,

als Vertreter des Kultusministeriums von Baden-Württemberg, Stuttgart; – Eggers, Hans, Prof. Dr., Saarbrücken; – Erben, Johannes,

Prof. Dr., Innsbruck, Österreich; – Glinz, Hans, Prof. Dr., Aachen; –

Maurer, Friedrich, Prof. Dr. Dr. h. c., Merzhausen b. Freiburg; –

Neumann, Hans, Prof. Dr., Göttingen; – Petersen, Dr., Minister-

ialrat, als Vertreter des Bundesministeriums für Forschung und Technologie, Bonn; – von Polenz, Peter, Prof. Dr., Heidelberg; – Rat-

zel, Ludwig, Dr., Oberbürgermeister, als Vertreter der Stadt Mann-

heim, Mannheim; – Rupp, Heinz, Prof. Dr., Basel, Schweiz; –

Schmitt, Ludwig Erich, Prof. Dr., Marburg; – Schäfer, Hans, Dr.,

Präsident des Bundesrechnungshofs, als Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Sprache, Wiesbaden; – Steger, Hugo, Prof. Dr., Frei-

burg/Brsg.; – Storz, Gerhard, Prof. Dr., Kultusminister a. D., Leon-

berg; – Ungeheuer, Gerold, Prof. Dr., Bonn;

Dazu kommen drei von den wissenschaftlichen Mitarbeitern gewählte Mitglieder.

Ordentliche Mitglieder des Wissenschaftlichen Rates:

Basler, Otto, Prof. Dr., Freiburg; – Bausinger, Hermann, Prof.

Dr., Tübingen; – Besch, Werner, Prof. Dr., Bonn; – Betz, Werner,

Prof. Dr., München; – Brinkmann, Hennig, Prof. Dr., Münster; –

Boesch, Bruno, Prof. Dr., Freiburg; – Cordes, Gerhard, Prof. Dr.,

Kiel; – Coseriu, Eugenio, Prof. Dr., Tübingen; – Gipper, Hel-

mut, Prof. Dr., Münster; – Grosse, Siegfried, Prof. Dr., Bochum; –

Gruenter, Rainer, Prof. Dr., Wuppertal; – Hartmann, Peter, Prof. Dr., Konstanz; – Heger, Klaus, Prof. Dr., Heidelberg; – Heilfurth, Gerhard, Prof. Dr., Marburg; – Heinrichs, H. Matthias, Prof. Dr., Berlin; – Heringer, Hans Jürgen, Prof. Dr., Tübingen; – Höfler, Otto, Prof. Dr., Wien/Österreich; – Höllerer, Walter, Prof. Dr., Berlin; – Horacek, Blanka, Prof. Dr., Wien/Österreich; – Hotzenköcherle, Rudolf, Prof. Dr., Zürich/Schweiz; – Knobloch, Johannes, Prof. Dr., Bonn; – Kohler, Klaus, Prof. Dr., Kiel; – Kolb, Herbert, Prof. Dr., Düsseldorf; – Korn, Karl, Dr., Frankfurt; – Kranzmayer, Eberhard, Prof. Dr., Wien/Österreich; – Langen, August, Prof. Dr., Saarbrücken; – Müller, Ernst Erhard, Prof. Dr., Basel/Schweiz; – Neumann, Günter, Prof. Dr., Bonn; – Nickel, Gerhard, Prof. Dr., Stuttgart; – Oksaar, Els, Prof. Dr., Hamburg; – Olesch, Reinhold, Prof. Dr., Köln; – Reiffenstein, Ingo, Prof. Dr., Salzburg/Österreich; – Ross, Werner, Dr., Direktor des Goethe-Instituts, a. D., München; – Schnelle, Helmut, Prof. Dr., Berlin; – Schöne, Albrecht, Prof. Dr., Göttingen; – Schützeichel, Rudolf, Prof. Dr., Münster; – Schulz, Dora, Dr., München; – Schwarz, Ernst, Prof. Dr., Erlangen; – Seidler, Hansjakob, Prof. Dr., Köln; – Sonderegger, Stefan, Prof. Dr., Zürich/Schweiz; – Stackmann, Karl, Prof. Dr., Göttingen; – Stötzl, Georg, Prof. Dr., Düsseldorf; – Tschirch, Fritz, Prof. Dr., Köln; – Wagner, Kurt, Prof. Dr., Mainz; – Wandruszka, Mario, Prof. Dr., Salzburg/Österreich; – Weinrich, Harald, Prof. Dr., Köln; – Weiss, Walter, Prof. Dr., Salzburg/Österreich; – Werner, Otmar, Prof. Dr., Tübingen; – Winkler, Christian, Prof. Dr., Marburg; – Winter, Werner, Prof. Dr., Kiel; – Zinsli, Paul, Prof. Dr., Bern/Schweiz; – Ziwerner, Eberhard, Prof. Dr., Münster.

Korrespondierende Mitglieder des Wissenschaftlichen Rates in Europa:

Admoni, W. G., Prof. Dr., Leningrad/UdSSR; – Ahldén, Tage, Prof. Dr., Lund/Schweden; – Bach, H., Prof. Dr., Risskov/Dänemark; – Bech, Gunnar, Prof. Dr., Kopenhagen/Dänemark; – Beneš, Eduard, Dr., Prag/ČSSR; – Colbert, Bruno, Prof. Dr., Köln; – Dahlberg, Torsten, Prof. Dr., Sävedalen/Schweden; – Dal, Ingerid, Prof. Dr., Oslo/Norwegen; – van Dam, Jan, Prof. Dr., Amsterdam/Niederlande; – Draye, Henri, Prof. Dr., Löwen/Belgien; – Erämetsä, Erik, Prof. Dr., Jyväskylä/Finnland; – Fourquet, Jean, Prof. Dr., Paris/Frankreich; – Goossens, Jan,

Prof. Dr., Münster; – Hammerich, L. L., Prof. Dr., Kopenhagen/Dänemark; – Hyldgaard-Jensen, K., Prof. Dr., Kopenhagen/Dänemark; – Isbăşescu, Mihai, Prof. Dr., Bukarest/Rumänien; – Issatschenko, A. V., Prof. Dr., Klagenfurt/Österreich; – Juhász, János, Dozent Dr., Budapest/Ungarn; – Keller, R. E., Prof. Dr., Manchester/England; – Kloster-Jensen, Martin, Prof. Dr., Bergen/Norwegen; – Korlén, Gustav, Prof. Dr., Stockholm/Schweden; – Leys, Odo, Prof. Dr., Löwen/Belgien; – Lindgren, Kaj B., Prof. Dr., Helsinki/Finnland; – Lungerud, Ivar, Prof. Dr., Lund/Schweden; – Masařík, Zdeněk, Dr., Brünn/ČSSR; – Minis, Cola, Prof. Dr., Amsterdam/Niederlande; – Mollay, Karl, Prof. Dr., Budapest/Ungarn; – Öhmann, Emil, Prof. Dr., Helsinki/Finnland; – Philipp, Marthe, Prof. Dr., Straßburg/Frankreich; – Saltveit, Laurits, Prof. Dr. Oslo/Norwegen; – Schwanzer, Viliam, Prof. Dr., Bratislava/ČSSR; – Skála, Emil, Dr., Prag/ČSSR; – de Smet, Gilbert, Prof. Dr., Gent/Belgien; – Soeteman, C., Prof. Dr., Leiden/Niederlande; – Trost, Pavel, Prof. Dr., Prag/ČSSR; – Ulvestad, Bjarne, Prof. Dr., Bergen/Norwegen; – Zabrocki, Ludwik, Prof. Dr., Posen/Polen; – Zemb, Jean-Marie, Prof. Dr., Paris/Frankreich.

Korrespondierende Mitglieder des Wissenschaftlichen Rates in Übersee:

Antonsen, Elmer, H., Prof. Dr., Urbana, Illinois/USA; – Bach, Emmon, Prof. Dr., Austin, Texas/USA; – van Coetsem, F., Prof. Dr., Ithaca, N. Y./USA; – Haugen, Einar, Prof. Dr., Cambridge, Mass./USA; – King, Robert D., Prof. Dr., Austin, Texas/USA; – Koekkoek, Byron, Prof. Dr., Buffalo, N. Y./USA; – Kufner, Herbert L., Prof. Dr., Ithaca, N. Y./USA; – Kuhn, Hans, Prof. Dr., Canberra/Australien; – Lehmann, Winfried P., Prof. Dr., Austin, Texas/USA; – Lloyd, Albert L., Prof. Dr., Philadelphia, Penn./USA; – Metcalf, Georg, J., Prof. Dr., Princeton, N. Y./USA; – Moulton, William G., Prof. Dr., Princeton, N. Y./USA; – Penzl, Herbert, Prof. Dr., Berkeley, Calif./USA; – Reed, Carroll E., Prof. Dr., Amherst, Mass./USA; – Springer, Otto, Prof. Dr., Philadelphia, Penn./USA; – Twaddell, William P., Prof. Dr., Providence, R. I./USA.

Wissenschaftliche Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache:

Abteilung Grammatik und Lexik:

Bausch, Karl-Heinz, Mannheim; – Hellmann, Manfred W., Dr., Bonn; – Hoberg, Rudolf, Dr., Mannheim; – Hoberg, Ursula,

Mannheim; – Kinne, Michael, Dr., Bonn; – Kühnhold, Ingeburg, Dr., Innsbruck/Österreich; – Marzahn, Barbara, Bonn; – Objartel, Georg, Dr., Mannheim (beurlaubt); – Schmidt, Günter, Dr., Bonn; – Wellmann, Hans, Dr., Innsbruck/Österreich; – Zint, M. A., Ingeborg, Mannheim.

Außerdem im Projekt „Grundstrukturen der deutschen Sprache“:

Berens, Franz-Josef, Freiburg (Eintritt 1. 10. 1973); – Deutrich, Karl-Helge, Dr., Freiburg (ausgeschieden zum 30. 9. 1973); – Elmauer, M. A., Ute, Freiburg (ausgeschieden zum 30. 6. 1973); – Fuchs, Harald-Peter, Freiburg (Eintritt 1. 4. 1973); – Gasser, Herbert, Dr., Mannheim; – Hilgendorf, Brigitte, Mannheim; – Mentrup, Wolfgang, Dr., Mannheim; – Nikitopoulos, Pantelis, Mannheim; – Schank, Gerhard, Dr., Freiburg; – Schoenthal, Gisela, Freiburg; – Schröder, Peter, Freiburg; – Schwitalla, Johannes, Freiburg (ausgeschieden zum 31. 3. 1973); – Toman, Jindrich, Mannheim.

Deutsches Spracharchiv:

Bethge, Wolfgang, Bonn; – Knetschke, Edeltraut, Dr., Bonn; – Sperlbaum, Margret, Dr., Bonn.

Arbeitsstelle für Probleme der Mehrsprachigkeit:

Kloss, Heinz, Dr., Mannheim.

Projektteilung Kontrastive Linguistik:

Avignon, Gérard, Mannheim (ausgeschieden zum 30. 9. 1973); – Belin-Forter, Monica, Mannheim; – Crössmann, Helga, Mannheim (ausgeschieden zum 15. 4. 1973); – Faure, Marc, Mannheim (ausgeschieden zum 11. 5. 1973); – Henkel, Harald, Mannheim (ausgeschieden zum 30. 9. 1973); – Hoppe, Gabriele, Mannheim; – Janin, Dominique, Mannheim; – Kaneko, Tohru, Mannheim (Eintritt 16. 9. 1973); – Kühnast, Jutta, Dr., Mannheim (Eintritt 1. 7. 1973); – Loudéche, Jacqueline, Mannheim; – Raabe, Horst, Mannheim (ausgeschieden zum 30. 9. 1973); – Rippich, Ludomira, Dr., Freiburg; – Samlowski, Wolfgang, Mannheim (ausgeschieden zum 30. 6. 1973); – Sengoku, Takashi, Prof., Mannheim (Eintritt 1. 10. 1973); – Stickel, Gerhard, Dr., Mannheim (Eintritt 1. 4. 1973); – Vogel, Irmgard, Dr., Mannheim; – Vorderwülbecke, Klaus, Mannheim

(Eintritt 1. 10. 1973); – Zaima, Susumu, Mannheim (Eintritt 1. 4. 1973).

Projektteilung Linguistische Datenverarbeitung:

Backhausen, Wilhelm J., Bonn; – Ballweg, Joachim, Mannheim (Eintritt 1. 2. 1973); – Bayer, Klaus, Mannheim (ausgeschieden 31. 1. 1973); – Berg, Hans-Hermann, Mannheim; – Booss, Ursula, Bonn; – Brecht, Werner, Bonn; – Domke, Gisela, Bonn; – Ebert, Karen, Dr., Bonn (ausgeschieden zum 31. 3. 1973); – Fritzsche, M. A., Bärbel, Mannheim (ausgeschieden zum 31. 3. 1973); – Günther, Heide, Mannheim; – Hagspühl, Aloys, Mannheim; – Harrell, Herbert, Dr., Bonn (Eintritt 1. 7. 1973); – Heinz, Eckart, Dr., Bonn; – von Held, Werner, Dr., Bonn; – Kaestner, Wolfgang, Bonn; – Keim, Inken, Mannheim; – Kolvenbach, Monika, Bonn; – Krummnack, Timm, Bonn; – Lange, Antje, Bonn (Eintritt 1. 8. 1973); – Lau, Gerd, Bonn; – Loetscher, Andreas, Mannheim; – Lutz, Hans-Dieter, Dr., Bonn; – Metzinger, Dieter, Bonn; – Naumann, Carl Ludwig, Marburg; – Reichert, Helmut, Bonn; – Reinerth, Karl, Bonn (Eintritt 1. 3. 1973); – Ritzer, Richard, Bonn (Eintritt 1. 8. 1973); – Saukko, Kaija, Mannheim; – Schumacher, Helmut, Mannheim; – Teubert, Wolfgang, Mannheim; – Wolfangel, M. A., Paul, Mannheim; – Wulz, Hanno, Mannheim; – Zifonun, Gisela, Dr., Mannheim (Eintritt 1. 4. 1973).

Informationsstelle:

Bausch, Karl-Heinz, Mannheim.

Redaktion der Zeitschrift GERMANISTIK:

Kroemer, Tilman, Tübingen.

Kommissionen und Beiräte des Instituts für deutsche Sprache

Kommission für Rechtschreibfragen:

Glinz, Hans, Prof. Dr., Aachen; – Hotzenköcherle, Rudolf, Prof. Dr., Zürich/Schweiz; – Knobloch, Johannes, Prof. Dr., Bonn; – Kranzmayer, Eberhard, Prof. Dr., Wien/Österreich; – Maurer, Friedrich, Prof. Dr. Dr. h. c., Merzhausen b. Freiburg; – Moser, Hugo, Prof. Dr., Bonn; – Weisgerber, Leo, Prof. Dr. Dr. h. c., Bonn-Bad Godesberg; – Nüssler, Otto, Wiesbaden.

Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege:

Vorsitzender: Moser, Hugo, Prof. Dr., Bonn; – Stellvertreter: Geyl, Ernst Günther, Dr. Dr., Jugenheim; – Glinz, Hans, Prof. Dr., Aachen. Appel, Heinrich, Dr., Bremen; – Berger, Dieter, Dr., Mannheim; – Betz, Werner, Prof. Dr., München; – Daniels, K., Prof. Dr., Bonn; – Dietrich, Margot, Wiesbaden; – Drosdowski, Günther, Dr., Mannheim; – Eggers, Hans, Prof. Dr., Saarbrücken; – Erben, Johannes, Prof. Dr., Innsbruck/Österreich; – Erk, Heinrich, Dr., München; – Förster, Uwe, Dr., Wiesbaden; – Grosse, Siegfried, Prof. Dr., Bochum; – Herzog, Reinhard, Stuttgart; – Jäger, Siegfried, Prof. Dr., Hagen; – Kaufmann, Gerhard, München; – Knobloch, Johannes, Prof. Dr., Bonn; – Kranzmayer, Eberhard, Prof. Dr., Wien/Österreich; – Maurer, Friedrich, Prof. Dr. Dr. h. c., Merzhauten b. Freiburg; – Mentrup, Wolfgang, Dr., Mannheim; – Neumann, Hans, Prof. Dr., Göttingen; – Nüssler, Otto, Wiesbaden; – Pelster, Theodor, Dr., Krefeld; – Pregel, Dietrich, Prof. Dr., Braunschweig; – Schmid, Otto, Dr., Gauting; – Schröter, Walther, Dr., Buxtehude; – Schulz, Dora, Dr., München; – Seibicke, Wilfried, Dr., Heidelberg; – Stave, Joachim, Hamburg; – Storz, Georg, Prof. Dr., Leonberg; – Thiel, Hans, Dr., Frankfurt; – Villiger, Hermann, Dr., Bremgarten/Schweiz; – Walther, Helmut, Wiesbaden; – Weisgerber, Leo, Prof. Dr. Dr. h. c., Bonn-Bad Godesberg; – Zinsli, Paul, Prof. Dr., Bern/Schweiz.

Beirat „Grundstrukturen der deutschen Sprache“:

Vorsitzender: Moser, Hugo, Prof. Dr., Bonn.
Bär, Günter, Dr., München; – Bausinger, Hermann, Prof. Dr., Tübingen; – Betz, Werner, Prof. Dr., München; – Boesch, Bruno, Prof. Dr., Freiburg; – Eggers, Hans, Prof. Dr., Saarbrücken; – Erben, Johannes, Prof. Dr., Innsbruck/Österreich; – von Faber, Helm, Dr., München; – Glinz, Hans, Prof. Dr., Aachen; – Grosse, Siegfried, Prof. Dr., Bochum; – Kohler, Klaus, Prof. Dr., Kiel; – Ortman, Wolf-Dieter, Dr., München; – von Polenz, Peter, Prof. Dr., Heidelberg; – Rupp, Heinz, Prof. Dr., Basel/Schweiz; – Ungeheuer, Gerold, Prof. Dr., Bonn; – Winter, Werner, Prof. Dr., Kiel.

Beirat „Deutsch-französische kontrastive Grammatik“:

Bausch, Karl-Richard, Prof. Dr., Bochum; – Coseriu, Eugenio, Prof. Dr., Tübingen; – David, Jean, Prof. Dr., Metz/Frankreich; –

Glinz, Hans, Prof. Dr., Aachen; – Janitza, J., L'Hay-les-Roses/
Frankreich; – Lerot, Jacques, Prof. Dr., Ottignies/Belgien; – Nickel,
Gerhard, Prof. Dr., Stuttgart; – Pollak, Wolfgang, Prof. Dr., Wien/
Österreich; – Wandruszka, Mario, Prof. Dr., Salzburg/Österreich; –
Winter, Werner, Prof. Dr., Kiel.

Beirat „Linguistische Datenverarbeitung“:

Vorsitzender: Eggers, Hans, Prof. Dr., Saarbrücken.

Braun, S., Dozent Dr., München; – Brockhaus, Klaus, Prof. Dr.,
Heidelberg; – Bunting, Karl-Dieter, Prof. Dr., Berlin; – Hart-
mann, Peter, Prof. Dr., Konstanz; – Heike, Georg, Prof. Dr.,
Köln; – Hübner, Gerhard, Dr., Bonn; – Lenders, Wilfried, Dr.,
Bonn; – Putschke, Wolfgang, Prof. Dr., Marburg; – Rath, Rainer,
Prof. Dr., Saarbrücken; – Schnelle, Helmut, Prof. Dr., Berlin; –
Schulte-Tigges, Friedhelm, Dipl.-Math., Darmstadt; – Steger,
Hugo, Prof. Dr., Freiburg; – Zimmermann, Harald, Dr., Saar-
brücken.

Beirat „Deutsches Spracharchiv“:

Debus, F. L., Prof. Dr., Kiel; – Kohler, Klaus, Prof. Dr., Kiel; –
Richter, H., Dipl.-Psych., Bonn; – Rupp, Heinz, Prof. Dr., Basel/
Schweiz; – Seiler, Hansjakob, Prof. Dr., Köln; – Schmitt, Ludwig
Erich, Prof. Dr., Marburg; – Tillmann, Hans-Günther, Prof. Dr.,
München; – Veith, W. H., Priv. Doz. Dr., Marburg; – Winter,
Werner, Prof. Dr., Kiel.

Verein der Freunde des Instituts für deutsche Sprache:

Vorsitzender: Seifriz, Adalbert, Dr. Dr. h. c., Minister a. D., Stutt-
gart; – Stellvertretender Vorsitzender: Dehnkamp, Willy, Bürger-
meister a. D., Bremen-Blumenthal; – Schatzmeister: Meyer, Herbert,
Dr., Mannheim; – Ehrenvorsitzender: Schütz, Werner, Rechtsanwalt,
Kultusminister a. D., Düsseldorf; – Vorstandsmitglieder: Reschke,
Hans, Dr. Dr. h. c., Oberbürgermeister a. D., Mannheim; – Schoettle,
Erwin, Bundestagsabgeordneter, Stuttgart.

Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache

A. SPRACHE DER GEGENWART

Schriften des Instituts für deutsche Sprache.

Gemeinsam mit Hans Eggers, Johannes Erben, Odo Leys und Hans Neumann herausgegeben von Hugo Moser.

Schriftleitung: Ursula Hoberg

Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf

Band 1: Satz und Wort im heutigen Deutsch, Jahrbuch 1965/66. Erschienen 1967.

Band 2: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik, Jahrbuch 1966/67. Erschienen 1968.

Band 3: Hans Jürgen Heringer, Die Opposition von ‚kommen‘ und ‚bringen‘ als Funktionsverben. Untersuchungen zur grammatischen Wertigkeit und Aktionsart, 1968.

Band 4: Ruth Römer, Die Sprache der Anzeigenwerbung, ³1973.

Band 5: Sprache – Gegenwart und Geschichte. Probleme der Synchronie und Diachronie, Jahrbuch 1968. Erschienen 1970.

Band 6: Studien zur Syntax des heutigen Deutsch, ²1971.

Band 7: Jean Fourquet, Prolegomena zu einer deutschen Grammatik, ⁴1973.

Band 8: Probleme der kontrastiven Grammatik, Jahrbuch 1969. Erschienen 1970.

Band 9: Hildegard Wagner, Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart. Eine Untersuchung der sprachlichen Sonderform und ihrer Leistung, ²1972.

Band 10: Empfehlungen zum Gebrauch des Konjunktivs in der deutschen geschriebenen Hochsprache der Gegenwart. Beschlossen von der Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege des Instituts für deutsche Sprache. Formuliert von Siegfried Jäger, ³1973.

Band 11: Rudolf Hoberg, Die Lehre vom sprachlichen Feld. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, Methodik und Anwendung, ²1973.

Band 12: Rainer Rath, Die Partizipialgruppe in der deutschen Gegenwartssprache, 1971.

Band 13: Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache, Jahrbuch 1970. Erschienen 1971.

- Band 14: Werner Ingendahl, Der metaphorische Prozeß. Methodologie zu seiner Erforschung und Systematisierung, 21973.
- Band 15: Leo Weisgerber, Die geistige Seite der Sprache und ihre Erforschung, 1971.
- Band 17: Fragen der strukturellen Syntax und der kontrastiven Grammatik, 1971.
- Band 18: Zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR. Methoden und Probleme seiner Erforschung. Aus den Referaten einer Tagung zusammengestellt von Manfred W. Hellmann, 1973.
- Band 19: Linguistische Studien I, 1972.
- Band 20: Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch. Jahrbuch 1971. Erschienen 1972.
- Band 21: Heidi Lehmann, Russisch-deutsche Lehnbeziehungen im Wortschatz offizieller Wirtschaftstexte der DDR (bis 1968), 1972.
- Band 22: Linguistische Studien II, 1972.
- Band 23: Linguistische Studien III, Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag, Teil 1, 1973.
- Band 24: Linguistische Studien IV, Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag, Teil 2, 1973.
- Band 26: Gesprochene Sprache. Jahrbuch 1972.
- Band 28: Helmut Graser, Die Semantik von Bildungen aus *über-* und Adjektiv in der deutschen Gegenwartssprache, 1973.
- Band 29: Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Eine Bestandsaufnahme des Instituts für deutsche Sprache, Forschungsstelle Innsbruck.
Erster Hauptteil: Ingeburg Kühnhold – Hans Wellmann, Das Verb.
- Band 30: Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Festgabe für Hans Glinz zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Horst Sitta und Klaus Brinker, 1973.

In Vorbereitung:

- Band 16: Bibliographie zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR. Zusammengestellt und kommentiert von einer Arbeitsgruppe unter der Leitung von Manfred W. Hellmann.
- Band 25: Els Oksaar, Berufsbezeichnungen im heutigen Deutsch.

Soziosemantische Untersuchungen. Mit deutschen und schwedischen experimentellen Kontrastierungen.

Band 27: Nestor Schumacher, Der Wortschatz der europäischen Integration. Eine onomasiologische Untersuchung des sog. ‚europäischen Sprachgebrauchs‘ im politischen und institutionellen Bereich.

Band 31: Andreas Weiss, Syntax spontaner Gespräche. Einfluß von Situation und Thema auf das Sprachverhalten.

Band 32: Deutsche Wortbildung. Zweiter Hauptteil: Hans Wellmann, Das Substantiv.

Band 35: Linguistische Probleme der Textanalyse. Jahrbuch 1973.

B. HEUTIGES DEUTSCH

Linguistische und didaktische Beiträge für den deutschen Sprachunterricht. Veröffentlicht vom Institut für deutsche Sprache und vom Goethe-Institut.

Max Hueber Verlag, München und Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf.

Reihe I: Linguistische Grundlagen.

Forschungen des Instituts für deutsche Sprache.

Herausgegeben von Ulrich Engel, Hugo Moser und Hugo Steger.

Schriftleitung: Ursula Hoberg.

Band 1: Siegfried Jäger, Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. Untersuchungen an ausgewählten Texten, 1971.

Band 2: Klaus Brinker, Das Passiv im heutigen Deutsch. Form und Funktion, 1971.

Band 4: Ulrika Hauser-Suida/Gabriele Hoppe-Beugel, Die Vergangenheitstempora in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. Untersuchungen an ausgewählten Texten, 1972.

In Vorbereitung:

Band 3: Bernhard Engelen, Untersuchungen zu Satzbauplan und Wortfeld in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart.

Band 5: Hermann Gelhaus, Das Futur in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart.

Band 6: Franz-Josef Berens, Analyse des Sprachverhaltens im Rede-konstellationstyp „Interview“.

Reihe II: Texte

Herausgegeben von Hugo Steger, Ulrich Engel und Hugo Moser
Schriftleitung: Ute Elmauer.

Band 1: Texte gesprochener deutscher Standardsprache I. Erarbeitet
vom Institut für deutsche Sprache, Forschungsstelle Freiburg, 1971.

In Vorbereitung:

Band 2: Texte gesprochener Standardsprache II. Textsorte Diskussion.

Reihe III. Didaktische Untersuchungen des Goethe-Instituts (geplant).

C. FORSCHUNGSBERICHTE DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Herausgegeben von Ulrich Engel und Irmgard Vogel
Verlag Tübinger Beiträge zur Linguistik

Band 1: U. Engel, Grundsätzliche Bemerkungen zu den Untersuchungen
über Tempus, Konjunktiv und Passiv; G. Beugel/U. Suida, Perfekt
und Präteritum in der deutschen Sprache der Gegenwart;
H. Gelhaus, Das Futur in der deutschen Sprache; S. Jäger, Zum
Gebrauch des Konjunktivs in der indirekten Rede; K. Brinker,
Das Passiv; S. Jäger, Der Modusgebrauch in den sogenannten
irrealen Vergleichssätzen; B. Engelen, Zur Semantik des deutschen
Verbs; U. Engel, Adjungierte Adverbialia, 1968.

Band 2: I. Zint, Maschinelle Sprachbearbeitung des Instituts für deut-
sche Sprache in Mannheim; H. W. Hellmann, Zur Dokumentation
und maschinellen Bearbeitung von Zeitungstexten in der Außen-
stelle Bonn; G. Billmeier, Über die Signifikanz von Auswahltext-
ten, 1968.

Band 3: P. Kern, Bemerkungen zum Problem der Textklassifikation;
H. W. Hellmann, Über Corpusgewinnung und Dokumentation im
Mannheimer Institut für deutsche Sprache; W. Müller, Teilerhe-
bungen und ihre Anwendung auf die Sprachbearbeitung; U. Engel,
Das Mannheimer Corpus, 1969.

Band 4: B. Engelen, Das Präpositionalobjekt im Deutschen und seine
Entsprechungen im Englischen, Französischen und Russischen; M.
H. Folsom, Zwei Arten von erweiterbaren Richtungsergänzungen;

- A. Ströbl, Aus den Überlegungen zur Bearbeitung der Wortstellung für das ‚Grunddeutsch‘; Ch. Winkler, Untersuchungen zur Intonation in der deutschen Gegenwartssprache; R. M. Frumkina, Über das sogenannte ‚Zipfsche Gesetz‘, aus dem Russischen übersetzt von A. Schubert †, 1970.
- Band 5: U. Engel, Regeln zur Wortstellung; U. Winkelstern, Corpusanalyse zur Untersuchung der Wortstellung; B. Busch, Erfahrungen bei der Codierung, 1970.
- Band 6: B. Engelen, Referentielle und kontextuelle Determination des Wortinhaltes; H. Fenske, Zur Codierung von Satzbauplänen; S. Jäger, Hochsprache u. Sprachform; S. Jäger / J. Huber / P. Schätzle, Sprachkompetenz, Sprachgebrauch und Sozialisation, 1971.
- Band 7: Gesprochene Sprache.
 Bericht der Forschungsstelle Freiburg des Instituts für deutsche Sprache.
 P. Schröder, Die Untersuchung der gesprochenen Sprache im Projekt ‚Grundstrukturen der deutschen Sprache‘. Planungen, Probleme, Durchführung; R. Müller, Die Konzeption des Corpus gesprochener Texte des Deutschen in der Forschungsstelle Freiburg des Instituts für deutsche Sprache; K.-H. Bausch, Vorschlag zu einer Typik der Kommunikationssituation in der gesprochenen deutschen Standardsprache; K.-H. Deutrich, Redekonstellation und Sprechsituation. Versuch zur Beschreibung eines Kommunikationsaktes; U. Elmauer, Abhängige Hauptsätze in gesprochenen und verschriftlichten Texten; H. Wulz, Maschinelle Weiterverarbeitung der Freiburger Transkriptionen der gesprochenen Sprache; K.-H. Deutrich / H.-P. Fuchs, Dokumentationsübersicht.
- Band 8: S. Jäger / J. Huber / P. Schätzle, Sprache und Sozialisation – Vorüberlegungen zu empirischen Untersuchungen, 1972.
- Band 9: H. Popadić, Untersuchungen zur Frage der Nominalisierung des Verbalausdrucks im heutigen Zeitungsdeutsch, 1972.
- Band 10: H. Fenske, Schweizerische und österreichische Besonderheiten in deutschen Wörterbüchern, 1973.
- Band 11: Ingrid Neumann, Temporale Subjunktionen. Syntaktisch-semantic Beziehungen im heutigen Deutsch, 1972.
- Band 12: G. Kaufmann, Das konjunktivische Bedingungsgefüge im heutigen Deutsch, 1972.
- Band 13: P. Nikitopoulos, Statistik für Linguisten. Eine methodische Darstellung. I. Teil, 1973.

In Vorbereitung:

H. Schumacher u. a., Probleme der Verbvalenz. Bericht über die Arbeit an einem deutschen Valenzlexikon.

H. Raabe, Trends in kontrastiver Linguistik (Arbeitstitel).

G. Harlass/H. Vater, Zum aktuellen deutschen Wortschatz.

D. MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE
für seine Freunde und Förderer

Heft 1: K.-H. Bausch, Zu diesem Bändchen; U. Engel, Plauderei über Satzbaupläne; H. Henkel, Kontrastive Grammatik – was heißt das?; H. Moser, Reform der deutschen Rechtschreibung?; P. Grebe, Einige Bemerkungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Instituts für deutsche Sprache, 1972.

Heft 2: Stellungnahme des Instituts für deutsche Sprache zur Rechtschreibreform

H. Moser, Zum Problem der Standardaussprache; G. Stickel, Plan einer kontrastiven deutsch-japanischen Grammatik; U. Engel/R. Hoberg, Pläne für die Erweiterung des Instituts für deutsche Sprache.

E. KULA

Kartei unveröffentlichter linguistischer Arbeiten zur deutschen Sprache der Gegenwart. Band 1, Mannheim 1973.

F. PHONAI

Lautbibliothek der europäischen Sprachen und Mundarten.

Herausgegeben von der Internationalen Vereinigung sprachwissenschaftlicher Schallarchive.

DEUTSCHE REIHE

Herausgegeben vom Deutschen Spracharchiv im Institut für deutsche Sprache.

Wissenschaftliche Leitung: G. Ungeheuer

Schriftleitung: Edeltraud Knetschke, Bonn

Leitung der Herstellung: Margret Sperlbaum, Bonn

Max Niemeyer Verlag, Tübingen

- Band 1: Lewis Levine/Walter Arndt, Grundzüge moderner Sprachbeschreibung, 1969.
- Band 2: Edeltraut Knetschke/Margret Sperlbaum, Anleitung für die Herstellung der Monographien der Laut-Bibliothek. S. Karger Verlag, Basel 1967.
- Band 3: Helmut Richter, Grundsätze und System der Transkription-IPA(G)-, 1973.
- Band 4: Monumenta Germaniae Acustica. Katalog 1965. Bearbeiter: E. Knetschke/M. Sperlbaum u. a., S. Karger Verlag, Basel 1965.
- Band 5: Wolfgang Bethge/Gunther M. Bonnin, Proben deutscher Mundarten, 1969.
- Band 6: Monographien 1
Wolfgang Bethge: Riesenbeck Kr. Tecklenburg; Georg Heike: Gleuel Kr. Köln; Emilija Grubačić: Kriva Bara; Peter Paul: Barossatal/Australien. 1970.
- Band 7: Monographien 2
Rudolf E. Keller: Jestetten Kr. Waldshut; Ludwig Georg Zehetner: Freising; Heinrich Schudt: Erbstadt Kr. Hanau. 1970.
- Band 8: Monumenta Germaniae Acustica. Katalog 1967. Bearbeiter: E. Knetschke/M. Sperlbaum u. a., 1969.
- Band 9: Monographien 3
Emilija Grubačić: Knićanin/Banat; Werner H. Veith: Bockwitz Kr. Sprottau. 1971.
- Band 10: Monographien 4
Wolfgang W. Moelleken: Niederdeutsch der Molotschna- und Chortitzamennoniten in British Columbia/Kanada. 1972.
- Band 11: Monographien 5
Dieter Karch: Großbockenheim Kr. Frankenthal/Kallstadt Kr. Neustadt an der Weinstraße. 1972.
- Band 12: Monumenta Germaniae Acustica. Katalog 1970. Bearbeiter: E. Knetschke/M. Sperlbaum u. a., 1972.
- Band 13: Monographien 6
Dieter Karch: Gimmeldingen Kr. Neustadt an der Weinstraße/Mutterstadt Kr. Ludwigshafen am Rhein. 1973.
- Beiheft 1: Wolfgang Bethge, Beschreibung einer hochsprachlichen Tonbandaufnahme. 1973.

In Zusammenarbeit mit dem Institut für deutsche Sprache erscheinen folgende Zeitschriften:

G. GERMANISTIK

Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen.
Max Niemeyer Verlag, Tübingen.

H. DEUTSCHE SPRACHE

Zeitschrift für Theorie, Analyse und Dokumentation.
Max Hueber Verlag, München.

I. PHONETICA

Zeitschrift der Internationalen Gesellschaft für phonetische Wissenschaften.
S. Karger Verlag, Basel.